o. germ.
1315 dk
Schmid

Friedel und Oswald.

Dritter Band.

257

Neue belletriſtiſche Werke
ſehr beliebter deutſcher Schriftſteller
aus dem Verlage von **Otto Janke** in **Berlin**,
welche durch jede Buchhandlung zu beziehen und in jeder guten Leihbibliothek vorräthig zu finden ſind:

Schwartz, Marie Sophie, Die Kinder der Arbeit. Roman aus dem Schwediſchen. 3 Bde. Geh. 1 Thlr.

Silberſtein, Auguſt, Die Alpenroſe von Iſchl. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

Smidt, Heinrich, Zinnen der rothen Tonne. Novellenbuch der Nieder-Elbe. 4 Bde. Geh. 4 Thlr.

Steffens, Feodor, Die Schulgefährten. Bilder aus der „böſen Welt." 3 Bde. Geh. 2 Thlr.

Stift, A. von, Culturſtudien. Kunſt- und Reiſebriefe aus der Schweiz und Deutſchland. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Wachenhuſen, Hans, Berliner Photographien. In eleg. Buntdruck-Umſchlag. Geh. 10 Sgr.

Wachenhuſen, Hans, Die Frauen des Kaiſerreichs. Pariſer Geſellſchafts-Skizzen. 5. Auflage. In eleg. Buntdruck-Umſchlag. Geh. 10 Sgr.

Wachenhuſen, Hans, Maccaroni. Loſe Blätter. 3. Auflage. In eleg. Buntdruck-Umſchlag. Geh. 10 Sgr.

Wachenhuſen, Hans, Am Wanderſtab. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

Wachenhuſen, Hans, Rouge et Noir. Roman. 2. Aufl. 2 Theile in 1 Bde. In eleg. Buntdruck-Umſchlag. Geh. 1 Thlr.

Wachenhuſen, Hans, Die Verſtoßene. Roman. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Wachenhuſen, Hans, Werke. 12 Bde. Mit dem Portrait des Verfaſſers in Stahlſtich Geh. 4 Thlr.

Inhalt: Band 1—4. Rom und Sahara.
= 5—6. Die bleiche Gräfin.
= 7—8. Rouge et Noir.
= 9—11. Des Königs Ballet.
= 12. Die Gräfin von der Nadel.

Willkomm, E., Der letzte Trunk. Roman. Geh. 1 Thlr.

Zeiſing, Adolf, Kunſt und Gunſt, Roman aus den erſten Jahrzehnten unſeres Jahrhunderts. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.

Friedel und Oswald.

Roman aus der Tiroler Geſchichte

von

Herman Schmid.

Dritter Band.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Berlin, 1866.
Druck und Verlag von Otto Janke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Capitel.

Das ſalige Fräulein.

Sommer war es geworden in allen Landen und auch in den Thälern, die wie grüne Strahlen ſich um den ſtarren, nie ſchmelzenden Eiskern der Oetzthaler-Gletſcher ſchlingen, begann er flüchtige Einkehr zu nehmen. Die hellgrünen Eiswaſſer gingen voller und mit weißerem Milchſchaum gekrönt zu Thal; die kleine Fläche, welche von der Roſener Ache durchſtrömt wird, war mit dichten, würzigen Alpenkräutern bedeckt; die „Bergmähder," die Abhänge, aus welchen zu beiden Seiten die braungrauen Felswände der Berge ſteil und ſchroff emporſtiegen, dufteten von Marbel, blauem Speik und Madaun, und ſelber die Ferner, welche aus Himmelsnähe von den zurücktretenden Hochflächen niederſchimmerten, ſahen ſich minder eiſig an, ſchier wie ein um die Bergſtirne geſchlungenes Schmuckband von Silber und blitzendem Bergkryſtall.

Durchs ganze Rosener Thal[1]) hin war es lebendig; überall in den Ebenen wurde das frisch gemähte Gras mit Rechen in kleine Hügel zusammengestreift, um es noch einmal auszubreiten oder zu roden an der Sonne des nächsten Tages, denn für heute ging die Arbeit zu Ende, die Sonne fand schon lange nicht mehr den Weg in das schmale Thalgelände, nur das beginnende Erglühen der Gletscher verrieth, daß sie noch nicht untergegangen war; von draußen aber, vom Fenderkirchlein am Eingang des Thales her, ertönte schon, zu Gebet und Ruhe mahnend, das kleine helle Abendglöcklein. Einzelne von den Mähern nahmen schon die Werkzeuge auf die Schulter, um dem Rosenerhofe zuzuschreiten, der fern im Thalgrund die gebräunten Holzwände erhob; nur an dem einen Hügel blitzten noch die kurzstieligen Sensen, mit welchen die Hänge gemäht werden, und eilig schritten die Männer hin und wieder, die hoch aufgeladene Heubürde vom Rücken in die kleinen niedern Hütten abzuleeren, in denen das Heu aufbewahrt wird, um im Winter auf dem Schlitten herunter geholt zu werden.

Dort, etwas abseits von den Arbeitern, stand Moidele, halb auf ihren Rechen gestützt, halb an eine

schlanke Zirbel gelehnt, die in der sonst winterlich baumlosen Gegend sich einzeln und einsam erhalten hatte. Das Mädchen stand hoch aufgerichtet und sah starr in den Abendhimmel empor; ihr Angesicht war nicht bläsſer, aber noch feiner, noch durchscheinender als früher — es war nicht zu erkennen, ob sie aus Ermüdung ruhte, oder ob ihr Auge an wunderbaren, nur ihr sichtbaren Gestalten auf dem Vernagt-Ferner hing, der eben wie eine dunkle Feuerrose aufzublühen begann, daß der Widerschein über ihr Antlitz zog. Sie war wie entrückt und verzückt; die Mähder und Roderinnen aber schienen das schon gewohnt zu sein und achteten nicht auf sie. „Das Moidele hat wieder seinen Tag," flüsterte Einer dem Andern zu, „sie sieht die saligen Fräulein und schaut ihnen zu, wie sie droben auf dem Eis tanzen im Abendroth . . ." Desto unverwandter hing an Moidele der Blick des Burschen, der durch das Rofnerthal an der Ach' entlang daher gewandert kam und nun am Fuße des Abhangs stehen geblieben war. Es war Linus; den Bergstock in der einen Hand, in der andern die Armbrust, den Bergsack auf dem Rücken und an der Hüfte den Köcher mit Bolzen. Auch er stand einen Augenblick wie versteint und über sein Gesicht ging

eine Glut, die nicht vom Gletscher kam, dem er den Rücken zuwandte.

Endlich trat er näher; die Fußtritte waren unhörbar auf dem weichen Grasboden, er stand neben Moidele, ohne daß sie ihn gewahrte. „Grüß Gott, Moidele," sagte er, unwillkürlich die Stimme dämpfend, als ob er selber sie zu stören fürchte. Wie aus einem Traume erwachend blickte sie um sich, fuhr mit der Hand über die Stirn und schien sich erst besinnen zu müssen, wo sie sich befand und was um sie her vorgegangen.

„Es ist awer, Moidele," begann Linus wieder, „da bin ich in Rosen — Du siehst, ich hab' Wort gehalten . . ."

„Grüß' Gott, Linus," sagte sie hinwider, indeß ein freundliches Lächeln um den feinen Mund aufzusprießen begann . . . „mich freut, daß Du 'kommen bist!"

„Freut Dich das wirklich?" fragte er mit erglühenden Wangen. „Hast mich doch wieder erkannt?"

„Ist's ja noch nicht so lang, daß wir einander begegnet sind . . . ich hab's nit vergessen, wie Du gut gewesen bist mit mir . . ."

„Und Du bist nit verwundert, daß ich komm'?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich hab's ja gewußt, daß Du kommst . . ." sagte sie wie vor sich hin.

„Gewußt, Moidele? Wie könnt' das möglich sein? . . . Aber Du hast Recht, das ist eine tappige Frag' . . . Du hast es mir wohl angemerkt, daß ich Dir nachziehen muß, wie die Schwalben dem Sommer . . ."

„Das ist's nicht, aber ich hab' oft so besondere Träum' . . . gestern Abend hab' ich Dich gesehn, wie Du herein 'kommen bist in die Berge: ich hab' Dich knieen und beten sehen vor dem Bildstock . . . dort, wo der Weg sich gabelt am Zwiselstein . . ."

Linus sah sie mit Befremden an, es war eine Art scheuer Ehrfurcht, was ihn vor dem Mädchen überkam. „Wenn Du das weißt, Moidele," sagte er dann, „nachher brauch' ich Dir auch nit zu sagen, warum ich komm' . . . dann weißt auch, was ich gebetet hab' . . . O sag' mir doch, ob Du manchmal nur ein klein's Bröselе an mich gedacht hast? Hast Dich gar nie hinausgesehnt in's schöne warme Etschland?"

Sie senkte das Köpfchen, wie in Erinnerung verloren. „Es wär' besser gewesen," sagte sie dann, „ich wär' nie hinaus gekommen!"

„O ſag' das nit, Moidele — Du glaubſt nit, was für ein blutiger Stich mir durch's Herz geht, wenn Du ſo redſt! Ich möcht' ja, daß Deine Gedanken alleweil bei uns draußen wären, bis Du ſelber Deinen Gedanken nachkämſt und draußen bliebſt in Algund . . . bei uns und bei mir und daß Du nimmer hereingingeſt und gar nimmer herein denken ſollteſt in Deine kalten Berg' . . .“

Sie hatte Antlitz und Blick wieder erhoben, aber er ruhte nicht auf Linus, ſondern hing wieder wie feſtgebannt an den Eishörnern des Vernagtferners, die mit der letzten verlöſchenden Glut in das nächtlich werdende Thal hernieder leuchteten.

„. . . Ich bleib' auf Rofen,“ ſagte ſie leiſe, aber feſt.

„Du wirſt Dich vielleicht doch noch anders beſinnen . . .“ erwiderte Linus mit gedrücktem, aber innigem Ton. „Wenn Du wollteſt, Moidele — wenn Du mir gut ſein könnteſt, Du kannſt es Dir gar nit vorſtellen, was für einen glücklichen Menſchen Du aus mir machen thätſt! Schau, ich muß es nur heraus ſagen: das iſt's geweſen, um was ich gebetet hab', dort vor dem Bildſtock am Zwiſelſtein . . . Wenn Du wollteſt, Moidele — ich hab' mit meinem Vater ſchon geredt, es iſt ihm Alles recht, er freut

ſich darauf, wenn Du als ſeine Schwieger auf den Tſchermſerhof kommen wollteſt . . .“

Er hielt inne; Moidele war unbeweglich wie zuvor. „Ich bleib' auf Roſen . . .“ flüſterte ſie dann.

Linus ſah ſie traurig an. „Dann wird's doch wohl ſein, wie ich's gleich Anfangs gefürchtet hab',“ begann er nach kurzem Schweigen . . . „es muß was Beſonderes ſein, was Dich gar ſo ſehr feſthalt' in dem kalten Thal . . . Wirſt wohl einen Andern gern haben . . .“

Sie ſah ihn nicht an, wie ſie ihn damals angeſchaut hatte, als er auf dem Wege zu den ſieben Eichen dieſelbe Frage an ſie geſtellt; ſie verneinte nicht — die leiſen Worte . . . „Ich bleib' auf Roſen . . .“ waren ihre ganze Erwiderung. „Aber ich vergeſſ' ja ganz, daß Du von der Reiſ' kommſt und müd' ſein wirſt, Linus . . .“ rief ſie dann mit einem Mal, wie ſich aufraffend, „es wird alm dunkel und die Mahder ſind auch ſchon alle heim . . . komm' mit, ich führ' Dich zum Vater, Linus; es wird ihn freuen, wenn Du als Gaſt einſprichſt auf Roſen . . .“

Den Rechen über die Schulter, die kurze Senſe in der Hand, ſchritt ſie raſch vor ihm her dem Gehöfte zu.

Als sie dort ankamen, war schon zahlreiche Gesellschaft versammelt, denn zur Zeit der Heuernte ist es in den Seitenzweigen des Oetzthales nicht so einsam, wie sonst das Jahr hindurch; es gilt, den Graswuchs schnell vor allen Möglichkeiten zu sichern und in den Heuhütten unterzubringen. Darum kommen Viele aus den angrenzenden Thälern herein, die sich als Mähder verdingen, denn die Bauern von Fend und Rofen sind wohlhabende Leute, welche den willkommenen Helfern gern hohen Lohn bezahlen. Besonders häufig kommen über das Timbelsjoch die Passeyrer; aber auch andre Gäste finden sich ein, zumal die Schnalser aus dem südlich angrenzenden Schnalserthal ziehen mit Tausenden von Schafen über den Murzollferner zwischen dem Similaun und der Finailspitze herein, um die zu höchst gelegenen Alpplätze abzuweiden, auf denen der schöne Graswuchs sonst unerreicht und unbenützt verkommen müßte.

Die Wohnstube im Erdgeschosse des aus mächtigen Balken gefügten und wohl mit Brettern verschalten Hauses war nicht hoch, aber geräumig; den größten Theil nahm der aus sehr einfachen Kacheln aufgebaute Ofen ein und er hatte wohl ein Recht dazu, denn er kam fast das ganze Jahr nicht außer

Thätigkeit, und ſelbſt in den Tagen der ärgſten Sonnenhitze brachte der Abend ſo empfindliche Kälte mit, daß der alte, behagliche Wärme ſpendende Hausfreund immer willkommen war. Gegenüber in der andern Ecke machte ſich der Tiſch nicht viel weniger breit, an welchem die Mahlzeiten eingenommen wurden und um den eben jetzt Mähder und Roderinnen verſammelt waren und ſich's bereits tüchtig ſchmecken ließen. Es gab die landesüblichen „Nocken," eine Art derber, aus Mehl gebackener Nudel[2]) und fette Milch zur Tunke, dann das geſottene Fleiſch von ein paar Murmenteln oder Murmelthieren mit dem Gemüſe von Mörchen, der einzigen Rübenart, welche in der winterlich hohen Bergregion nebſt einigen Stauden rauhen Salats gedeiht und gezogen wird.

Ruzzo von Roſen, der bei ſeinen Arbeitern ſaß, erhob ſich und begrüßte den Kommenden mit einfachem Handſchlag als ſeinen Gaſt; er that es freundlich und doch mit aller Würde eines Hausvaters, der ſehr wohl weiß und fühlt, daß er ein freier Mann und Herr eines Beſitzthums iſt, an das nicht ſo leicht ein anderer Arm zu taſten vermag, zumal in ſolcher Höhe und Bergwildniß. „Ihr kommt ſpät," ſagte er dann, indem er nach dem Tiſche deutete und etwas

bei Seite rückte, um dem Gaste den Ehrenplatz neben sich einzuräumen, „werdet Euch dran halten müssen, wenn Ihr noch zu Eurem Theil kommen wollt . . .“ Linus versicherte, daß er durchaus keinen Hunger habe; die Bergwanderung sei so überaus schön und großartig gewesen, daß er darüber auf alles Andere vergessen. Es mochte auch etwas Wahres daran sein, denn als er nach kurzem Gruß neben den Andern Platz gefunden, nahm er nur einige Bissen: Sinn und Auge streifte immer über den Tisch hinweg nach Moidele, welche auf der Ofenbank saß und bereits die Spindel springen ließ — auch sie schien der Ruhe wie der Nahrung nicht zu bedürfen.

Linus gab nur kurze Antworten, als der Rofner nach dem Beobachteten und Gesehenen fragte und erzählte dann, wie er schon den Pfad verloren zu haben glaubte, als er, in der tiefen Schlucht fortschreitend, durch welche der Oetzbach brüllt und schäumt, hoch über sich Hütten und Häuser liegen sah, während der Weg anscheinend immer mehr in die Tiefe führte; wie noch die Reste einer Schneelahne den Steig unterbrochen und Felstrümmer in dem Schnee lagen und entwurzelte Bäume, und wie dann auf einmal sich das grüne Fenderthal aufgethan, doppelt

lieblich nach all den Schauern und Zerstörungen der Wildniß.

„Ja 's ist eine wilde Schlucht," sagte der Rosner, „aber doch nichts im Vergleich zu der Teufelsschlucht, draußen wo es von Lengenfeld durch's Oetzthal hereingeht. Dort mag wohl manchmal auch Einem, der dran gewöhnt ist, das Herz hinunter fallen . . ."

„Ist im Ganzen ein gutes Jahr heuer," sagte Einer von den Passeyrern, „es ist viel früher awer geworden als sonst und die Ferner haben auch schon das Schneehemd ausgezogen!"

„Darfst ihnen doch noch nicht zu viel trauen," erwiderte ein Schnalser-Hirt, „es ist alm' noch nit Alles vorbei! Wie ich mit meinen Schafen herauf bin vom Finailhof, ist ein Schneesturm vom Similaun herunter gekommen, daß Einem Hören und Sehen verging und ich schon Reu' und Leid gemacht hab' . . . Das Vieh ist aber oft gescheidter als der Mensch, die Schaf' haben einen Felsbrocken ausgewittert, hinter dem haben sie sich zusammengeduckt und ich mit . . . Zum Glück hat's nit lang gewährt, sonst wären wir Alle miteinander verfroren und verweht . . ."

„Hätt'st eben sollen die saligen Fräulein [3]) an-

rufen," ſagte ein alter Knecht, deſſen Tracht den Oetzthaler bezeichnete. „Die ſind in ſolcher Noth am liebſten bei der Hand!"

„Die ſaligen Fräulein?" fragte eine der Roderinnen, eine ſtämmige Schnalſerin. „Wer iſt das?"

„Das weißt nit?" erwiderte der Alte. „Da ſieht man's daß Du keine Oetzthalerin biſt! Die Saligen ſind gute Geiſter, die droben auf den Fernern im Eis hauſen und die Gamſen hüten, die ihr Hausvieh ſind. Wer ein gutes Gewiſſen hat und den Gamſen nichts zu Leid thut, dem helfen ſie gern und haben ſchon manchen Jäger oder Hirten, der ſich verſtiegen hat, von einem Grat oder Kahr wieder herunter geholt . . . Lach' nit," fuhr er fort, als das Mädchen eine ungläubige Miene machte, „es iſt Alles wahr, was ich ſag'. Die Saligen meinen's gut mit den Leuten, und wo in einem Haus der Frieden ſo recht daheim iſt und die Eintracht, da kommen ſie wohl Abends mit der Spindel in Heimgarten und ſpinnen mit den Weibern in die Wett', und wo ſie einkehren, kehrt auch das Glück ein und der Segen. Im Sommer und wenn ſie luſtig ſind, kommen ſie wohl auch und helfen mit beim Flachsraufen, denn den Flachs haben ſie gern, und manch-

mal in der Heumahd, wenn der Mahder einen Fleck abgemäht hat und mit dem Wetzstein an der Sens' streicht, daß eine Roderin kommen soll, steht auf einmal, wie er sich umschaut, ein wunderschön's saliges Fräulein hinter ihm und lacht ihn an und hilft ihm das Heu roden . . ."

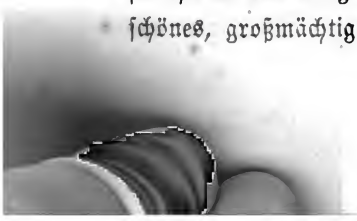
„Hast schon einmal eine Salige gesehn?" fragte die Schnalserin, welche nicht so leicht zu überzeugen war oder den Alten necken wollte.

„Bin nit so glücklich gewesen," erwiderte dieser, „wer nit unter dem rechten Zeichen geboren ist, der kriegt sie nit zu Gesicht. Aber mein Ahn'l hat mir oft vom Seppel drüben vom Kaiserhof in der Sölden erzählt . . . er ist dabei gewesen, wie der Seppel in einen Abgrund gesprungen ist wegen einer Saligen . . ."

„Wie denn das?" fragten Mehrere. „Erzähl's doch, Görgle . . ."

„Wenn Ihr zuhören und nit freveln wollt, erzähl' ich's wohl," sagte der Alte und richtete sich in seiner Ecke bequemer zurecht. „Der Kaiserseppel also," begann er dann, „war ein braver Bursch und bildsauber dazu und hat sein' Vater sein Vieh aufgetrieben auf die Alm', ein Jahr wie's ander' und

ist wohl den ganzen Sommer auf der Alm gewesen, mutterseelenallein. Einmal, wie's Mittag worden ist, hat er sich ein Feuer angemacht und hat wollen sein Essen kochen, und wie er so daran richtet, da fangen im Heiligkreuzer Kirchlein die Glocken sich zu rühren an und läuten zum Gebet. Da ist der Seppel geschwind niedergekniet zum Beten und in der Eilfertigkeit ist er an seinen Hafen angestoßen und hat ihn umgeworfen, daß die Speis' in's Feuer fiel, und ist es aus gewesen mit dem Mittagessen. Auf einmal, wie er umschaut, ist in der Felsenwand hinter ihm ein Spalt gewesen, den er noch nie hat gesehn gehabt, der war so groß wie ein Kirchenthor, und in dem Spalt ist ein saliges Fräulein gestanden, das hat ein weites weißes Gewand angehabt und ein Kränzel von blauen Flachsblüten auf dem Kopf und das goldene Haar ist ihr bis auf die Ferse hinuntergegangen. Und das salige Fräulein ist zu ihm hingegangen und hat ihn bei der Hand genommen und „Seppel," hat sie gesagt, „weil Du so fromm bist und über dem Beten Dein Mittagsessen verloren hast, will ich Dir ein anderes geben." Und da hat sie ihn in den Berg hineingeführt, da ist ein wunderschönes, großmächtiges Schloß da gestanden aus lauter



Bergkrystall, und darum herum sind lauter Wiesen gewesen und grasgrüne Almmähder, auf denen haben die Gamsen geweidet. Das salige Fräulein aber hat den Seppel in das Geschloß hineingeführt und hat ihm zu essen gegeben, den allerbesten Wein und die allerkostbarste Speis' und da sind noch viele salige Fräulein gewesen, eine schöner wie die andere, die haben dem Seppel vorgesungen und vorgetanzt, bis er eingeschlafen ist und wie er wieder wach worden ist, ist er wieder draußen gelegen auf der Alm und die Felswand ist wieder verschlossen gewesen, wie vor und eh' . . ."

„Wird ihm wohl alles das geträumt haben!" meinte die Roderin.

„Anfangs hat es der Seppel auch gemeint, aber am andern Tag um dieselbige Stund' ist das salige Fräulein wieder 'kommen und so jeden Tag und hat mit ihm geredt und ihn in den Berg hinein geführt und er hat ein Leben gehabt wie im Himmel und dieweil er aus gewesen ist, haben die Nörgeln sein Vieh hüten müssen — das sind Zwerge und sind die dienstbaren Geister von den Saligen — da hat sich kein Stück erfallen und das Vieh ist immer schöner 'worden und die Milch immer reichlicher und ist eine

einzige Bedingung dabei gewesen, daß er keinem sterblichen Menschen ein Wörtel davon sagen und nie einer Gams was zu Leid thun darf. Er hat's auch gehalten, der Seppel, aber wie einmal sein Vater auf die Alm kommen ist und hat ihn besucht und hat gesehn, daß er so aus der Weis' vergnügt ist, da hat er ihn gefragt und in seiner Herzensfreud' hat der Seppel auf sein Versprechen vergessen und hat sein heimliches Glück verrathen — da hat's hinter ihm in der Felswand geklungen, als wenn Eins recht bitterlich weinen thät' und drauf ist der Berg zu'blieben und das salige Fräulein ist verschwunden gewesen und nimmermehr 'kommen . . ."

Der Erzähler hielt inne. „Wie ist's aber mit dem Kaiserseppel aus'gangen?" fragte der Schnalser Schafhirt nach kurzer Stille.

„Der hat's lang nit glauben wollen," begann Görgle wieder, „und hat Tag für Tag vor der Felsenwand gebetet und gerufen und hat die Sensen gestrichen, weil die Saligen das Klingen so gern haben; es ist aber Alles umsonst gewesen. Da hat er sich hinuntergekränkt und ist abgeserbt, daß kein Mensch mehr in ihm den schön' Kaiserseppel hätt' erkennen mögen, und wie er gesehn hat, daß Alles

nichts hilft, ist er wild worden in seiner Trübsal und hat sich an mein' Ahnl' gemacht, der ist ein Jäger gewesen, und ist immer hinaus, die Steinböck' zu schießen, die Murmenteln und die Schneehühner. Der Ahn'l hat ihn auch mitgenommen und wie sie einem Steinbock nachgestiegen sind, zu höchst hinauf auf einen Grat, wo das Gewänd' abgefallen ist, dreimal so tief, als der höchste Kirchthurm hoch ist . . . da haben sie ein Rudel Gams aufgescheucht und der Seppel hat die Armbrust gespannt und angelegt! Mein Vater hat ihm wohl zugeschrien und hat ihm abwehren wollen, aber der in seiner Verwirrung hat losgeschnellt und eine Gams ist richtig gestürzt . . . Im selbigen Augenblick aber ist der Seppel wie versteinert da gestanden, denn er hat das salige Fräulein vor sich erblickt, das hat die verwund'te Gams aufgehoben und hat ihn betrübt angeschaut und hat ihm zurückgewunken . . . „Da ist sie . . ." hat er geschrien, hat die Armbrust weggeworfen und mit ausgebreiteten Armen, als wenn er etwas erfassen und halten wollt', ist er über das Gewänd' hinaus gesprungen und hat sich zerschmettert . . ."

Einen Augenblick, nachdem der Erzähler geendet,

waltete tiefes Schweigen in der Stube; jeder hing seinen Gedanken nach, Linus blickte nach Moidele hinüber, welche, die ruhende Spindel in der Hand, mit dem Haupte an Ofen und Wand zurückgesunken war — sie schien zu schlafen.

„Wohl mag es sein, wie Du sagst, Alter," sagte dann Ruzzo, „die saligen Fräulein sind wohl keine bösen Geister, aber die Gemeinschaft mit ihnen ist doch nicht für uns Menschen und führt oft zu einem traurigen Ende. Sie sind aber nicht mehr viel zu sehen im Lande und nur vor einiger Zeit hab' ich einen bewährten Mann aus dem Pitzthal gesprochen, der hat erzählt, sie seien auf dem Frauenstein gesehn worden, wo ihre Hauptheimat ist; sie hätten sich die Haare gekämmt und bitter geweint, daß sie fort müßten aus dem Land, denn es ist kein Bleiben für sie, wo es nicht Frieden ist, und wir haben ja Uneinigkeit und Krieg im Lande und ist noch immer keine Aussicht, daß es anders wird! Wär' doch nur Herzog Friedel wieder zurück! Weiß Keiner von Euch, wie es steht mit ihm und draußen im Reich? Ihr Passeyrer kommt doch öfter in's Etschland hinaus und Ihr Schnalser in's Vintschgau und könnt hören, was in der Welt geschieht . . . wir Rosener

erfahren ſchier nur, was die Geier über die Jöcher tragen! Iſt es wahr, wie derſelbe Mann mir erzählt, die Fehde, die Herzog Friedel mit dem König gehabt, ſei aus und er habe ſich mit ihm vertragen?"

„Ich hab' ſo gehört," ſagte Linus. „Wie er in Acht und Bann war und Alles gegen ihn aufgeſtanden iſt und ſie ihm all' ſeine Länder nehmen wollten, da hat er ſich unterworfen und iſt nach Coſtentz zurück — der König hat ihm dagegen verſprochen, daß er all' ſeine Länder und Ehren wieder haben ſollt' und ſo denkt man im Burggrafenamt, wird er wohl bald heimkommen und den übermüthigen Rittern das Handwerk legen . . ."

„Gott gebe das, es iſt hohe Zeit," ſagte Ruzzo, „der Unfriede währt nun ſchon in's dritte Jahr — es thut Noth, daß ein Herr in's Land kommt, ſonſt . . ."

Geräuſch vom Ofen her unterbrach ihn; die Spindel war Moidele's Händen entfallen, ſie ſaß wie zuvor, halb zurückgelehnt, aber ihr Blick war ſtarr und unheimliches Gemurmel halb verſtändlicher Worte kam über ihre Lippen.

„Kümmert Euch nicht um das Moidele," ſagte der Hausherr ſich raſch erhebend, während die Uebri-

gen mit ſcheuer Neugier nach der Ofenbank blickten. „Das arme Leut' hat ſeinen Zuſtand wieder — ſie hat's von ihrer Mutter geerbt, daß ſie manchmal nicht bei ſich iſt . . . Thut mir den Gefallen, Männer, und geht: allein komm' ich am beſten zurecht mit ihr. Es iſt auch ſchon ſpät; geht, Männer und legt Euch in's Heu und ſchlaft wohl auf Roſen . . . gute Nacht!"

„Gute Nacht," erwiderten die Knechte, ſich entfernend; auch Linus mußte folgen, obwohl es ihm faſt unmöglich war, ſich loszureißen, denn Moidele's Anblick, ſo unheimlich und ſelbſt grauenhaft er war, hatte doch etwas an ſich von einer unſagbaren und faſt überirdiſchen Schönheit.

„Sie hat das Geſicht," [4]) ſagte die eine der Roderinnen ſich bekreuzend, „ihre Mutter iſt auch ſo geweſen . . . Die hat auf viele Stunden weit geſehn, was geſchieht . . . ſie iſt ſchier wie eine Sterbende . . ."

„Das nit," erwiderte flüſternd einer der Knechte, „aber mir fallt dabei ein, was der alte Görgle erzählt hat . . . dem Moidele geht nichts ab, als das weiße Gewand, ſo ſieht's aus wie eine von den Saligen . . ."

Als die Stube leer war, trat der Roſner zu

ſeiner Tochter, ſchöpfte Waſſer aus dem Kruge am Tiſch und ließ es über die Schläfe der Verzückten herniederträufeln: die erfriſchende Kühle hatte ſchon oft bei ſolchen Anläſſen belebend und erweckend gewirkt. „Komm' zu Dir, Moidele," ſagte er dann und faßte ihre Hand, „laß es nicht ſo Gewalt haben über Dich — das iſt nit vom Guten . . ."

„Wo bin ich denn?" fragte ſie nach einer Weile, indem ſie mit allen Zeichen des Schreckens und der Angſt um ſich blickte.

„Wo ſollſt ſein?" fragte der Vater gütig, aber entſchieden. „Auf Roſen — bei mir, bei Deinem Vater. Was haſt wieder für Einbildungen, die Dich erſchrecken?"

„Nein, das ſind keine Einbildungen, Vater . . . ich hab' ja Alles deutlich vor mir geſehn — die fremde Stadt und das große Waſſer und am Strand einen Scheiterhaufen, der war angezündet, daß die Flammen himmelan ſtiegen, und in dem Feuer ſtand ein Mann, der laut betete und ſang, indeß er verbrannte . . . Sie laſſen ihn nicht mehr fort, Vater . . . Sie haben dem Mann im Feuer auch ihr Wort gegeben und haben ihn doch verbrannt . . . Vater, ſie wollen ihm auch an's Leben . . ."

„Wem denn, Moidele? Von wem redſt Du denn?“

„Frag' nit,“ fuhr ſie verwirrt fort, „halt mich nit, Vater . . . ich muß fort, muß ihn warnen, Vater, daß er ihnen nit traut . . .“

„So ſag' doch, wem?“ rief der Roſener faſt rauh. „Du weißt, ich kann das Weſen nit leiden . . . nimm Dich zuſammen und red' wie ein vernünftiger Menſch . . . wen willſt warnen?“

Moidele richtete ſich aus ſeinem Arm auf, es war wieder Leben und Klarheit in dem Blick, mit welchem ſie um ſich ſah. „Es wird doch wohl ſein, daß mir nur geträumt hat,“ ſagte ſie dann ruhig, „es iſt nichts, Vater: weißt ja wie ich bin und daß ich nichts dafür kann . . . Es iſt ſchon wieder vorbei, aber matt bin ich und meine Augen brennen — ich denk' ich will ſchlafen gehn . . .“

Der Alte ſah ſie mit durchdringendem Blick an. „Ja ſchlaf' nur,“ ſagte er, „und vor dem Einſchlafen bet' zu Deinem Schutzengel, daß er ſich neben Dich ſetzt, an Deine Lagerſtatt und die böſen Geiſter von Dir abhalt', die Einem die böſen Gedanken in die Seel' ſtreuen — das iſt ein Samen, Moidele, der aufgeht und wuchert wie das wildeſte Unkraut . . .“

Er machte ihr das Kreuzzeichen auf die Stirn;

ſie beugte ſich auf ſeine andre Hand nieder, drückte einen ehrerbietigen Kuß darauf und verließ die Stube.

— Am andern Morgen hatten die Heuer ſchon beim erſten Tagesgrauen das Haus verlaſſen; nur Ruzzo ſaß noch mit ſeinem jungen, etſchländiſchen Gaſt auf der Bank vor der Thür. Etwas vorgebeugt, die Hände um die nackten Knie gefalten, ſah er zu Boden und ſchien die Steinchen zu zählen, die er mit der groben Holzſohle ſeines Schuhs hin und wider ſchob. Er hörte Linus zu, der die erſte Stunde des Alleinſeins benutzt hatte, den Herrn des Hofes mit dem geheimen Zweck ſeiner Ankunft bekannt zu machen und die Werbung um Moidele anzubringen. Er hatte ſchon geendet, aber der Rofener ſah immer noch vor ſich hin, als gingen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf. „Bedank' mich der Ehr'," ſagte er dann, „ich hab' immer im Sinn, weil ich zwei Buben hab', ich möcht' den Rofnerhof theilen und noch ein Haus bauen[5]) — die Weidenſchaft reicht wohl aus für Zwei, wenn ſie ſich rühren wollen. Hab' mir drum oft gewünſcht, es möcht' Einer kommen und das Moidele holen und ihm auch ein ordentliches Heimweſen bereiten . . . freut mich drum, daß Du gekommen biſt; Du biſt ein richtiger

Burſch, wie ich mein': der Tſchermſer, Dein Vater, iſt mir ein gar wackerer Mann und ſein Hof iſt nit zu ſchänden . . . Wird aber doch wohl nichts werden damit und werden wir's uns aus dem Sinn ſchlagen müſſen, alle Zwei . . . Das Moidele iſt krank, Du haſt es ja ſelber geſehn, ſie hat von ihrer Mutter ſelig das andere Geſicht . . . was willſt Dir ein krankes Weib heimführen?"

„Ich hab' keine Sorg' derenthalb," ſagte Linus, „bei uns im Algund iſt gar ein warmes und geſundes Oertel . . . das Moidele ſoll's woltern gut haben bei mir; da wird ſie wohl geſund werden . . . ich mein', das tiefſinnige Weſen müßt' in den Eisbergen da herinnen daheim ſein und wird wohl vergehn drunten im warmen Etſchland . . ."

„Wohl, wohl," ſagte der Rofner, halb als Antwort, halb vor ſich hin, „es macht wohl tiefſinnig, das Leben zwiſchen den Eisbergen, die ſo ernſthaft ſind und ſo ſtill — aber das Eis vergeht in dem warmen luſtigen Thal — kann wohl ſein, es geht mit dem tiefſinnigen Weſen auch nit anders . . . Aber noch Eins iſt dabei! Will Dich denn das Moidele? So viel ich davon verſteh', ſind ihre Gedanken ganz wo anders, als bei der Freit' . . ."

„Weiß wohl," erwiderte Linus, „noch hat ſie mir das Jawort nit gegeben, noch iſt's weit davon . . . aber ich will nit verzagen, ſie wird wohl nachgeben, wenn ſie erſt ſieht, wie ſo viel gern ich ſie hab'!"

„In Gott's Nam' alſo — ich will's wünſchen und geb' von Herzen gern meinen Segen dazu . . ."

„Will gleich noch mal bei ihr anklopfen!" rief Linus ſich erhebend. „Wo iſt ſie? Im Haus?"

„Da kennſt das Moidele ſchlecht," entgegnete der Rofner und wandte ſich dem Hauſe zu. „Wie's grau 'worden iſt, iſt ſie ſchon hinaus, auf die obere Mahd am Vernagtferner, in den Hütten nachzuſchauen, ob nichts fehlt . . . Darfſt nur dem Felsſteig dort nachgehn, da kannſt nit irren . . ."

Wenige Augenblicke ſpäter war Linus auf dem Wege und ſchritt auf dem ſchmalen Pfade hin, der an der toſenden Ache aufwärts führte. Das Thal ward beinahe mit jedem Schritte enger, immer näher rückten die Felſenwände zuſammen, bis zuletzt kaum noch Raum genug übrig blieb, um Fuß faſſen zu können zwiſchen Waſſer und Fels. Als der Wanderer ſich durch die letzte Enge gezwängt, überblickte er ein kleines Thälchen, das ſich nach innen wieder aus-

weitete und rundete, mit duftendem Rasen überdeckt und mit niedrigen Heuhütten besetzt, deren graue, aus Platten von Glimmerschiefer aufgeschichteten Wände und schwarze steinbeschwerte Dächer sich angenehm abhoben von dem saftigen Grün des Bodens. Im Hintergrunde, am Ende des Thälchens drängten die Berge sich wieder aneinander und bildeten mit wunderbar geformten, wüst zerrissenen Spitzen, Hörnern und Zacken einen weiten ansteigenden Kessel, in welchem ein vorgeschobenes Stück des Gletschers wie in einer Umzäunung eingebettet lag. Das Eis reichte bis an den Rasen herab und bildete am Eingang eine hohe meergrüne Halle, welche die Ach sich allmälig ausgenagt und ausgewühlt hatte und aus der sie nun weiß wie Milch hervorschäumte. Das Eis, an der Oberfläche schon schneefrei und mit mächtigen Klüften durchzogen, schimmerte im vollen Sonnenschein gleich einem riesigen Bergkrystall in allen Farben und Lichtern des Diamanten. Betroffen von der schauervollen Erhabenheit des Anblicks stand der junge Südländer einen Augenblick still: am Eingange des Eisgewölbes sah er Moidele stehn, welche in die Höhle hineinblickte, unbekümmert um den Eishauch, der daraus hervorstrich — es gehörte eben nicht viele

Einbildungskraft dazu, die ſchöne Geſtalt für etwas Ueberirdiſches zu halten, für die geiſterhafte Beherrſcherin der feierlichen Einſamkeit.

Halb unwillkürlich hielt Linus an, als fürchte er ſie zu verſcheuchen; aber diesmal war ſein Kommen nicht ſo unbemerkt geblieben, ſie wandte ſich ihm zu und kam ihm eine Strecke entgegen, bis zu einer der Heuhütten, vor welchen das überſtrömende Wildwaſſer einen mitgeriſſenen Felsblock liegen gelaſſen hatte. Sie ließ ſich darauf nieder und deutete auch Linus, ſich neben ſie zu ſetzen. „Du kommſt recht, Linus,“ ſagte ſie, „ich hab' ſchon auf Dich gewartet . . .“

In Moidele's Weſen und Reden lag ſo viel Sonderbares, daß Linus das in dieſen Worten enthaltene faſt nicht mehr auffiel — er ſah ſie nur wie erwartend an, und ohne auf ſein Schweigen zu achten, ohne das Auge vom Boden zu erheben, fuhr ſie fort:

„Haſt mich lieb, Linus?“

Er zuckte zuſammen und vermochte nichts zu erwidern vor Erregung und Freude: ſtatt aller Betheurung und Antwort legte er nur die Hand auf die Bruſt.

„So thu' mir was zu lieb,“ ſagte ſie wieder

und ſah ihn an und das Lächeln, das ihren Mund ſo reizend machte, ſpielte um die Lippen.

„Alles, Alles, was Du verlangſt," entgegnete er haſtig. „Red' nur Moidele . . ."

„Dann mußt Du Dich gleich auf den Weg machen, Du darfſt nimmer heim und mußt fort, wie Du da biſt . . ."

„Aber wohin?" fragte er ſtaunend.

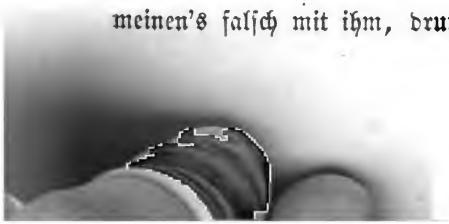
„Ich weiß den Namen nicht . . . in die Stadt, wo jetzt die große Kirchenverſammlung iſt . . ."

„Nach Coſtentz?" rief er und ſein Staunen wuchs. „Und was ſollt' ich denn dort?"

„Herzog Friedel iſt dort . . . er traut ihnen, denen er ſich ergeben hat, aber ſie meinen's falſch mit ihm . . . er iſt verrathen und verkauft . . ."

„Aber woher weißt Du das?"

„Frag' nit, Linus, und geh' . . . Woher ich's weiß, kann ich Dir nit ſagen, aber es kommt manchmal ſo ſonderbar über mich, dann ſeh' ich Oerter, wo ich in meinem Leben nicht geweſen bin und verſteh' Sachen, von denen ich nie was gehört hab' . . . Wie ſie geſtern Abend vom Herzog geredet haben, da iſt mir die Stadt vor'kommen im Geiſt . . . ſie meinen's falſch mit ihm, drum ſoll er fort aus der



Stadt, ſoll keinen Augenblick länger bleiben, ſonſt iſt er verloren . . . und Du, Linus, ſollſt hin und ſollſt nit raſten unterwegs und ſollſt es ihm ſagen . . . Beſinn' Dich nit ſo lang, Linus, und geh'!"

Linus ſah ſie mit befremdeten Blicken und wie forſchend an. „Wie kümmerſt Du Dich in der weiten Entfernung gar ſo ſehr um den Herzog?" ſagte er. „Der wird ſeine Ritter haben und ſeine Rathsherren, die ihm ſagen, was er thun muß . . . was thät' er wohl denken, wenn ein Bauer daher käm' und ihm rathen wollt'!"

„Sorg' nit um das — danken wird er Dir! Sag' ihm nur, das Moidele von Rofen ſchickt Dich . . . nein, ſag' nur, daß Du vom Rofnerhof geſchickt biſt . . . dann wird er Dir ſchon glauben . . ."

Das Antlitz des Burſchen röthete ſich, ſein Auge leuchtete. „Kennſt Du denn den Herzog, Moidele?" ſagte er mit gepreßter Stimme.

„Ich hab' ihn in Innsbruck geſehn . . ." erwiderte ſie ruhig und doch war es, als ob etwas in ihrer Stimme zittere und ſie noch weicher klingen mache, als ſonſt.

„Das iſt mein Geſchäft nit," rief Linus auflodernd. „Hab' nichts zu ſchaffen mit den großen

Herren! Warum ſollt' ich auch gehn? Haſt Du mir doch noch nicht einmal eine Antwort gegeben auf meine Frag' oder iſt ſie Dir gar keiner Antwort werth? Schickſt mich wohl gar weiter, damit ich Dir aus dem Weg komm'? Schickſt mich einem Andern zu Hülf', an dem Dir mehr gelegen iſt, als an mir?"

Moidele erhob ſich und ſah ihm mit den großen durchdringenden Augen feſt in's Geſicht. „So bleib', Linus," ſagte ſie, „zwingen will ich Dich nit . . ."

„Und wenn ich nit ginge — was wollteſt dann thun?"

„Wie fragſt? . . . Gewarnt muß er werden . . . mit der Hilf' Gottes werd' ich den Weg nach Coſtentz auch finden . . ."

„Nein, das ſollſt nit," rief Linus und vertrat ihr den Weg. „Du biſt ein ſonderbares Leut, man weiß nie, wie man daran iſt mit Dir. Es hat faſt den Schein, als wenn Dir an dem Herzog beſonders viel gelegen wär' und nit bloß deswegen, weil's der Herzog iſt — aber wenn Du mich ſo anſchauſt, dann mein' ich wieder, es kann nit ſein . . . Ich will ja thun, was Du verlangſt, Moidele! Ich will den Herzog aufſuchen und nit ruhn, bis ich ihn ſel-

ber hinausgeführt hab' aus Coſtentz und bis ich Dir ſagen kann, daß er ganz in Sicherheit iſt — aber Du mußt mir dafür auch was zu Lieb' thun und mußt mir eine beſtimmte Antwort geben . . ."

„Hab' ich's denn nit ſchon gethan? Wie ſoll ich's noch beſtimmter ſagen?" erwiderte ſie gelaſſen. „Ich bleib' auf Roſen . . ."

„Ich kann's noch nit glauben, Moidele," ſagte er treuherzig, „ich will's noch nit glauben . . . und dann iſt das auch nit beſtimmt geredt . . . Warum willſt auf Roſen bleiben? Willſt gar nie fort oder nur nit mit mir? . . . Aber ich dräng' Dich nit mehr, ich will Dir Zeit laſſen, Moidele . . . nur das Einzige ſag' mir: wenn ich jetzt Alles thu', was Du haben willſt, und wenn ich dann über's Jahr wieder komm', ſobald's awer iſt . . . Hab' ich gar keine Hoffnung, daß Du mir dann eine andere Antwort gibſt?"

„Ueber's Jahr?" ſagte ſie und ſah ihn mit einem Blicke voll wehmüthiger Freundlichkeit an . . . „Ueber's Jahr werd' ich wohl nimmer Nein ſagen . ."

„Iſt's möglich?" rief Linus in jubelnder Aufwallung. „O Moidele — Du kannſt es Dir nit denken, wie glücklich Du mich machſt mit der Red'!

Ich will fort auf der Stell' . . . es wird ſich ſchon Gelegenheit geben unterwegs, daß ich meinem Vater Botſchaft thun kann, damit er ſich nicht ſorgen muß um mich . . . ich will es wohl ausrichten, was Du verlangſt, wie die Ritter in den alten Mährlein, die von ihren Fräulein hinausgeſchickt worden ſind . . . ich will's mit jedem Ritter aufnehmen . . . und über's Jahr, wenn der Frühling wieder kommt, dann komm' ich auch und nachher ſagſt Du . . . Nein, Du mußt es ſelber ſagen, es hört ſich gar zu ſchön an . . . Moidele, ſag's noch einmal: wenn ich über's Jahr komm' und will Dich holen und will Dich fragen, ob Du mein Weib werden willſt? . . ."

Moidele ſtand unbeweglich, als wären es wieder ganz eigene, befremdliche Gebilde der Zukunft, die an ihrer Seele vorüber gingen — ihr Auge hing ſtarr an den Eiszacken des obern Ferners, an welchen eben eine ſtrahlende Wolke vorüberzog, weit hinflatternd wie das nebelhafte Gewand einer unſichtbaren geiſtigen Geſtalt. Sie wiederholte es mit leiſer Stimme und nickte mit dem Kopfe der Wolke zu, als habe ſie wohl verſtanden, was ſie ihr bedeute . . . „Ueber's Jahr ſag' ich nimmer Nein! . . ."

Linus erwiderte nichts mehr; kräftig faßte und

schüttelte er des Mädchens Hand und eilte hinweg. An der Enge des Thaleingangs wandte er sich um, Moidele hatte sich wieder auf den Steinblock gesetzt und hielt die Hände im Schoos gefalten — das Haupt wie zuvor in die Höhe gerichtet. „Ueber's Jahr sagt sie nicht mehr nein," rief er fröhlich vor sich hin . . . „also sagt sie Ja . . . Frisch auf, Linus! Und wenn der ganze Weg bis nach Costentz nichts wär' als ein einziger Gletscher . . . Du richtest es aus!" — —

In Costentz war inzwischen die Lage des Herzogs eine allerdings immer bedenklichere geworden. Dem römischen König hatte es niemals an Vorwänden zu Verzögerungen gefehlt und obwohl Papst Johannes längst in seine und des Concils Gewalt förmlich übergeben und wohlverwahrt in dem festen Schlosse zu Gottlieben am Rhein untergebracht war, tauchten doch immer neue Bedenken und Bedingungen auf, um die gegen gänzliche Unterwerfung zugesagte völlige Wiederherstellung, die Lösung von Bann und Acht und die Rückgabe aller Würden und Lande von einem Tage zum andern zu verschieben. Dem Concilium boten sich dazu als bequeme Handhabe die vielen gegen den Tiroler Herzog angebrachten Klagen,

insbesondere der drei von ihm so schwer gedrängten Bischöfe von Chur, Brixen und Trient, welche den Augenblick wohl zu benützen verstanden und ihre Stimme über dem Niedergeworfenen mit doppelter Macht erhoben. Dem Könige dienten seine andern Geschäfte zur Ausflucht, denn nachdem Angelo Corrario oder Papst Gregor längst die dreifache Krone freiwillig niedergelegt hatte, nachdem Baldassaro Cossa oder Papst Johannes als Gefangener dem Absetzungs-Urtheile entgegen sah, lag ihm Alles daran, auch den dritten Papst, Petrus von Luna oder Benedikt zu beseitigen, — dann war der Gedanke, der ihm allmälig zur Hauptaufgabe seines Lebens wie seines Herrschens geworden war, verwirklicht: die Einheit der Kirche und der Christenheit wieder hergestellt und zu diesem Ruhme hoffte er auch den noch höhern zu fügen, durch eine von allen Seiten für nothwendig erkannte Reform der Reiniger und Neubegründer der Kirche zu werden. Das Vorhaben, als Abgesandter und oberster Machtträger der Kirche wie des Reichs nach Perpignan zu reisen, forderte große Vorbereitungen und über diesen wurde begreiflich Andres vergessen, mußte Alles als minder wichtig zurückstehn: es galt, entweder auch Benedikt zu freiwilliger Abdankung zu

bewegen oder, wenn er in seiner Hartnäckigkeit beharren sollte, die Fürsten und Völker, welche noch zu ihm standen, von ihm zu trennen — waren erst die Navarresen und Castilianer, die von Arragon und aus der Grafschaft Foix dahin gebracht, das Concilium zu beschicken, so war der Zweck erreicht, und der starrsinnige Greis mochte, von Allen verlassen, immerhin sich noch als Papst erkennen und erklären — er war machtlos geworden und die Welt ging über ihn hinweg ihren Lauf. Als die Vorbereitungen endlich getroffen waren, kam die Reise selbst; eines Morgens hörte Herzog Friedrich in die Gemächer, wo man ihn gefangen hielt, das Glockengeläut, das Trompetengeschmetter und das Rufen des Volkes erschallen, das dem abziehenden König das Geleite gab: er war machtlos und schutzlos in den Händen seiner ergrimmtesten Gegner und mußte nur zu herb erfahren, daß auch diejenigen, die sich seine Freunde genannt, immer mehr von ihm ließen. — Alle oder doch die meisten der Fürsten hatten seine Unterwerfung gut geheißen: da sie geschehen war, veränderte sich die Anschauung und was erst besonnene Mäßigung gewesen, hieß unwürdige Schwäche — Niemand in der Umgebung des Königs fand Herz und Zunge

für ihn und der Einzige, der für ihn sprach, der bärtige Ludwig von Baiern-Ingolstadt, war bald zum Schweigen gebracht, als sein Vetter Heinrich von Baiern-Landshut, mit dem er in langem Grolle gelebt, bei nächtlichem Ueberfall ihn auf den Tod verwundete [6]), daß er, ein siecher Mann, schwer darnieder lag, schier unfähig, seiner selber zu wahren.

Alle Lande Friedrichs waren noch in den Händen derer, die sie erobert oder verliehen erhalten hatten; der größte Theil hatte dem Reiche ohne Widerrede gehuldigt: in dem Mittelpunkte seiner Macht, in Tirol war der unruhige Adel zum Herrn des Landes geworden, denn Sigmund war außer Stande, seine Zusagen und schönen Verheißungen zu erfüllen. Friedrichs Bruder, Herzog Ernst von Steiermark suchte im Trüben zu fischen; die Meinungen waren getheilt und nur darüber bestand vollkommen Einigkeit, daß, wer immer die Oberherrschaft schließlich erringen sollte, die eigentliche Macht doch in den Händen des Adels bleiben, daß ihre alten trotzigen Rechte nicht nur bestätigt, sondern beträchtlich erweitert werden sollten — von Herzog Friedel war bei ihnen nicht mehr die Rede, er ward für einen Verschollenen und Todten geachtet.

Immer tiefer sank der gebannte länderlose Fürst, mit der Macht begann auch die Ehrfurcht zu schwinden, welche mit ihr verbunden war, und zu der Ohnmacht gesellte sich bald ihr verzerrtes Schattenbild, die Geringschätzung mit der Geißel des Spotts. Das geschah um so mehr, als bald auch der äußere Schein und Glanz seines Standes von ihm wich und bei dem aller Einkünfte Beraubten und Gefangenen der Mangel die trübselige Einkehr nahm.[7]) Die Wohnung des Herzogs stach sehr ab gegen die angenehm wohnliche Herberge im Kreuzlinger Kloster oder dem stattlichen Felixen-Hof, wo er vorher gehaust: diese Pforten öffneten sich dem nicht mehr, dessen Zukunft so dunkel und ungewiß war — auch hatte er leicht Raum genug, denn es war so weit, daß er nur mit zwei Pferden und einem einzigen Knechte sein Einlager nahm.

Diese Ereignisse und Begebenheiten hatten nicht verfehlen können, auf Friedrichs Gemüth einen tiefen Eindruck zu machen. Er war trübe, fast finster geworden und suchte die Einsamkeit; im verschlossenen Gemache saß er Stunden lang, über Plänen für die Zukunft brütend oder in peinliche Zergliederung der Vergangenheit vertieft. Das Unglück, das ihn ge-

troffen, hatte ſein weiches Gemüth, dem jeder eigene Halt ermangelte, bis in den Grund gebrochen; noch grollte er zwar nur mit der äußern Welt, mit den Verhältniſſen und Menſchen die ihn ſo weit gebracht, aber nicht ſelten verſank er in Grübeleien, und malte ſich aus, wie es gekommen ſein möchte, wenn er dieſen oder jenen Schritt nicht gethan hätte; er fragte ſich und unterſuchte, ob er am meiſten gefehlt, als er dem Papſte die verhängnißvolle Zuſage gab, oder in der Stunde, als er ſich wieder von ihm losriß und zu Sigmund zurückkehrte. Der Wendepunkt in ſeinem innern Leben war herangekommen wie in ſeinem äußern; noch hatte die Wandlung nicht begonnen, aber der Boden war umgebrochen und vorbereitet und harrte nur des Augenblicks, der das Samenkorn in ihn legen ſollte. Am öfteſten wohl war es das Bild des Innsbrucker-Feſtabends, das an ſeiner Seele vorüber ſchwebte. Er ſah dann Oswald vor ſich ſtehn, er glaubte, den freundſchaftlich-treuherzigen Ton zu hören, der ihm abrieth von der unheilvollen Verbindung. Hätte er ihm gefolgt, wäre er der ihm gegebenen Zuſage treu geblieben, es hätte ihm alles Elend, alle die Schmach erſpart, die über ihn gekommen: er mußte bekennen, der Freund hatte Recht

gehabt, und erröthete vor sich selber über sein immerwährendes Schwanken, über die stete Unsicherheit seiner Entschlüsse, über die Gewalt, die der Augenblick über ihn hatte, der nach langem Prüfen und Abwarten ihn immer durch den letzten Eindruck bestimme — aber je lebhafter diese Empfindungen waren, desto mehr wuchs sein Groll gegen Oswald; noch hatte die Selbstsucht und die Selbsttäuschung in ihm die Oberhand. Von allen Absagungen, die ihm so zahlreich zugekommen, hatte ihn keine so tief getroffen, als jene kurzen zwei Zeilen nach der schwersten Stunde seines Lebens, nach der qualvollen Demüthigung im Barfüßerkloster. Oft wenn er der Zukunft und der Rückkehr zur alten Macht und Herrschaft gedachte, sann er darüber, wie er jene gebrauchen und diese neu aufbauen wolle: er fühlte dann, daß er es über sich zu gewinnen vermöchte, dem wilden Starkenberger sich zu befreunden und selbst dem trotzigen Spaur zur Versöhnung die Hand zu reichen — aber Oswald mußte büßen, ein furchtbares Strafgericht sollte den kühnen Sänger treffen, der nicht den Fürsten, sondern den Mann in ihm gekränkt; dem er selber die Losung der Freundschaft gegeben und der sie ihm zerrissen vor die Füße geworfen.

Es konnte nicht fehlen, daß dieſe Geſinnung manchmal, wenn auch nur in flüchtigen Worten und Andeutungen, auch im Geſpräche mit ſeiner Umgebung zu Tage trat und dann unterließ Sabine niemals, das Ihre beizutragen, um die Erbitterung gegen Oswald zu ſteigern: hatte ſie doch, ſeit der Stunde beim Königsfeſte, wo ſie als Edelknecht die Hingabe des von ihr einſt ſo ſehnlich begehrten Rings an eine Andere geſchaut, nur zwei Gefühle, welche ihr ganzes Weſen ausfüllten, die Liebe zu Friedel und den Haß gegen Oswald. Wie dieſer ſich ſchärfte, nahm jene an leidenſchaftlicher Heftigkeit ſtetig zu — jene Liebe war das Lied, womit ſie ihr Gewiſſen einſang, wenn es im Schlafe aufzureden begann, ſie war ihre Rechtfertigung dem Andenken Oswalds gegenüber: ſie bedurfte derſelben, um deſto grimmiger haſſen zu können und am Feuer dieſes Haſſes brütete die Rache ihre Schlangen-Eier aus. Oswald war ihr an Allem allein Schuld: ſie hatte ſich an ihn geſchmiegt, hatte ſich im Schwanken an ihn geklammert, hatte es bereuend verſucht, ſich an ihm zu halten und aufzurichten — er hatte ſie von ſich geſtoßen, er allein hatte zu verantworten, wenn ſie gefallen war! — Dennoch war ihr Verhältniß zu Friedrich längſt nicht mehr das

Alte und je mehr ihre Hingebung und Innigkeit sich steigerte, desto kühler und zurückhaltender schien er zu werden. Die sinnliche Flamme, welche zuerst in ihm gelodert hatte, war längst im Sinken gewesen und erloſch immer mehr, je sichtbarer Sabinens Antlitz das Gepräge all der Leidenschaften zur Schau zu tragen begann, welche ruhelos in ihr wühlten und auf die Dauer auch die Harmonie der schönsten Züge vernichten mußten: er hatte nur noch etwas wie die alte Anhänglichkeit der Gewöhnung für sie, etwas wie Dank für die seltene Treue, mit der sie an ihm hing — eine letzte Rücksicht, wie das erkaltete Herz sie gern zeigt, wenn es bereuend und voll Selbstvorwurfs das Erlöschen der Glut einzugestehen sich scheut, deren Wiedererweckung doch nicht mehr in seiner Macht steht.

Sabine wohnte noch in den Gartengemächern des reichen Wechslers, der sich bald überzeugt hatte, daß die schöne Frau auch ohne einen fürstlichen Beschützer immerhin reich genug war, daß er keinen Verlust zu befürchten habe. Das hatte auch die Frau ausgesöhnt, und das Geschenk eines schönen Ringes vollends das anfängliche Mitleid mit der Verlassenen in beginnende Neigung verwandelt. Als Sabine nach

Friedrichs Flucht aus Conſtanz von der erſten Betäubung und Verwirrung zu ſich gekommen war, hatte ſie bald den Entſchluß gefaßt, in Conſtanz zu bleiben, bis es ihr gelingen würde, über des Herzogs Aufenthalt und weitere Unternehmungen Nachricht zu erhalten: war es doch in keiner Hinſicht räthlich, nach Innsbruck oder Tirol zurückzukehren. Als er wieder kam, wurde er ſicher von Niemand mit ſolchem Entzücken begrüßt und gerade dieſe unverholen ausgedrückte Freude war es, was den Herzog noch einmal in die alten Feſſeln gezogen und ein Band neu geſchlungen hatte, das jeder Augenblick löſen oder zerreißen konnte.

Friedrichs Herberge oder richtiger ſein Gefängniß befand ſich in der abgelegenen Gaſſe, welche vom Judenthurme die Stadtmauer entlang ſich zum Konradsſteg hinzieht, mit der Rückſeite nach dem See und dem kleinen Damme gewendet, welcher im Viereck in demſelben aufgeführt war, eine Art Hafen bildend, deſſen Eingang durch ein Thürmchen überbaut war, in welchem ein Wächter oder Hafenwart hauſte, um jedes Fahrzeug zu beobachten, das ſich der Stadt näherte oder von ihr entfernen wollte. Dieſe Gegend war abſichtlich gewählt, weil die Flucht des Herzogs,

welche man immer befürchtete, hier ſchwerer auszuführen war; vor dem Hauſe ſtand Tag und Nacht ein wohlbewaffneter Knecht als Wache, und eine Abtheilung von Reiſigen des Königs hatte ſtändig in der Schenke zur „goldenen Bracke" Einlager genommen, denn von dort aus war die ganze Straße zu überſchauen und wenn auch der Wappner an der Thüre ſeine Schuldigkeit nicht gethan hätte, wäre es doch ſelbſt für ein Mäuschen unmöglich geweſen, unbemerkt aus- oder einzugelangen.

Sabine, ein weites Umſchlagetuch über den Kopf geworfen, ſchlüpfte aus der Gartenthür ihrer Wohnung und huſchte an den Häuſern hin, an der Schenke vorüber, wo an einem Tiſche die Reiſigen beiſammen ſaßen und mit aller Trägheit eines ermüdenden Wächterdienſtes ſich gähnend reckten oder in den Abendhimmel emporlugten, der zwiſchen den hohen Häusergiebeln ſchmal genug hereindämmerte. Sie waren zu faul, die Würfel rollen zu laſſen, die nebenan auf dem Tiſche lagen; der Weinkrug lag umgeſtürzt daneben, es mochte an den nöthigen Plapparten und Pfennigen fehlen, ihn wieder füllen zu laſſen. An einem anderen Tiſche ſaß eine deſto buntere und regſamere Geſellſchaft, eine wahre Muſterkarte all des

verschiedenen verkommenen Gesindels und der Landfahrer, welche dazumal aus dem ganzen Reiche die Wanderung unternahmen nach der vielberufenen und vielverheißenden Conciliumsstadt. Den Mittelpunkt der Versammlung bildete ein wandernder Quacksalber, der allerlei kostbare und unfehlbare Arzneien gegen allerlei Schäden des Leibes aus seinem Zwerchsacke preisend hervorbrachte; ihm zunächst stand eine schwarze Zigeunerdirne, die mit Begier nach der Salbe langte, welche sie von den häßlichen Flecken befreien sollte, wodurch ihr sonst angenehmes Gesicht entstellt war. Ein paar Zigeuner saßen gleichgiltig daneben; dann ein paar Wallfahrer, die sich den Anschein gaben, als suchten sie in Costentz das Heil ihrer vernachläßigten Seelen auf einmal von Grund aus zu besorgen; einige Krüppel, die als Bettler von ihren Gebrechen eine reiche Aernte zu machen hofften, fahrende Frauen, fahrende Schüler und Gartknechte, welche nach einem Herrn und einem Dienste zu suchen vorgaben. Alle schrien und lachten durcheinander; manchmal ward an dem Fenster der Schenke der Kopf und das wüste Angesicht des buckligen Kneißl sichtbar, welcher die Gasse hin nach der Behausung des Herzogs spähte, und dabei mit den Zigeunern

oder einem andern aus der Schaar Blicke des Einverſtändniſſes wechſelte.

Abgeſondert von dem Schwarm, anſcheinend ſehr ermüdet und nur mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt ſaß ein ſtattlicher Pilgersmann mit Muſchelkragen und Muſchelhut und einem mächtigen ſchwarzen Bart, der weit auf die Kutte herabreichte. Auch dem feinſten Beobachter wäre es unmöglich geweſen, in ſolcher Umgeſtaltung den ſchönen Algunderburſchen zu erkennen, der Tags zuvor durch das Paradieſerthor hereingewandert war. Er hatte vergebens verſucht, in das Haus zu dem Herzog zu gelangen; der Knappe hatte den Auftrag, Niemand zu dem Gefangenen zu laſſen und insbeſondere war geheime Weiſung gegeben, Alles zurückzuweiſen, was auf eine Nachricht aus Tirol oder Verbindung damit abzielen konnte. Der kluge Burſche hatte ſich nicht lange beſonnen und unter dem Vorwande, daß er zum heiligen Grabe wandern wolle, ſich den Pilgeranzug erhandelt: in dieſem hoffte er ohne Verdacht das Haus beobachten und vielleicht eine Gelegenheit finden zu können, in daſſelbe zu dringen.

Als Sabine zu dem Hauſe gelangte, ließ der Wächter den gewohnten ungefährlichen Gaſt ungehin-

dert eintreten; die Soldaten drüben bemerkten sie auch und schickten ihr ein höhnisches Gelächter nach. Kaum war sie hineingeschlüpft, als man vom Eingange der Straße her das Klirren schwerer Eisenketten vernahm, die Stadtwache schritt heran, und zog überall die Ketten vor, um für die völlig eingebrochene Nacht den Verkehr zu hemmen und etwaige Zusammenrottungen unmöglich zu machen. Ihre Ankunft war das Zeichen für die Gäste, sich von der Straße zu entfernen; die Reisigen zogen sich in den „goldenen Bracken" zurück, das Gesindel stäubte auseinander, daß es kaum erklärlich war, wie und wohin die nicht unbeträchtliche Schaar so schnell zu verschwinden vermochte — sie mußten mit den Ecken und Schlupfwinkeln der Gasse vollkommen vertraut sein, um sich so schnell darin zurecht zu finden.

Auch Linus erhob sich; er hatte keine Aussicht mehr, noch heute zu dem Herzoge zu gelangen und verlor sich in Gedanken, wie er es anfangen müsse, am folgenden Tage glücklicher zu sein. Hatte er auch aus allerlei Gesprächen zur Genüge entnommen, daß Moidele's Visionen nicht alles Grundes entbehrten, so schien ihm die Gefahr doch nicht so dringend, daß seine Botschaft den Aufschub bis zum nächsten Mor-

gen nicht wohl ertragen hätte. Um gleich in der Nähe zu sein, näherte er sich der Schenke, dort Herberge zu suchen.

In der Thüre kam ihm der Kneißl entgegen; das Aussehen des Buckligen hatte sich gegen sein früheres sehr verändert. Statt des abgerissenen Wammses trug er den behäbigen Rock eines wohlhabenden Bürgers und statt der Gugel saß eine ehrbare Mütze auf seinem struppigen Haare: das spitzbübische Gewerbe des Aufhetzers und Achselträgers hatte ihm eine reiche Ernte eingebracht und da ihm kein Geschäft zu schlecht, kein Lohn zu gering war, da er bald die Liebesbotschaften der Ritter und Anderer trug, bald den Kundschafter und Zwischenträger aller Parteien machte, hatte sich sein Seckel allgemach gefüllt und mit seinem verbesserten Aussehn war auch seine Thätigkeit gestiegen.

„Guten Abend, Bruder Wendelin," rief er, als Linus näher kam, während im Dunkel des Hausplatzes einer der Gartknechte von ihm weghuschte. Dann blieb er stehn und nahm den Schein an, als ob er sich in der Person geirrt habe. „Verargt es mir nicht," sagte er, „daß ich Euch mit einem bekannten, einem frommen Manne verwechselt habe, dem Ihr

auf's Haar gleicht . . . Ihr kommt wohl weit her . . ."

Linus erkannte sogleich an der Mundart, daß er einen Tiroler vor sich hatte, aber er war klug genug, seine Wahrnehmung zu verbergen und die Landsmannschaft nicht merken zu lassen. Er konnte das auch leicht, war doch damals im Vintschgau, nahe an seiner Heimath, die romanische Rede vielfach verbreitet und auf manchem Gange die Etsch abwärts hatte er das Welsche genügend erlernt, um sich dessen bedienen zu können. Er gab sich daher den Schein, als ob er aus Welschland komme und der deutschen Sprache nur wenig mächtig sei. Ein unbestimmter Verdacht bekräftigte ihn in dieser List; wenn er sich auch des Vorfalls an der Schenke von Terlan nicht erinnerte, war es ihm doch wie eine dunkle Ahnung, als ob er den Buckligen schon irgend wo gesehen. „Ich komme aus Mailand," sagte er gebrochen, „und will nach Palästina wallfahrten — zuvor aber wollte ich den Segen holen in dieser Stadt, wo alle hohen Würden der Christenheit vereinigt sind . . ."

„Werdet wohl müde sein," fragte lauernd der Kneißl, „und ebenso wenig im Seckel als im Magen haben?"

„Freilich, freilich . . . ich bin ein armer Mann . . .“

„Nun, es könnte geſchehen, daß ich Euch den Seckel füllte! Was ſagt Ihr zu dieſem Goldgulden . . . Ihr ſollt ihn haben, aber . . . ein Dienſt iſt den andern werth . . .“

„Und was begehrt Ihr von mir?“

„Bleibt hier . . . verſteckt Euch in der Nähe . . . es werden bald ein Paar die Straße herankommen und ſich in der Mitte begegnen und Händel miteinander anfangen: es werden dann mehrere dazu kommen, dann helft mit . . . Ihr ſcheint ein ſtarker Mann zu ſein . . . Helft mit ſchreien und lärmen, damit es ein rechtes Getümmel giebt . . .“

„Sonſt nichts? Aber warum das?“

„Das ſollt Ihr wiſſen . . . Seht das Haus dort gegenüber, wo der Knappe lehnt mit ſeinem langen Spieß . . . da herbergt ein Ritter, der einem Andern bittres Leid angethan . . . weiß es ſelbſt nicht genau . . . meine aber, er hab' ihm ſeinen Schatz abſpenſtig gemacht. So vor aller Welt kann er nicht an ihn, aber der Andre hat's geſchworen, daß er's ihm heimgibt und einträukt . . . wenn nun das Getümmel losgeht auf der Straße, iſt es ein Leichtes,

daß ein paar handfeste Kerle in das Haus dringen nnd dem Verführer anthun, was ihm gehört . . ."

„Wer ist der Ritter?" fragte Linus, mit Mühe seine Spannung verbergend.

„Das geht Euch nichts an, frommer Bruder . . ." entgegnete der Kneißl lachend. „Wenn Ihr den Goldgulden wollt, so fragt nicht so unnützes Zeug, und thut, was man verlangt . . ."

„Ich will ja — gebt nur," rief Linus und griff mit verstellter Begierde nach dem Goldstücke . . . „aber ich sorge nur, es könnt' am Ende schlimm ablaufen und wenn dem Ritter etwas begegnete, könnt' es Einem wohl gar an den Kragen gehn . . ."

„Warum nicht gar! Niemand soll was beweisen können; es hat eben einen Auflauf abgegeben . . . das geschieht wohl manchmal . . . Wer kann dafür, wenn's auch in irgend ein Haus eindringt und irgend Jemand einen Streich bekommt, der ihm nicht vermeint war? . . . Es ist nichts zu fürchten, sag' ich Euch . . . es sind gar mächtige und wichtige Leute, die um den Spaß wissen, es wird Niemand ein Haar darum gekrümmt und wenn alle Stricke reißen . . . Am Konradsteg liegt ein Nachen bereit und der Hafenwart weiß, daß in der Nacht vielleicht einige Männer

hinausgefahren kommen und wird sie durchlassen ... für alle Fälle merkt Euch die Losung, frommer Pilger," fuhr er fort, indem er Linus das Gold in die Hand drückte ... „sie heißt Lichtenstein ... Also macht Eure Sache gut und wenn dabei etwas geschieht, was Euch Skrupel macht, ... Ihr seid ja auf der Wallfahrt begriffen, da könnt Ihr's gleich mit abbüßen, ... es geht in Einem hin ..." Er ging, nach wenig Schritten aber kam er wieder zu Linus zurück, der noch immer betroffen und wie rathlos dastand. „Und laßt Euch nicht etwa einfallen," sagte er höhnisch, „daß Ihr das Gold behalten und Euch aus dem Staube machen wollt ... es sind mehrere um Euch herum, die Ihr nicht seht und die Ausgänge sind in den rechten Händen ..."

Linus sah dem Enteilenden sinnend nach. „Es ist doch wunderbar," murmelte er vor sich hin, „das gilt dem Herzog ... es ist kein Zweifel! Das Moidele hat also doch recht gehabt und ich bin gerade zur rechten Zeit gekommen ..." Lautlos drückte er sich an das Haus und huschte die Gasse hinan. —

Sabine war indessen auf der Treppe und im Vorgemach des obern Stockwerks angekommen. Es war von einer schlechten Lampe matt beleuchtet, daß

die herumstehenden Schränke und Kästen nur unklar zu unterscheiden waren. Vor einem derselben stand eine stämmige Bürgersfrau und war emsig darüber, die darin aufbewahrten Gewande, Waffenstücke und anderen Hausrath zu mustern.

„Zurück da!" rief Sabine, als sie es gewahr wurde und drängte die Frau von dem Schranke weg. „Was macht Ihr hier? Was erkühnt Ihr Euch, des Herzogs Schränke zu öffnen?"

„Und wenn ich es that," rief die Frau, sich zu ihr wendend und stemmte die Arme in die Hüften, „steht es Euch zu, mich darüber zu bereden? Die Herren vom Concilium haben mir den Herrn Herzog in's Haus gelegt als Miethsmann und als Gast und des Gastes Habe ist des Wirthes Pfand, so ist's Brauch und Rechtens in Costentz. Wer will mir wehren, nach meinem Pfande zu sehen, daß mir der Schaden nicht ganz und gar über den Kopf wächst!"

„Schaden? den habt Ihr wohl bei solchem Gaste nicht zu fürchten . . ."

„So? Wer ist mir gut dafür, daß er mich zahlt? Daß er mich zahlen kann? O ich bin nicht so blind, daß ich es nicht sähe, wenn mir Einer in die Augen fährt! Eine arme Wittib, wie ich, muß auf ihre

Sachen ſchauen! Man darf wohl ſeine Pfennige zuſammenhalten, damit man die Kinder nicht als Bettelleute zurückläßt! . . .“

„Ihr werdet keinen Schaden haben, Frau,“ rief Sabine, „um Herzog Friedrichs willen ſollen Eure Kinder nicht zu Bettlern werden . . . Wie viel beträgt Eure Forderung? Ich werde ſie bezahlen . . .“

„Gucket einmal!“ entgegnete die Frau und ſchlug die Hände zuſammen. „Das iſt eine Red', die ſich hören läßt! Wann's nur auch ſo leicht gethan wär, wie geſagt! Fünfhundert Reichsgulden, das iſt kein Federlein, das die Henne auf dem Schweif wegtragen kann! Gucket einmal, von was wollt Ihr denn bezahlen?“

„Ich bin reich und habe große Güter in Tirol . . . gleich morgen werde ich an meinen Verwalter ſchreiben . . .“

„Der Weg iſt mir zu weit und Tirol iſt groß, wer weiß, wo die großen Güter liegen könnten . . .“ ſagte die Frau, Sabinen mit einem eigenthümlichen Blicke meſſend. „Auf ſolche Bürgſchaft kann ſich eine kluge Wittfrau nicht einlaſſen . . .“

„So will ich gleich morgen dafür ſorgen, daß der Herzog ſolcher Verbindlichkeit entledigt werde, für

immer . . . dies Gürtelkleinod will ich an Baruch verkaufen und Euch befriedigen . . .“

„Ei laßt doch einmal sehn,“ rief die Frau begierig und stocherte die Lampe, daß sie heller brennen sollte, während Sabine halb widerstrebend die Gürtelspange löste, „Gucket einmal, was für hübsche Steinchen! O die alte Giebichin versteht sich auch auf derlei Dinge, wenn sie auch nur eine schlechte Bürgersfrau ist und eine arme Wittib . . . Was so ein alter Jude dafür geben kann, wird unser Eins vielleicht auch zuwege bringen! Allerliebste Steinchen das! Was sollen sie gelten, die niedlichen Dingerchen?“

„Um tausend Gulden will ich sie verpfänden — sie sind fast das Doppelte werth . . .“

„Gucket einmal, gleich obenaus und nirgends an! Ihr glaubt wohl, ich bin ein Neuling in solchen Sachen? Ihr glaubt wohl, die alte Giebichin habe so was nie gesehen? Warum verlangt Ihr nicht gleich ganz Costentz und den Halsschmuck der Bürgermeisterin dazu? Meine Rechnung will ich auswischen und wieder auf eine Weile zuschauen . . . Ihr habt wohl noch mehr solche Sächelchen?“

„Gebt mir mein Kleinod zurück,“ rief Sabine entrüstet, „morgen sollt Ihr befriedigt sein . . .“

„Daß ich ein Narr wäre! Ich behalt' es als Pfand, wenn Ihr's nicht verkaufen wollt: es ist in guten Händen bei mir! Seid klug, schöne Frau und laßt mir die Steinchen . . . Die Tausend will ich voll machen, das ist aber Alles, was ich kann . . . Ihr müßt eine arme Wittfrau nicht drücken! . . ."

„Meinen Gürtel!" rief Sabine außer sich.

„Nein, nein, den geb' ich nicht mehr aus der Hand," kicherte die Giebichin, „daran will ich wohl meines Schadens mich erholen . . . laßt es Euch von dem Herzog ersetzen, schöne Frau, er ist Euch ja doch besonders gewogen! Was macht Ihr groß' Lärmen um solch' ein Schmuckstück? Einer armen Wittib kommt's zu gut und Ihr, du lieber Gott, Ihr habt es leicht wieder . . ."

„Hier ist der Gürtel," rief plötzlich Müllinen dazwischen, der im Halbdunkel hinzugetreten war, der Frau die Spange aus der Hand riß und sie Sabinen hinreichte.

„Gucket einmal," rief die Frau, „das ist doch keck! Was mengt Ihr Euch darin, Herr Ritter, wenn wir einen ehrbaren Handel mit einander haben? Wollt Ihr, weil Ihr Euch so gut aufs Nehmen versteht, Euch auch mit dem Geben befassen und mir die leere

Hand mit den fünfhundert Reichsgulden füllen, die ich zu bekommen hab'?"

„Das will ich," erwiderte der Ritter, „was mein ist, gehört dem Herrn, den ich mir erkoren habe . . . ich habe schon mit einem Lombarden gesprochen und ihm eins meiner Schlösser verpfändet: morgen sollt Ihr befriedigt sein!"

„Morgen und immer morgen!" keifte die Alte. „Wer steht mir dafür, daß nicht eines Morgens der Vogel ausgeflogen ist und mir nichts bleibt, als das leere Nest? Es wäre wohl schon so, stände nicht die Wache vor der Thür um die Geißel zu hüten! Ja wohl, eine Geißel — das ist er geworden, für eine arme geplagte Wittib!"

„Weib," rief Müllinen zürnend, „wage es nicht, meinen Herrn und Herzog zu verunglimpfen . . ."

„Herzog?" erwiderte sie. „Euer Herr mag er sein aber der meine nicht — ich rede wie mir der Schnabel gewachsen ist und um mein gutes Geld! Wär's wohl das erste Mal, daß er sein gegebenes Wort nicht hält? Gucket einmal . . . Herzog! I von was denn? Wo liegt denn sein Herzogthum? Er ist der Herzog ohne Land, der Herzog mit der leeren Tasche . . ." [8])

Die Redeflut der Frau ſtockte nicht, aber ſie fand es doch gerathen, ſich zurückzuziehen und die Treppe hinab in ihre Behauſung zu eilen. Sie keifte und ſchimpfte fort und als ſie krachend die Thüre hinter ſich zuſchlug, hörte man noch das immer wiederkehrende Schmähwort von Friedel, dem Herzog mit der leeren Taſche.

Durch den Lärmen aufmerkſam gemacht, war Friedrich ſelbſt aus ſeinem Gemache getreten und hatte unbemerkt zugehört.

„Beruhigt Euch . . . kränket Euch nicht über das, was Ihr vernommen," ſagte er ernſt, „wenn es auch hart und unwillkommen klingt, die Frau hat nichts geſagt, als die Wahrheit . . . ich bin ein Herzog ohne Land, bin Friedel mit der leeren Taſche . . . aber ich werde meine Taſche wieder füllen, ich werde meine Lande wieder haben: noch nie habe ich es ſo beſtimmt gefühlt als in dieſem Augenblick! . . . So verlaſſen ich bin, ſo arm, ſo gedemüthigt und in Staub getreten, ich bin doch noch reich und glücklich . . . ich habe noch viele Liebe und Treue um mich . . . nehmt meinen Dank dafür, heute in Worten — wenn ich nicht mehr Friedel mit der leeren Taſche bin, will ich beſſer bezeugen, wie ſehr ich Euch dafür danke!"

Müllinen ergriff die ihm dargebotene Rechte, Sabine lehnte sich leicht an seine Brust.

„Ich habe Dich lang erwartet, Müllinen," sagte er, indem sie alle in das innere Gemach traten. „Welche Nachrichten bringst Du? Warst Du in der Kirchenversammlung?"

„Ja gnädigster Herr und Zeuge eines erschütternden Auftritts . . . Lautlose Stille, wie des Grabes lag auf der ganzen ungeheuren Versammlung, als der Kanzellar sich erhob und die Absetzung des Pabstes Johannes verkündigte . . ."

„Wie, sie haben wirklich die Absetzung [9]) ausgesprochen?" rief Friedrich erregt.

„Sie haben es gethan . . . weil er, so hieß es in dem Urtheil, aller liebreichen Warnungen ungeachtet, in seinem gottlosen Wandel verharrt, werde Baldassaro Cossa des Pontifikats entsetzt, als ein Götzendiener des Fleisches, ein Feind jeder Tugend ein Spiegel der Ehrlosigkeit, als ein Mann, versunken in den Lüsten der Welt, ein Ungeheuer der Simonie . . . der Abgesetzte ist dem Gewahrsam des Königs übergeben, so lange das Concilium es nothwendig erachtet für die Einigung der Kirche. Fünf Cardinäle wurden auf der Stelle nach dem nahen Gottlieben abgesandt,

um dem Verurtheilten und Gefangenen den Spruch anzukünden . . .“

Friedrich hatte ſich in eine Ecke gedrückt; vor dem Fenſter, unten in der Tiefe blickte der bleiche Seeſpiegel herauf. „Und Johannes?“ fragte er nach kurzer Pauſe.

„Er empfing die Abgeſandten mit würdiger Faſſung . . . in ſeinem Gemache, das gerade über der Zelle liegt, in welcher Hus gefangen geſeſſen: er hörte ſchweigend das Urtheil an. — „Das Urtheil iſt geſprochen,“ ſagte er kalt, „ich unterwerfe mich . . .“ Er verzog keine Miene, als die Cardinäle dann die Inſignien der päbſtlichen Würde von ihm verlangten und ihm abnahmen, das Siegel, den Fiſcherring und das Buch der Bittſchriften . . . Die Abgeſandten brachten dieſe Zeichen ſeiner Unterwerfung in den Dom: dort vor dem Altare wurde ſein Wappen vernichtet und ſchauerlich hallten die Hammerſchläge vom Gewölbe wieder, als einer der Biſchöfe mit mächtigen Streichen den Fiſcherring zerſchlug . . .“

„Es iſt ein gewaltiger Geiſt in dem Manne,“ rief Friedrich, „der wohl eines andern Ausgangs würdig geweſen . . . Das alſo die Aernte jener Saat vom Arlberg! . . . Die Bahn, die wir dort betreten,

mündet für Beide in einem Kerker aus . . . ich aber, ich erhebe meine Hand, sie ist rein, ich trage keine Schuld an seinem Geschick — seine Hinterlist, seine Tücke hat ihn gestürzt! . . . Mögen sie sich wahren, ich glaube, daß er auch gefangen und entthront sich so wenig verloren gibt, als ich es thue! . . . Ueber so wichtiger Verhandlung aber wird das Concilium kaum Zeit gefunden haben, meiner zu gedenken . . . Du bringst keinen Bescheid in meinem Streit mit dem Lichtensteiner, dem Trientiner-Bischof?"

„Doch, gnädigster Herr — die Doktoren Kreigius und Ardelinus, so Eure Fürsprecher gewesen, werden morgen mit dem Frühesten kommen, Euch zu berichten . . ."

„Ich habe nicht Lust, so lange noch in Ungewißheit zu leben . . . Sie haben den letzten Ausspruch nicht zurückgenommen?"

„Nein, gnädigster Herr . . . umsonst stellte Helling vor [10]), daß nicht Ihr den Bischof angegriffen, daß er selbst es gewesen, der durch grausames Regiment die Bürger und Einwohner zur Empörung getrieben habe und daß Ihr als Vogt des Bisthums berufen gewesen, als Vermittler einzuschreiten — umsonst erwähnte er, daß der Bischof fortwährend auf Verrath

geſonnen, daß er im Einverſtändniß mit dem Rottenburger die Baiern in's Land gerufen, daß er ſogar darauf gedacht, das Bisthum an Venedig abzutreten; umſonſt ſtellte er zum Beweis, daß er Euch ſogar nach dem Leben getrachtet, die vergifteten Weinkrüge vor, die er Euch in Riva gereicht . . . Die Richter beſtiegen die Kanzel und der Biſchof von Conkordia verlas den Spruch . . . Euch iſt aufgegeben, den Biſchof innerhalb dreißig Tagen in Land und Bisthum wieder einzuſetzen, ihm und der Kirche allen Schaden zu vergüten, und ſo Ihr bis dahin nicht gehorcht, droht Euch erneuter Bann und jede Strafe, womit Kirche und Reich den Kirchenräuber und Frevler am Heiligthum bedrohen . . ."

„Es iſt weit gekommen mit uns," ſagte Friedrich, „ſie wagen es, offenen Hohn mit mir zu treiben! Wie kann ich den Biſchof, auch wenn ich es wollte, wieder einſetzen, hier in meinem Gefängniſſe aller Macht beraubt? Wie kann ich ihm Schaden erſetzen, — ich, den man ſelbſt vernichtet und beraubt? Wie iſt es möglich, das Alles in dreißig Tagen zu vollbringen? Es iſt klar, ſie gehen darauf aus, unter dem Scheine des Rechts Gewalt zu üben . . . ſie fodern von mir, was ſie mir ſelbſt unmöglich machen:

ſie wollen nichts, als mich vollends in ihre Macht bekommen . . ."

„Gott ſei Dank, gnädigſter Herr!" rief Müllinen, „daß Ihr ſelbſt zu der Ueberzeugung gelangt ſeid und das ausſprecht! Ich hab' es immer gefürchtet: die Art, wie der ganze Streit geführt wurde, hat die Abſicht nur zu deutlich verrathen! Jetzt werdet Ihr auch einen Entſchluß faſſen und ſolch höhniſche Unbill nicht länger dulden!"

„Wie ſoll ich deſſ' mich wahren?" fragte der Herzog entgegen. „Bin ich nicht ein gefangener Mann, ein gebundener Mann? Ich muß abwarten, wie weit ſie ſich erkühnen, ihr Spiel mit mir zu treiben, muß den Grimm und Groll niederkämpfen, bis der König von ſeiner Reiſe zurückgekehrt ſein wird."

„Da dürfte des Wartens hübſch lang werden, gnädigſter Herr!" rief der Ritter. „So es Euch noch unbekannt, erfahret, daß der König in Perpignan nichts ausgerichtet . . . Petrus von Luna hat in unerſchütterlicher Feſtigkeit alle Verhandlungen abgewieſen: er hat ſich in ſein Felſenſchloß zurückgezogen, ſchleudert machtloſe Bannſtrahlen auf ſeine Gegner und ruft der Welt zu: Auf Peniskola ſteht die Kirche! Auch ſeine getreueſten Anhänger, Caſtilien,

Arragon und Navarra sind durch diesen Starrsinn irre gemacht und neigen sich dem Concilium zu — der König aber, um ihm von allen Seiten den Boden zu untergraben, hat sich auch zur Reise nach Schottland und England entschlossen und soll schon auf dem Wege dahin sein: bis er zurückkommt, sind die Euch vorgesetzten dreißig Tage mehr als doppelt vorüber und das Concilium wird den angedrohten Spruch längst gefällt haben!"

„Mögen Sie — wie kann er lauten? Sie werden mich des Ungehorsams beschuldigen, werden erklären, daß der Lichtensteiner in sein Bisthum wieder eingesetzt sei — ich muß geschehen lassen, was ich so wie so nicht hindern kann."

„Täuscht Euch nicht gnädigster Herr, als ob dies Euren Feinden genügen würde! Auch über Euch selbst werden sie das Urtheil sprechen! . . .

„Das steht dem Concilium nicht zu!"

„Wer einen Papst vom Stuhle gestoßen, dem steht auch ein Herzogsthron nicht zu hoch! Sie werden, gnädigster Herr, denn ich weiß, daß sie es wollen! Ich darf es nicht verhehlen, sie sinnen auf einen schmachvollen Spruch — sie denken sogar daran, Euer fürstliches Leben anzutasten . . . Ihr sollt ein

ſchreckend Beiſpiel werden, wie es dem Frevler ergehe, der ſeine Hand erhebt nach den Gütern der Kirche!"

„Daß ſie daran denken, Hans, das glaub' ich Dir; daß ſie es gerne möchten, davon bin ich überzeugt — aber ſie wagen es nicht, ſich an dem als Geißel ihnen Anvertrauten zu vergreifen! Ich bin in des Königs Schutz!"

„Der Rhein hat längſt Huſſens verbrannte Gebeine fortgeſpült — auch er war in des Königs Schutz!"

„Dennoch bleibe ich dabei — ſie wagen es nicht! Und wenn ich wollte, was vermöcht' ich dagegen? Bis mein Bote Sigmund erreichte und wieder zurück käme, hätten ſie lange Zeit zu Urtheil und Vollzug — ich muß erwarten, was ſie wagen!"

„Nein, gnädigſter Herr, Ihr müßt es ihnen unmöglich machen, an Euch zu freveln — Ihr müßt Euch ihrer Gewalt entziehen . . ."

„Fliehen ſoll ich?" rief Friedrich aufſpringend. „Nimmermehr! Das Wort, das ich gegeben und nicht erfüllte, iſt zum Fluche geworden über mir . . . ich will diesmal Wort und Eid getreulich halten und dadurch dieſen Fluch ſühnen!"

„Ich richte nicht, gnädigster Herr, was Ihr gethan, ich grüble nicht, was Ihr hättet thun sollen — Vergangenes ist nicht mehr in unserer Macht — aber das weiß ich, daß Ihr durch den Eid, den Ihr König Sigmund geschworen, nicht mehr gebunden seid! Ihr seid dessen ledig, denn König und Conzil haben selber die Bedingungen nicht erfüllt, unter denen Ihr Euch unterwarft! Haben Sie Euch gehalten, wie es einer fürstlichen Geißel gebührt? Sie spinnen hinterlistige Ränke, um Euch zu verderben! Haben sie, wie versprochen, die Feindseligkeiten gegen Euch und Eure Lande eingestellt? Die Eidgenossen haben nicht abgelassen von Eurem Stein bei Baden[11]) und als man Boten schickte, sie abzumahnen, krochen diese wie die Schnecken, daß sie nichts mehr fanden von der edelsten Veste Habsburgs als einen Haufen rauchender Trümmer! Der Toggenburger liegt noch vor Eurer guten Stadt Feldkirch . . . sie mahnen ab und schicken wohl Friedesboten, damit sie aber ja gewiß zu spät kommen, hat diese gute Stadt Costentz dem Grafen ihre große Wurfmaschine geliehen!

„Schändlich! Schändlich!" rief der Herzog, nach seiner Gewohnheit hin und wider schreitend. „Aber die Schande ist auf ihrer Seite, ich kann Hand

und Blick frei erheben . . . Niemand soll mehr einen Stein nach mir schleudern dürfen!"

„Wer kann das, Friedrich, wenn Du Dich dem Vertragsbruche widersetzest?" rief Sabine, die bisher schweigend zugehört, und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Wer kann Dich tadeln, wenn Du widerrechtlicher Gewalt Dich entziehst? Der Ritter hat Recht, mit seinen Bitten vereine ich die meinigen — verlasse Costentz, flieh' aus dieser treulosen Stadt . . . es war nicht Dein guter Stern, der Dich hereingeführt!"

„Gebt nach, gnädigster Herr," rief Müllinen, „laßt mich Vorkehrungen treffen . . ."

„Und wenn ich es wollte," fragte Friedrich, sie Beide betrachtend, „wohin sollte ich mich wenden? Was sollte ich beginnen? Soll ich als entthronter Fürst wie ein Bettler durch die Lande ziehn? Ich habe keine Macht mehr — und keinen Boden, sie mir wieder zu schaffen!"

„Vergeßt Ihr Tirol, gnädigster Herr?"

„Tirol? Was soll es mir? Was kann es mir sein? Soll der übermüthige, treulose Adel seinen Spott treiben mit Friedel mit der leeren Tasche?"

„Die Edlen sind nicht Tirol — laßt es einmal

darauf ankommen, dann wird es wohl zu Tage treten, bei wem die Hauptmacht im Lande liegt, auch wenn er ſich deren nicht bewußt iſt . . . lehrt das Volk die Kraft kennen, die es in der eignen Fauſt nicht fühlt: werft Euch den Bauern in die Arme und eh' drei Wochen in's Land gehn . . ."

„Immer das alte Lied!" unterbrach ihn der Herzog, nicht unfreundlich, aber entſchieden. „Ich will davon nichts hören! . . . Geh, Müllinen, dränge mich nicht mehr, ich bleibe in Coſtentz, aber ich halte Niemand, der ſich von mir trennen will . . ."

Müllinen ſchien eine bittere Erwiderung auf der Zunge zu ſchweben, aber er unterdrückte ſie und verließ mit ehrerbietiger Verbeugung ſchweigend das Gemach.

„Geh' auch Du . . ." fuhr der Herzog fort und drängte Sabinen von ſich, die ſich leicht an ihn gelehnt hatte. „Verlaß mich . . . Was ſuchſt Du noch weiter bei mir?"

„Friedrich . . ." rief Sabine auffahrend, doch ſchnell wieder einlenkend. „Du biſt verbittert und gereizt," fuhr ſie fort, „ich habe das nicht gehört . . . weiſe mich nicht von Dir, damit ich Dir zeige, was ich bei Dir ſuche — den Herzog oder den Mann meiner Liebe!"

„Nein, Sabine, trenne Dein Geschick von dem meinigen — der Mann ist verloren, wie der Herzog . . . Verlaß mich und rette Dich aus dem Schiffbruch . . .“

„Und wer sagt Dir, daß ich gerettet sein will? Wenn ich nun mit dem Schiffe sinken will, wenn ich es als meinen Ruhm betrachte, als den einzigen Lohn für Alles, was ich Dir geopfert? . . . Ich zähle sie Dir nicht vor, Friedrich, diese Opfer — die Liebe hat sie gebracht: ich nenne sie nur, um Dich zu mahnen, daß ich ein Recht habe, Dir Alles zu opfern!“ Verschmähe mich nicht . . .“

„Du sagst es selbst — nur Liebe hat ein Recht sich zu opfern . . .“

Sabine richtete sich auf und sah ihn scharf an, wie eine blaue Flamme der Hölle blitzte es aus ihren Augen . . . „Und Du zweifelst, stammelte sie, „ob ich dieses Recht besitze . . .“

„Und wenn ich es thäte? . . . Erst jetzt habe ich erfahren, was ein Andrer, dessen Namen ich hasse, Dir gewesen . . . erst jetzt weiß ich es, der grimmige Trotz der Verschmähung war es, was Dich in meine Arme führte . . . nicht die Liebe . . .“

Sabinens Busen flog, sie griff sich an die Stirn,

als wollte sie die Gedanken festhalten, die ihr zu wirbeln begannen. „Verschmäht?“ rief sie außer sich. „Ich? Von einem Thoren, der sich mir mit widerwärtiger Werbung aufgedrängt? Den ich in die Welt geschickt, ihn von seinem Wahne zu heilen? . . . O Friedrich, Friedrich . . . das hätt' ich von Dir nicht hören sollen! Und hätt' ich gefehlt gegen Jenen — mehr gefehlt, als die Buße einer Ewigkeit zu sühnen vermöchte, Du bist es nicht, Du nicht, dem es ziemt, mich darob zu verklagen . . . Der grimmige Trotz der Verschmähung habe mich in Deine Arme geführt?“ fuhr sie näher tretend fort und faßte mit starker Hand seinen Arm. „Bist Du dessen so sicher? Wirfst Du das Juwel von Dir, weil Du an seiner Aechtheit zweifelst? . . . Wohl — thu' es! Ich werde mich nicht vertheidigen gegen solchen Vorwurf . . . aber Dir will ich hinwider sagen und mit besserem Recht . . . Du bist es, der mich zuerst betrogen, Du hast mir Liebe geheuchelt und was Dich in meine Arme geführt, war nur die gemeine Begierde des Augenblicks . . .“

„Laß mich,“ rief der Herzog, sich losmachend, „ich bin es müde, mit Deinem Ungestüm, Deiner maßlosen Leidenschaftlichkeit in stetem Kampfe zu

ſein . . . Verlaß den, der Dich ſo ſehr gekränkt, deſſen Beſorgniß um Dich Du nicht der Beachtung werth hältſt!"

„Beſorgniß um mich? Und von Dir?"

„Was iſt es anders, wenn ich Dich mahne, Dich von mir zu trennen . . . Deine Zukunft, Deinen Ruf zu bedenken . . ."

„Meinen Ruf . . ." ſtammelte Sabine, immer ſtärker erglühend.

„Die Lage iſt eine andere geworden . . . was erſt Geheimniß ſein konnte, liegt offen zu Tage . . ."

„Und wer ſagt Dir, ob Sabine dieſes Geheimniß noch will?" rief ſie auflodernd. „Ob ſie die Offenheit ſcheut, ob ſie nicht den Muth hat, jetzt im Unglück frei zu geſtehn, was zu bekennen ſie im Glück für eine Schande gehalten? Warum auf einmal ſo ſehr beſorgt um meine Ehre? . . . Ich bin Dir zur Laſt geworden, Verräther . . . Du willſt Dich von mir befrein, Du liebſt mich nicht mehr . . . Du haſt mich nie geliebt . . ."

In ausbrechenden Thränen warf ſie ſich in einen Stuhl und verbarg ihr Antlitz in den Kiſſen deſſelben; der Herzog ſchwieg; eine Betheurung wollte nicht aus ſeiner Kehle und doch hatte er Bedauern mit ihrem Schmerze.

„Du erwiderſt nichts?“ fuhr ſie wieder empor. „Du ſagſt mir gar nichts? Nicht einmal eine Lüge haſt Du mehr für mich? So kalt iſt Dein Herz, daß jedes Wort auf Deinen Lippen erfriert? . . . Wohlan denn, Herzog Friedrich . . . es bedurfte Eurer Mahnung nicht — auch ohne ſie weiß Sabine Hausmann, was ihr die Ehre gebeut . . .“

In ſtolzer Haltung, wie ſie einſt neben ihm zum erſten Reigen geſchritten, verließ ſie das Gemach. —

Indeſſen war Linus nicht aus der Straße gewichen; vorſichtig herumſchleichend ward er bald gewahr, daß in allen Winkeln Leute verſteckt waren und daß bald hier bald dort verdächtige Geſtalten aus einer Ecke auftauchten, um dann im Dunkel wieder zu verſchwinden. Er ließ des Herzogs Herberge nicht aus den Augen, denn er war entſchloſſen, um jeden Preis hinein zu gelangen. Die Stunde des Ueberfalls rückte immer mehr heran, aber es war nicht möglich, ſich dem Hauſe zu nähern, weil der Mond eben in voller Klarheit darauf nieder ſah; endlich war er hinter einen hohen Giebel getreten, ſchwarz fiel der Schatten deſſelben in das Gäßchen und der Wächter, der bisher immer hin und wieder geſchritten, blieb ſtehen und lehnte ſich ſchläfrig auf

seinen Spieß . . . an die Mauer hingedrückt, mit lautlosen Tritten schlich Linus hinter ihm hinweg und huschte in den Thorbogen.

Herzog Friedrich war geraume Zeit allein gesessen, es kränkte ihn, daß die Frau, die er einmal so sehr geliebt, so von ihm gegangen, und doch dachte er nicht, sie zurückzurufen: es war ihm, als sei ein Druck von seiner Seele genommen, der ihm freier zu handeln gestatte. Nach einer Weile war Müllinen eingetreten und hatte stumm in einer Ecke Platz genommen, er wollte den Herrn und Freund nicht in seinen Träumen stören. Die Zeit des Abendmahls war längst vorüber, aber keine Anstalten zu einem solchen waren sichtbar geworden; Frau Giebich, sonst damit betraut, schien beschlossen zu haben, ihre Macht zu zeigen.

Nach einer Weile blickte Friedrich mit schwachem Lächeln empor. „Die Wirthin, sagte er, „scheint vergessen zu haben, daß schwache Sterbliche der Nahrung bedürfen . . . mag sie, Du wirst Dich noch an Vieles gewöhnen müssen, Hans, wenn Du bei mir bleibst. Ich habe kein Verlangen darnach, aber einen Becher Wein hätt' ich nicht verschmäht . . . ich bedarf des Herzenerfreuers . . . wahrlich, wenn er in Strömen

von meiner Tafel floß, hätt' ich mir nicht träumen laſſen, daß er mir einmal fehlen würde als Labetrunk . . ."

„Er ſoll nicht fehlen, gnädigſter Herr," rief Müllinen, „ich will ſorgen dafür — doch will mich bedünken, als habe Frau Giebich ſich des Beſſern beſonnen und komme bereits mit Wein und Imbiß — ich höre Schritte vor der Thür. Wer iſt hier?" rief er dann, da das Geräuſch ſich wiederholte und eine Hand nach der Klinke zu taſten ſchien; dabei riß er ſchnell die Thür auf und legte die Hand an's Schwert.

Auf der Schwelle ſtand Linus.

Müllinens erſter Gedanke war, daß der Pilger, der ſich noch ſo ſpät in's Haus geſchlichen, nichts Gutes im Sinne führen könne: er zog das Schwert und rief den Fremdling an, auch der Herzog ſprang auf und griff nach der Wehre.

„Still, Herr Ritter," rief Linus, „um Gottes willen, keinen Lärm, damit man meine Anweſenheit nicht bemerkt — wir haben keinen Augenblick zu verlieren; ich hab' nichts Arges im Sinn . . . ich ſuche den Herrn Herzog von Tirol . . ."

„Giebt es denn noch einen ſolchen?" rief Frie-

brich und trat vor. „Hier iſt, was von ihm übrig blieb!“

„Ihr ſeid's,“ rief Linus, indem er ehrerbietig das Knie beugte. „Ich danke Gott, daß ich glücklich hereingekommen und meine Botſchaft ſagen kann . . . ich komme von Roſen.“

„Von Roſen?“ fragte der Herzog verwundert. „Iſt das nicht tief hinten an den Oetzthaler Fernern, wo Ruzzo hauſt, der unwirſche Alte, mit ſeinem ſchönen Töchterlein? Was bringſt Du von dort? Wer ſendet Dich?“

„Ich komm' von Roſen, Herr Herzog,“ erwiderte Linus, „mehr hab' ich nit zu ſagen. Im Oetzthal hauſen die ſaligen Fräulein — ein ſolches iſt mir erſchienen und hat nicht von mir gelaſſen, bis ich mich auf den Weg gemacht hab', Euch zu warnen und zu retten . . .“

Um die Lippen des Herzogs ſpielte ein leichtes Lächeln. „Ein ſalig Fräulein,“ rief er, „hat ſich um meinetwillen bemüht? Und wovor willſt Du mich warnen? Wovon mich retten?“

„Das wußt' ich erſt ſelber nit,“ ſagte Linus, „es hieß nur, daß Euch eine große Gefahr drohe — ſeit ich aber hier bin, weiß ich wohl, daß ſie's hier falſch mit Euch meinen, daß ſie zum Schein mit

Euch verhandeln und heimlich dran denken, Euch aus dem Wege zu räumen."

Friedrich maß ihn mißtrauisch mit den Augen. „Wer bist Du, Gesell?" rief er. „Wie willst Du, daß ich Dir trauen soll?"

„Ihr dürft's, Herr Herzog," entgegnete Linus, „auf Rosen meinen es Alle gut mit Euch und ich auch . . . Das Gewand da hab' ich nur angezogen, weil ich sonst den Weg zu Euch nit gefunden hätt' . . . Ich bin aus dem Burggrafen-Amt, aus Algund, . . . wißt es ja wohl, schier am Fuß von Eurem Schloß Tirol . . . bin ein Tirolerbauer!"

Er hatte Hut, Kutte und Bart abgeworfen und stand in seiner heimischen Tracht doppelt kräftig da, mit erhitzten Wangen, ein junger Kriegsheld im Lodenrock. Lange und mit Rührung hingen die Augen des Fürsten an ihm . . . „Grüß Dich Gott, Tiroler-Bauer," sagte er dann, „es ist mir lange nicht so gut geworden, einen zu sehn . . ."

„Hab' ich es nicht gesagt?" flüsterte ihm Müllinen zu. „In Tirol ist noch Hoffnung — der Bauer ist noch da!"

Friedel trat vor Linus hin. „Was weißt Du von der Gefahr, die mich bedroht?" sagte er.

Linus erzählte.

„Kein Zweifel, gnädigſter Herr!“ rief Müllinen. „Das geht nur gegen Euch! Sie wollen Euch an's Leben und weil ſie den Muth nicht haben, es offen zu thun, zetteln ſie den Auflauf an, um Euch ſiraflos im Getümmel zu erſchlagen! Die feigen Schurken . . . Werdet Ihr auch jetzt noch Euch bedenken, zu fliehn?“

„Es wäre thöricht, dem Mordmeſſer ſtill zu halten, das auf mich gezückt iſt . . . aber wie ſollen wir von hinnen kommen?“

„Dafür iſt geſorgt,“ rief Linus eifrig, „ich hab' es vorbedacht und dieſe Strickleiter mitgebracht . . . Dies Fenſter führt, wie ich mir vorgeſtellt, ſchnurgerade hinunter in den See . . . Richtig, dort liegt der Nachen ſchon bereit! Ich will zuerſt hinab, Herr Herzog, und damit heranrudern, ſo gut ich's kann, dann ſteigt mir nach . . .“

„Aber wie gelangen wir durch das verſchloſſene Hafenthörlein?“

„Seid unbeſorgt, ich habe die Loſung — ſie heißt Lichtenſtein . . .“

„Lichtenſtein? Ich hab' es geahnt!“

„Hört Ihr, Herr Herzog?“ rief Linus, während

von der Straße herauf dumpfes Geſchrei und das Gewirr ſtreitender Stimmen hörbar wurde und Müllinen den Thürriegel vorſtieß, um gegen den erſten Anlauf gedeckt zu ſein. „Hört Ihr, der Auflauf beginnt . . . nehmt Kutte und Pilgerhut, daß Ihr unkenntlich ſeid, dann folgt mir nach — die Leiter iſt feſtgeknüpft, . . . ich ſteige voran . . .“

„Wohin aber willſt Du mich führen?“ rief Friedrich, ſich vorbereitend.

„Wohin Ihr wollt!“

„Das Wichtigſte, gnädigſter Herr,“ rief Müllinen, „iſt, daß Ihr wieder in Tirol ſeid, daß Ihr von hier fort kommt, daß Ihr wieder frei werdet und Herr Eures Leibes wie Eures Willens . . . ſie werden Alles durchſtöbern und ausſpähen; der verborgenſte Ort iſt darum der beſte.“

„Es giebt keinen verborgneren als die Eiswüſten des Oetzthals . . . ich will dahin . . . habe wohl nicht gedacht, dem Alten den Beſuch, den ich ihm verſprochen, ſo machen zu müſſen!“

„Fort, Herr Herzog,“ rief Linus, indem er ſich aus dem Fenſter ſchwang, „der Lärm wird immer lauter, ſie kommen ſchon an's Haus . . .“

„Fort,“ rief auch Müllinen, „das Johlen und

Gebrüll kommt näher — sie dringen ein und überwältigen den Wächter . . ."

„Und Du?" fragte der Herzog, indeß von unten herauf das Plätschern vorsichtiger Ruderschläge hörbar wurde.

„Ich bleibe hier," entgegnete Müllinen, „und decke Euch den Rücken!"

„Nein, komm' mit . . . wenn ich Dich zurücklasse, ist es Dein Tod!"

„Ich falle nicht — mein Stündlein kann nicht schlagen, eh' Ihr wieder eingezogen seid in Eurer Hofburg zu Innsbruck! Geht Ihr nach Rosen, gnädigster Herr, und wartet ruhig, bis ich Euch Botschaft sende. Ich will das Land durchstreifen, will Weißbriach, Oheim Dießenhoven und all' unsre Treuen aufrufen und sammeln — mit dem Schwert in der Hand sollt Ihr dann vor Costentz rücken und Rechenschaft fodern!"

„Treuer, redlicher Freund!" rief der Herzog ergriffen. „Wie zahlst Du mir's edel heim, daß ich in thörichter Verblendung Dich von mir wies! Leb' wohl denn — wenn wir uns wiedersehn, soll unter uns ein Bund [12]) errichtet werden, wie er noch nicht gewesen zwischen Fürst und Vasall. Du sollst mein Bruder sein!"

„Der Eurige bis in den Tod," rief Müllinen, während der Herzog aus dem Fenſter in den Nachen hinabſtieg. „Es war die höchſte Zeit!" fuhr er dann zurücktretend fort, denn gegen die Thür donnerten ſchon die Schläge und Stöße des heraufdringenden Geſindels. „Aufgemacht!" ſchrieen wilde Stimmen durcheinander. „Hieher iſt er geflohn! Ihr habt den Mörder verſteckt! Gebt ihn heraus!"

„Hier iſt Niemand verſteckt," entgegnete Müllinen, indem er ſich zum Kampf bereitete. „Geht Eurer Wege und ſucht Ihr einen Mörder, ſo nehmt nur Einen von Euch dafür . . . Fort, Geſindel, wir wiſſen, was Du im Sinne haſt!"

„Aufgemacht!" ertönte es wieder. „Unterhandelt nicht lang! Schlagt ein!"

Die Thür dröhnte und ſchütterte unter erneuten Schlägen, da riß Müllinen plötzlich den Riegel zurück und die Thür auf — verblüfft blieb die tobende Schaar beim Anblick des wohlgerüſteten Kämpfers ſtehn. Die Ueberraſchung währte aber nur einen Augenblick, im nächſten ward die Stimme des Kneißl's wieder hörbar. „Hinein!" ſchrie er. „Reißt ihn nieder! Hier muß der Mörder Eures Kameraden verſteckt ſein! Hinein, daß er nicht durch's Fenſter

entkommt . . ." Zögernd drängten die Männer vor, Kneißl aber setzte gleich einer wilden Katze zum Sprunge an, um in das Gemach und dem Ritter in den Rücken zu kommen, aber mitten im Anlauf sauste dessen Schwert auf ihn nieder, daß er mit gespaltenem Schädel zu Boden plumpte und in wenig Augenblicken sich im Tode streckte. „Kommt an, wer noch Lust hat, meinen Damascener zu kosten!" rief Müllinen, aber des Führers beraubt, wich die Menge zurück; auch von unten herauf klirrten Waffen, — um nicht umgangen und eingeschlossen zu werden, drängte und stürzte Alles in wildem Knäuel die Stiege hinab.

Eilfertig kam ein Abgesandter des Concils herbei, um sich nach dem Befinden des Herzogs zu erkundigen und ihm das Bedauern auszusprechen, daß die Ruhestörer sich erfrecht, bis zu ihm vorzudringen.

„Schafft den Kerl fort," entgegnete Müllinen, das Schwert abwischend und in die Scheide stoßend, „ich hab' ihm die Abrechnung mit denen erspart, die ihn gedungen haben . . . er mag's in der Hölle nachholen!"

„Gedungen!" stammelte betroffen der Abgesandte. „Wer könnte es wagen . . ."

„Ich wag' es, Hans von Müllinen — ich werfe meinen Handschuh hin und sage, der Ueberfall war angezettelt, um den Herzog im Geräuf'-zu erschlagen! Der Herzog aber befindet sich besser, als Euch Allen lieb ist — er ist frei und die Antwort auf das freundliche Bedauern werdet Ihr bald deutlich genug zu hören bekommen!"

Bestürzt eilte der Gesandte hinweg; der Herzog hatte kaum das jenseitige Ufer erreicht, als die Sturmglocken erwachten und Alles aufriefen zur Verfolgung und Spähe. [13]) —

— — — Wieder dämmerte der Abend, als Linus mit dem Pilger vom Oetzthale herkommend in das Seitenthälchen einbog und die Ache aufwärts dem Rofner Hofe zuschritt. Die Wanderung hatte nur einige Tage gedauert, aber sie war desto mühseliger und gefährlicher gewesen — manchmal war es nahe daran, daß der an solche Anstrengungen und Entbehrungen nicht gewöhnte Fürst völlig zu erliegen drohte: ein Sturz über einen Fels hatte ihm vollends den Fuß verwundet und geschürft, daß er nur mit Schmerz und langsam vorwärts kommen konnte und der treue Linus ihm nicht bloß zum Führer dienen, sondern auch seine Stütze und nicht selten sein

Träger ſein mußte. Das Gerücht von der Flucht des Herzogs hatte ſich weiter verbreitet mit der Schnelligkeit eines Feuerzeichens, das ſich von Berg zu Berg entzündet; das Volk trug es mit eilender Geſchäftigkeit von Thal zu Thal, von Gehöft zu Gehöft, unruhvoll und haſtig ſprengten die Boten der Ritter von Burg zu Burg. Gelang es dem Herzog, nach Tirol zu kommen und wohl gar wieder Fuß zu faſſen im Lande, ſo drohten neue Verwicklungen, neue Gefahren für ſie und ihre Vorrechte, darum waren Späher nach allen Seiten ausgeſandt, jede Straße ward beobachtet und beinahe jeder Wanderer angehalten. Deßhalb war es nöthig geworden, die einſamſten Bergpfade zu wählen, welche nur von Jägern oder Sennen kaum ein paarmal im Jahre begangen wurden und auf welchen nur ſelten eine ganz abgelegene Sennhütte ein dürftiges Lager und eine noch dürftigere Mahlzeit bot. Der Eindruck, den all dies, ſowie die Schauder der Bergwelt, die er noch nie ſo nahe, noch nie in ſo überwältigender Größe geſehn, auf Friedrichs Gemüth hervorbrachte, war tief aber ſtill: er hatte noch nie ſo bitter ſich aller Herrlichkeit entkleidet, ſo ganz als ein armer ſchwacher Menſch gefühlt und erkannt, als in den langſam ziehenden

Stunden einer ſolchen Nacht, die ihn auf der bloßen Erde gebettet und ihm einen Stein zum Kopfkiſſen gegeben hatte; wo der Schlaf vor Uebermüdung ſeine heißen Augen floh und er verloren emporſah zu den Berg- und Eisrieſen, die ſo ſtarr und unerbittlich ſtanden, und zu den Sternen, die hoch oben dahin wandelten und ſich um das Leid nicht kümmerten, das unten auf Menſchenſtirnen laſtet und nicht unterſcheidet, ob ſie eine Bauernmütze getragen oder einen Fürſtenhut. Er ſprach nicht darüber, aber die ſeinem Weſen ohnehin einwohnende Freundlichkeit ſteigerte ſich, ſie ward milder und wahrer und gewann ihm das Herz ſeines Führers, der ihn erſt nicht ohne geheimen Groll geleitet hatte, ſo vollſtändig, daß er ihm mit Leib und Seele anhing und keinen Umweg, keine Anſtrengung ſcheute, ihm die Beſchwerden des Weges weniger fühlbar zu machen. Nur Eine Frage beantwortete er mit immer gleicher Zurückhaltung, die nach ſeinem Abſender und nach des Roſners ſchönem Töchterlein — er blieb dabei, ein ſaliges Fräulein ſei es geweſen, das ihm erſchienen und ihm befohlen, nach Coſtentz zu wandern.

Die Ankunft zweier Gäſte war etwas ſo Ungewöhnliches in dem einſamen Roſnerhof, daß Ruzzo,

der ſie von der Stube aus hatte kommen ſehen, heraus trat, ſie zu begrüßen. Dem klugen Alten war nach Linus' Entfernung das veränderte Weſen nicht entgangen, das ſich an Moidele kund gab: er hatte bald dem faltenlos offnen Gemüth den Grund ſeiner Unruhe und all' ſein Geheimniß abgefragt, das es für unergründlich hielt, weil es ſich daſſelbe ſelber nicht geſtand — er erkannte Linus von Weitem und war ſelbſt geſpannt, von dem Erfolge ſeiner Sendung zu hören. Die Pilgerkutte machte ihm den Herzog, den er nur einmal geſehen, unkenntlich.

„Grüß Gott miteinander auf Rofen," ſagte er. „Grüß Gott, Linus — was bringſt mit aus der Welt?"

„Einen Gaſt, Vater Ruzzo," erwiderte Linus, „dieſer Pilgersmann hat mich begleitet und will eine Weile auf Rofen hauſen . . ."

„Das kann er, wenn Du ihn mitbringſt, Linus: auf Rofen iſt er gut aufgehoben — da ſpricht gar ſelten ein Fremdes ein."

„Ich bin auch kein Fremder," ſagte Friedrich, „wir kennen einander von Innsbruck her . . . Du haſt mich damals eingeladen und da bin ich nun!"

„Biſt Du es wirklich, Herzog Friedel?" rief der Bauer freudig. „Ja, Du biſt es — Gott ſei Lob

und Dank, daß Du wieder hier und den Heimtückern Allen aus den Händen biſt! Hätteſt eben nit fortgehn ſollen, aber biſt halt noch ein junger Herr ... daſſel' kann man nit verlangen von Dir, daß Du Alles recht machen ſollſt ... aber weil Du nur wieder da biſt! Tritt ein auf Roſen, Herr von Tirol ... in das Eigen eines freien Mannes und ſchau' es an als Dein eigen und ſicher biſt Du hier wie im Grab — meine Hand darauf! Nimm ſie nur, Herzog Friedel," fuhr er fort, als dieſer zu zögern ſchien, „ſie iſt wohl hart und rauh, aber ſie hält deſto feſter!"

Hand in Hand folgte der Herzog dem Bauer in die Stube, wo dieſer einen Biſſen Brod vom Laibe ſchnitt, in das Salzfaß auf dem Tiſche tunkte und mit ſeinem Gaſte theilte. Dann brachte er eilfertig einen Krug Wein, und dem Herzog hatte an der glänzendſten Tafel der Goldpokal voll des edelſten Traubenſafts nicht ſo gemundet, wie jetzt in der ſchlichten Bauernſtube der leichte Rothwein von Bozen aus dem unſcheinbaren Holzbecher. „Trink, Herzog Friedel," rief Ruzzo, „und laß Dir's nit anfechten, wann's Dir eine Weil' überzwerch geht ... der Flachs wird am beſten, der am ſtärkſten getreten

wird . . . ich bring' Dir's, Herzog, und dem Tiroler Land! . . . Jetzt aber laß mich nach Deinem wehen Fuß sehen," fuhr er fort, indem er dienstfertig vor dem Fürsten hinkniete und ihm die Schuhriemen löste. „Hast Dich bös zerschunden . . . bist alm' das Wandern nit gewöhnt in unsern Bergen — Gib mir das Murmentelschmalz dort von der Stelle herunter, Linus, das ist das beste Mittel für solche Schäden: in ein paar Tagen, Herr, bist wieder frisch und munter!" Der Bursche reichte ihm eine Flasche mit goldgelber ölartiger Flüssigkeit, aus welcher der Alte einen tüchtigen Verband bereitete und anlegte.

Die Ermüdung des Herzogs war zu groß, als daß die Unterredung lange dauern konnte; er sehnte sich nach Ruhe und Schlaf und schickte sich an, Ruzzo in das obere Stockwerk zu folgen, wo in dem besten Gelaß des Hauses das Lager für ihn bereitet war. Stehen bleibend warf er noch einen prüfenden und suchenden Blick durch die Stube.

„Schaust Dir die Stube an, Herzog Friedel?" sagte Ruzzo. „Ist freilich ein großer Abstand gegen Deine Burg in Innsbruck!"

„Es ist nicht darum," entgegnete der Herzog, „aber ich staune, daß ich eine Person nicht erblicke,

der zu begegnen ich wohl erwartet habe. Soll Dein ſchönes Töchterlein mich nicht begrüßen in Deinem Hauſe?"

Der Bauer ſah den Fürſten mit einem feſten Blick voll eigenthümlichen Ausdrucks an; dann ſenkte er wie trauernd das Auge und wandte ſich ab, indem er Linus raſch einen Wink des Einverſtändniſſes zuwarf. „Das Moidele, Herzog Friedel," ſagte er geſenkten Tons, „das kann Dir nit Grüß Gott ſagen — das iſt geſtorben . . ."

„Geſtorben?" rief Friedrich erſchreckt. „In ſolcher Jugend und Schönheit? Iſt das möglich . . . Und mein Begleiter hat auf all' meine Fragen nach ihr mir nichts davon geſagt?"

„Ich hab's nit ſagen wollen," ſagte Linus, der ſchnell die Abſicht des Alten durchſchaute und gern darauf einging. „Hab's wohl gemerkt, daß das Moidele Euch auch gefallen hat . . . ich hab' Euch nit betrüben wollen . . ."

„Das iſt bei Gott betrübend!" rief ſchmerzlich der Herzog. „Wahrlich, ich wüßte nicht, welche Nachricht in dieſem Hauſe mich mehr zu betrüben vermöchte! Schade, Schade um die ſchöne Blume, daß ſie ſo früh zu welken beſtimmt war! — Wahrlich,

bitter genug muß ich auf jedem meiner Schritte erfahren, daß Alles vergänglich ist, Macht und Glück — Jugend und Schönheit!"

Trotz seiner Müdigkeit währte es lang, eh' er einzuschlafen vermochte; das Bild des schönen Mädchens, das so früh von hinnen gemußt, wich nicht vor seiner erregten Seele: als er endlich halb entschlummerte, weckte ihn bald ein Geräusch vor dem Hause und halb auf seinem Lager sich aufrichtend, blickte er durch das daneben befindliche Fenster in den monderhellten Hofraum hinab, von wo die Laute zu kommen schienen. Eine weibliche Gestalt huschte um die Ecke; er wußte kaum recht, ob er wache oder träume — aber es schien ihm die Gestalt des schönen Moidele zu sein. Als er am andern Morgen dem Alten davon erzählte, schüttelte dieser gelassen den grauen Kopf. „Hast wohl geträumt, Herzog Friedel," sagte er, „oder es ist wohl gar ein salig Fräulein gewesen — die sprechen zuweilen ein auf Rosen . . ."

Der Herzog schwieg und fragte auch nicht mehr, als Linus Urlaub nahm, nach Algund zu seinem Vater zurückzukehren. Er fühlte, daß etwas wie ein Geheimniß ihn umgab, und wartete ruhig die paar

Tage ab, bis sein geheilter Fuß ihm gestattete, die Stube zu verlassen. Er griff nach Ruzzo's Köcher und Armbrust und wollte hinaus, sein Jagdglück zu versuchen. „Bring' Dir ein Steinhuhn mit zum Imbiß," sagte der Rosener, „aber wag' Dich nit zu sehr, Du bist das Bergsteigen nit gewöhnt. Besonders bleib' vom Vernagtferner weg, der da hinten ansteigt: der ist selber für unser Einen gefährlich, zumal jetzt. Es ist ein Stück Eis heruntergerutscht und staut die Ach' auf . . . wenn der nächste Sommer nit hilft, kann's wohl kommen, daß aus der ganzen schönen Weid' ein See wird!" [14])

Das war nicht der Weg, den Herzog abzuschrecken; er that anfänglich, als wollt' er einen andern Pfad einschlagen, aber bald kam er auf einem Umwege in das gefährliche Thal und stand dem Gletscher gegenüber in der grünenden Matte. Aber er fand nicht, was er gesucht; das Thal war einsam und nichts zu hören, als der Flügelschlag eines Lämmergeiers, der darüber hinstrich. Verdrossen wollte er sich wieder zur Umkehr wenden, als ein feines eigenthümliches Klingen zu seinem Ohre drang; es tönte wie fernes Heerdengeläute und schien aus der Höhe herabzukommen, als ob droben über den

Felsen noch einer der Weideplätze liege, wie sie hie und da in den höchsten Schluchten vorkommen und abgeweidet werden müssen, weil das Gras nicht herabgebracht werden kann. Lange horchte er und spähte rings nach der Spur eines in die Höhe führenden Pfades oder nach einem Felsenspalt, in welchem er hinauf zu klimmen vermöchte — es war vergebens, das Gestein stieg schroff und steil wie Mauern empor, er hätte der Flügel des Geiers bedurft, um den Gipfel zu erreichen. Forschend schritt er längs desselben hin, da rauschte es leicht über ihm und wie von oben herabgeworfen fiel etwas zu seinen Füßen nieder. Es war ein kleines Pflänzchen von unscheinbaren graugrünen Blättern, ganz frisch mit sammt der Wurzel ausgerissen. Verwundert betrachtete er das Pflänzchen, begierig schaute er in die Höhe, es war Alles öde und schweigsam wie zuvor. Er steckte es auf seinen Hut und eilte nach Hause.

„Hat Dir das Kräutel gefallen, weil Du Dir's gepflückt hast?" sagte Ruzzo, als er es ihm zeigte. „Hast eine gute Wahl 'troffen, Herzog Friedel! Kennst das Pflänzel nit? Das ist die Steinrauten [15]), das edelste Kräutlein, das zu allerhöchst auf den Felsen steht, wo nur noch der Gams-Kreß wachst — viel

fürnehmer noch als das Edelweiß und wer's auf dem Hut tragt, iſt vor dem Schwindel ſicher! Schau's nur recht an, es ſieht nit viel gleich, aber wenn's verdorrt iſt, dann hat's einen viel feinern Duft als alle andern Pflanzeln und der Ruch bleibt und vergeht nit wieder . . ."

Friedel nahm den Hut ab; der Strauß war verwelkt, ein unſäglich lieblicher Duft ſtrömte ihm davon entgegen.

Das Grauen des nächſten Morgens traf ihn ſchon wieder in dem Fernerthal; er wollte durchaus erſpähn, woher ihm die geheimnißvolle Gabe gekommen, aber Tage vergingen, ohne irgend eine Spur, ohne ein neues Ereigniß: nur von Zeit zu Zeit lockten die unſichtbaren Heerdenglöcklein wie überirdiſche Töne. Er achtete weder Gefahr noch Mühe und verſuchte nun, von einer andern Seite her auf die Höhe zu gelangen; kein Weg war zu ſchroff, den er nicht erklimmte, keine Kluft war ſo weit, daß er ſie nicht überſprang — das Geheimniß hatte ſeine ganze Seele eingenommen und half ihm glücklich über die Tage des Wartens hinweg, die er in dem einſamen Roſen zubringen mußte.

Einmal hatte er wieder einen Verſuch nach einer

neuen Richtung gemacht, nach welcher ihn eine Spur, die einem Pfade glich, geleitet hatte. Ohne an den Rückweg zu denken, war er ihr haſtig gefolgt und gewahrte ſeine Uebereilung erſt, als er plötzlich auf einer vorgeſchobenen Platte ſtand, welche weit überhangend nach links in einen unabſehbaren Abgrund führte, während rechts und hinter ihm eine ſchroffe Felswand anſtieg und die Rückkehr verſperrte. Betroffen blickte er um ſich und ſchon wollten Beſorgniß und Unruhe ſich ſeiner bemächtigen, als unweit von ihm ein Stein niederfiel. Er blickte auf — es war keine Täuſchung, dem erſten Steine folgten mehrere, alle mit Sicherheit nach der nämlichen Stelle geworfen; es war unverkennbar ein Zeichen, das ihm gegeben werden wollte. Behutſam näherte er ſich dem Platze und gewahrte mit Staunen den Anfang des Pfades, den er in der Eile und Verwirrung nicht mehr gefunden. „Das iſt wirklich wunderbar," ſagte er, um ſich her blickend, „nirgends ein menſchlich Weſen zu ſehn und zu hören . ... faſt beginne ich ſelber zu glauben, daß es ein ſaliges Fräulein iſt, das mich umgibt und beſchützt!"

Es war wohl nur natürlich, daß er ſchon am nächſten Tage den gefundenen Pfad wieder und dies-

mal mit größerer Vorsicht verfolgte, die auch zum Ziele führte. Er entdeckte bald, wo er seitab gewichen war und daß der Weg sich gegenüber hinter einem Felszacken bequem fortsetzte und erweiterte — noch wenige Schritte und er hielt an, überrascht von dem Anblick, der sich wie zauberisch mit Einemmale vor ihm öffnete. Von glänzenden Eishörnern wie von einer Schaar in Stahl und Silber geharnischter Riesenwächter umgeben, dehnte sich saftig grüne, würzhaft duftende Weide; Rinder ruhten sorglos im Grase oder wandelten weidend mit den Halsglocken hin und wieder. In der Mitte erhob sich eine kleine, aus Balken gefügte Sennhütte, wirthlicher Rauch wirbelte aus ihr empor, vor derselben saß ein Mädchen, und ein schöner, wehmüthig tönender Gesang mischte sich von fern her in das harmonische Läuten der Heerdenglocken.

Mit beflügelten unhörbaren Schritten eilte er näher — endlich stand er vor der Lösung des Räthsels, das ihn auf Rosen umgab: es war wirklich das todtgeglaubte, tiefbetrauerte Mädchen. Mit einem Schrei sprang sie auf, als sie ihn erblickte und wollte in die Hütte eilen, aber schon war er bei ihr und hielt sie mit seinen Armen umfangen.

„Du lebst?“ rief er. „Du bist es wirklich, Mädchen, das man mir todt gesagt? Sie haben mich also betrogen . . . sie wollten also nicht, daß ich Dich wiedersehe! Warum wollten sie das? . . . Mädchen — so rede doch, damit ich wirklich sehe, daß Du noch lebst . . . damit ich höre, ob Du mich wiedererkennst!“

Moidele war zu erschreckt und ergriffen; sie konnte nichts erwidern und nickte nur zur Antwort.

„Nun denn,“ rief der Herzog wieder, „so löse mir das Räthsel! Hat Dein Vater solche arge Meinung von mir, daß er Dich vor mir bis in's Grab verbergen zu müssen glaubte? Oder bist es Du selber, die vor mir geflohn?“

Sie konnte nur schwach den Kopf schütteln.

„Warum also diese Flucht? Mädchen, komm' zu Dir — rede! Ist es Dir zuwider, mir zu begegnen? Fürchtest . . . hassest Du mich, oder . . .“

Er verstummte — die Ahnung des wahren Grundes dämmerte in ihm; was noch dunkel sein konnte, erleuchtete die Glut, in welcher Moidele's sonst so bleiche Wangen entbrannten.

„Mädchen . . .“ rief der Herzog entzückt, „dürfte ich glauben, was in diesem beglückenden Oder liegt?

Du biſt vor mir geflohen, weil Du mich nicht haſſeſt? Dein Vater zwang Dich dazu, weil er das wußte ... weil er fürchtete, Du könnteſt mich wohl gar lieben! ... O ſag' es — bekenne, läugne mir nicht ein Glück, das Deine ſüße Befangenheit mir doch ſchon verrathen hat ..."

Moidele lag noch immer wie bewußtlos in ſeinen Armen; die Röthe auf ihren Wangen machte wieder der gewohnten Bläſſe Platz, ihre Augen waren geſchloſſen — er beugte ſich ſanft herab, ſie auf die Stirn zu küſſen; da war es, als ob ſie die Annäherung ſeiner glühenden Lippen ſpüre: wie von unſichtbarer Macht gehoben, ſtand ſie plötzlich aufgerichtet da und hatte ſich ſeinen Armen entwunden.

„Es wär' beſſer, Herr, Du hätteſt den Weg zu mir nit gefunden," ſagte ſie mit weicher, bebender Stimme „— aber weil's doch ſo iſt, will ich nichts läugnen, was wahr iſt ... Ja, Herr, mich hat noch nichts ſo gefreut im Leben, als daß ich Dich wiederſeh' ..."

„Und Du warſt es auch, die mir mit den Steinwürfen den Weg gezeigt? Du haſt mir die Steinraute zugeworfen?"

„Mußt deßwegen nit ungleich von Moidele den-

ken," ſagte ſie tief erröthend, „es iſt mir gar zu hart an'kommen, daß ich Dir wie eine Geſtorbene ſein ſollt' und ſollt' Dir gar kein Zeichen geben . . . Ich hab' halt nit denkt, daß Du die Eis-Alm' finden thätſt . . ." Beklommen ſchlug ſie dabei die Augen nieder, dann aber hob ſie dieſelben und aus dem Strahle derſelben brach die ganze Reinheit ihrer Seele, die ganze Wärme ihres Herzens.

„Engel von einem Mädchen," rief der Herzog hingeriſſen, „mein guter Stern hat mich zu Dir geführt . . . Du liebſt mich . . ." Er wollte ſie verlangend in ſeine Arme ſchließen, aber mit der Gewandtheit eines Vogels entſchlüpfte ſie ihm.

„Nit ſo, Herr," ſagte ſie mit dem Ausdruck der innigſten Unſchuld, „wann's Dir nit zuwider iſt, daß ein geringes Bauernkind Dich lieb hat, ſo will ich's wohl ſagen . . . ich thät's nit, Herr, wenn ich nit wüßt', daß Du ſo gut ſein mußt, wie Du ausſchauſt . . . Herzog und Bäurin aber, die thun nit gut mit einander und wenn Du wieder in Deiner Burg in Innsbruck ſitz'ſt, wirſt nit wollen, daß das Moidele roth werden muß, wenn's an Dich denkt . . ."

„So glaubſt Du, daß ich wieder dahin zurückkehren werde? — Dann wird es nur mit Dir ge-

ſchehn und mit Deinem biedern Vater! Ihr habt mir eine Zuflucht gewährt, Ihr ſollt für immer bei mir bleiben: mit Würden und Schätzen will ich Euch überhäufen, wie noch kein Fürſt gedankt . . ."

„Das wird der Vater nit annehmen, Herr — und ich . : . für mich iſt auch kein Platz zu Innsbruck: ich bleib' auf Roſen — Ich bin ſchon zufrieden, Herr, wenn Du manchmal an's Moidele denkſt und wann ich geſtorben bin, ſchick' ich Dir ſchon ein Andenken . . ."

„Welche Gedanken! Wie kommſt Du auf den Tod, mitten im ſchönſten Augenblick des Lebens?"

Moidele's Blick hing wieder erſtarrend an den Gletſcherhörnern. „Es weiß alm Keines, wie bald ſeine Zeit um iſt . . ." ſagte ſie dumpf; dann bot ſie dem Herzog die Hand. „Aber es iſt Zeit, Herr, daß Du auf Roſen heimgehſt — der Weg iſt weit . . ."

„Und darf ich wiederkommen, Moidele?"

„Gern, wenn Du willſt . . . Der Vater hat's ſo haben wollen und ich hab' ihm gefolgt . . . ich hätt' mich nicht geflücht't vor Dir, Herr, denn ich weiß ja doch, daß ich gut aufgehoben bin bei Dir!"

Sie erhob ſich und gab ihm bis an die Felſengrenze das Geleit.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Herzog Friedrich gewahrte von dieſer Stunde an nicht mehr, wie ſchnell die Tage ſich zu Wochen reihten, ein ſo ſeliges Liebesleben brach ihm in Mitte der Eiswüſte auf, wie eine grünende Palmeninſel im endloſen Sandmeer. Er konnte die Stunde kaum erwarten, wo es ihm vergönnt war, in das einſame Almthal zu eilen, an deſſen Eingang Moldele ſchon ſeiner harrte und ihn mit leuchtenden Augen empfing. Sie machte kein Hehl daraus, wie ſeine Gegenwart ſie beglückte; mit dem ſeligen Lächeln eines Kindes lauſchte ſie den feurigen Betheurungen ſeiner Liebe und Zärtlichkeit, aber ſie blieb ihm fern: jeden auch noch ſo leiſen Verſuch einer Annäherung wies ſie ruhig und zart, aber unnahbar zurück; daß ſie ihm zum Gruß und Abſchied die Hand reichte, war die einzige Gunſt, die ſie ihm geſtattete. Er ſelbſt ehrte ſie bald wie ein höheres Weſen: in ſeinem ſturmgereinigten Gemüthe dämmerte die Ahnung einer Liebe auf, ſelbſtlos und rein, wie er ſie noch nicht gekannt: es war ihm freudig zu Muthe, wie noch nie im Leben und edle Entſchlüſſe keimten daraus. Sie horchte athemlos den Erzählungen von ſeinen Erlebniſſen, Schlachten und Abenteuern, oder erzählte hinwider von den kleinen Begebenheiten und Ereig-

niſſen des engen Bergthals oder ſang ihm Lieder vor und Mährlein von den wilden Männern, die einſt in den Bergen gehauſt, von den Zwergen und Nörgeln und den ſaligen Fräulein.

Dann blickte er, zu ihren Füßen ſitzend, wohl zu ihr empor und meinte, ſie möge wohl ſelber eine von den Saligen ſein.

„So rein möcht' ich wohl werden wie ſie," ſagte ſie und blickte nach den Eiszinken, als ahnte ſie, daß ihre Heimat in dem klaren Elemente ſei, das um deren Stirnen wehte. „Wenn ich einmal bei ihnen bin, Herr — dann halt' ich Wort und ſchicke Dir ein Zeichen!"

„Immer dieſe Gedanken!" erwiderte Friedrich.

„Es iſt gut, wenn man immer an's Scheiden denkt . . ." flüſterte ſie, indem ſie erſtarrend vor ſich hinſah; der Geiſt geheimer Kunde kam wieder über ſie.

„Was iſt Dir?" rief der Herzog erſchrocken. „Was geht mit Dir vor!"

„Es iſt vorbei . . ." ſagte ſie, „der Bot', der Dich abruft, Herr, klopft ſchon an die Thür . . . das Scheiden iſt da! Ich ſeh' Dich nimmer wieder, Herr, und ach, ich hätt' Dir noch ſo viel zu ſagen . . . O Du ſelige Zeit — o Du kurze, kurze Zeit . . ."

„Ich faſſe Dich nicht . . . beruhige Dich doch . . .“

„Es iſt vorbei, Herr — morgen mußt Du fort: aber ich geb' Dir das Geleit — Niemand als ich — ich will bei Dir ſein bis zum letzten Augenblick . . .“

Als Friedel in Roſen eintrat, harrte ſeiner der vorhergeſagte Bote und brachte die verheißene Kunde des treuen Müllinen: nächſten Sonntag ſolle der Herzog in Landeck ſein und wenn es zur Veſper läute, über die Roſanna-Brücke gehn.

Am Morgen trat der Herzog aus der Thür des gaſtlichen Roſnerhofs. „Nimm meinen Dank für das, was ich nicht vergelten kann,“ ſagte er gerührt zu Ruzzo. „Nicht zum Lohn, zum Andenken ſollſt Du befreit ſein von aller Steuer und Gab' und das Haus, das mir eine Freiſtatt geworden, ſoll eine Freiſtatt ſein und bleiben jedem Bedrängten — für alle Zeit!“

Bald war die Eiswüſte des Niederjochgletſchers überſchritten; Moidele war der Führer. Am Ende des Ferners, wo das Leben und das Grün wieder begann, blieb ſie ſtehn.

„Hier iſt das End',“ ſagte ſie, „dort unten liegt der Finailhof, Du kannſt nicht mehr fehlen, Herr: dort wartet der Knecht auf Dich, der Dich durch's

Matsch hinausführt in's Vintschgau und sicher nach Landeck bringt . . . Jetzt muß ich umkehren . . . B'hüt Dich Gott, Herr . . ."

Sie bot ihm die Hand und sah ihm lang und fest in's Gesicht, als wollte sie sich die Züge tief einprägen, eine Thräne umflorte ihr den Blick.

Der Herzog war nicht minder ergriffen: er fühlte ganz, wovon er schied.

„B'hüt Gott," wiederholte sie, „denk' diem' (manchmal) an's Moidele, Herr — ich halt' schon Wort und schick' Dir ein Andenken . . ."

„Wie schwer wird mir, von Dir zu scheiden!" rief der Herzog. „Warum willst Du nicht mit mir gehn! Warum darf ich nicht bei Dir bleiben für immer!"

„Ich bleib' auf Rosen," sagte sie. „Dein Platz aber ist draußen, Herr — auf Dich wartet das Tirolerland. Du wirst ihm ein guter Herr sein und auch dem Bauern sein Recht geben — sie verdienen's all' Beide . . . Und so, Herr . . . b'hüt Dich Gott . . ."

Eh' er zu erwidern vermochte, war sie fort und schon eine Strecke entfernt; traurig sah er ihr nach — mit einemmal wandte sie sich um, eilte zurück und lag aufschluchzend an seiner Brust. Ein inniger Kuß

brannte auf seinen Lippen — dann verschwand sie wieder, und als er durch den grünen Bergwald niederstieg, tönte ihm noch lang der wehmüthige Gesang nach, dem er so oft zu ihren Füßen gelauscht.

Die Hirten, die träumend neben ihren Schafen im Grase lagen, sahen empor und lauschten. „Das ist ein salig Fräulein!“ sagten sie untereinander. „Sie singt so traurig, weil sie etwa bald fortziehn will — sie wird wohl Abschied nehmen!“

Zweites Capitel.

Bauerngespiel.

Zu Landeck[16]) an der Innbrücke war groß Gedräng, denn es galt ein Doppelfest, fröhliche Kirchweih und noch fröhlichern Jahrmarkt und dazu war wohl kaum ein Ort geeigneter, als das freundliche Landeck, das, vom Inn in zwei Theile getrennt, am Ausgange jener Felsschluchten liegt, durch welche der Strom sich herauswühlt, um sich dann dem eigentlichen obern Thale zuzuwenden, das nach ihm den Namen trägt. Wie an einer Ecke treffen da drei Heerstraßen zusammen; die eine aufwärts an der in den Inn stürzenden Rosanna, dem Arlberg und den Vorlanden zu; die andre seitwärts nach Imst und Innsbruck und die dritte vom Rücken her aus dem Vintschgau und dem Burggrafen-Amte. Unweit davon mündet auch manch' kleineres Thal, wie das von

Pitz, das Paznaun und das Kaunserthal. Darum war es den Bauern all dieser Gegenden hoch willkommen, wenn der Tag kam, an welchem die rothe Fahne mit dem weißen Kreuz an dem Thurme des kleinen Landeckerkirchleins ausgehangen wurde, denn sie wußten, daß sie auf dem Markte Alles fanden, was sie in Haus und Wirthschaft bedurften. Jede Anschaffung ward auf diesen Tag verspart und um des guten Absatzes willen säumten auch die Krämer und Kaufleute nicht, mit ihren Waaren sich einzufinden. Zu beiden Seiten der Brücke schlugen sie ihre Tische auf und spannten an Stangen leichte Zelte darüber, denn die Augustsonne legte sich mit allem Nachdruck in die offene Bergmulde. Da waren Tuchhändler aus Feldkirch, Gewandmacher und Schuster aus dem rührigen Dorenbüren, Buden mit Eisenwerk und allerlei bäuerlichem Geräth; wälsche Juden mit Weiberschmuck und Goldgeschmeide fehlten nicht und selbst aus der fernen Reichsstadt Nürnberg hatte sich ein Händler eingefunden, damit die Kinder nicht leer ausgehen und ihren Antheil erhalten sollten an süßem Gebäck und buntgefärbtem Spielwerk. Die meisten der Kaufstische standen auf der rechten Seite des Flusses, in der sogenannten Angedair, denn da

war größerer Raum; auf die linke Seite, Perfuß genannt, wo es bald und rasch bergan geht, hatte sich nur angesiedelt, wem es nicht gelungen war, auf dem belebtern Platze ein Unterkommen zu finden. Auf diesem standen auch einige ansehnliche Häuser, aus Steinen gebaut, durch Aussehn und Zeichen verrathend, daß in ihnen das bürgerliche Handwerk hause. Neben einem Gebäude, an dessen Giebel sich ein grüner Busch als Schenkzeichen schaukelte, erhob sich ein noch stattlicheres mit einem auf die Wand gemalten Schilde, auf welchem ein grimmig aufgerichtetes Löwenpaar zwei gekreuzte Schabmesser emporhielt um anzukünden, daß es die Schwelle einer Gerberei vertheidigte. Gegenüber stand eine alte mächtige Linde, unter welcher einige fahrende Spielleute saßen und mit Fidel, Hackbrett und Dudelsack zum Tanze lockten. Seitwärts davon war ein Laden auf den Boden gelegt, eine Kegelbahn zu bilden, und die Kegel waren bereit gestellt: starke, oben zugespitzte Pfähle, welche zum Fallen zu bringen, die Kugel minder gerollt, als mit kräftigem Wurfe geschleudert werden mußte. Längs des Ufers, Inn-abwärts waren ein paar Schießstände aufgerichtet und in beträchtlicher Entfernung stand eine plump gemalte Gemse, das rothe

Herz als Zielpunkt auf dem Leibe. Trotz all' dieser Zurüstungen und lockenden Einladungen und der großen Menge der Anwesenden aber ging es ziemlich kühl und lautlos her. Die Bäuerinnen mit den Kindern und Mädchen schritten wohl emsig feilschend und marktend zwischen den Verkaufstischen dahin, die Männer wählten und prüften, was sie bedurften, aber die jungen Bursche standen still und ernst unweit der Linde beisammen; kein Gesang ertönte, die Spielleute mochten noch so lustige Weisen fideln, kein Paar stellte sich zum Tanze, Kegelbahn und Schießstand waren leer und obwohl die Bursche aus den verschiedensten Dörfern und Thälern einander gegenüberstanden, regte sich doch nicht einmal die Lust, die Kraft der sehnigen Arme zu messen, um im Ringen und Hosenlupfen zu erproben, wer der beste Robler sei und wem es gebühre, die gekrümmte Spielhahnfeder am Hute am keckſten nach vorn zu drehen. Vor dem Hause mit dem Busche saßen einige ältere Männer beim Weinkruge zusammen, allein auch ihnen schienen Stoff und Lust zum Gespräch ausgegangen zu sein, denn mit sinnenden Gesichtern und gesenkten Köpfen saßen sie da und starrten gedankenvoll in die Becher.

Die Ursache von all' dem war nicht schwer zu

erkennen, denn überall neben den Zurüſtungen, bei denen ſonſt wohl das Landvolk, von Sorge, Mühe und ſchwerer Arbeit entlaſtet, ſich lauter und rückhaltloſer Fröhlichkeit ergab, machten ſich bewaffnete Knechte breit, als wären auch ſie als Gäſte zu Markt gekommen: aber die volle Rüſtung und die ſpähenden Mienen zeigten gar zu deutlich das Gegentheil und ließen ſie als eben ſo viele Späher und Wächter erkennen. Der Anführer, ein breitſchultriger Menſch mit keckem Geſicht und rother Weinnaſe, unter welcher der Schnurrbart in grauen Büſcheln herabhing, ſchritt mit geſpreizten Beinen durch die Menge, ſtreckte das Schwert weit hinter ſich empor, rückte den Eiſenhut hin und her und ließ nach allen Seiten drohende und doch wieder herausfodernde Blicke ſchießen.

Jetzt blieb er vor den Alten ſtehn und betrachtete ſie eine Weile mit kecker Miene.

„Was ſoll das heißen, Ihr Bauern?“ platzte er endlich heraus, da Niemand ihn anredete oder auch nur zu gewahren ſchien. „Warum hängt Ihr die Köpfe und drängt Euch zuſammen wie die Schafe, wenn's donnert? Warum ſeid Ihr ſo ſtill? Das iſt doch ſonſt die Art nicht, wie Ihr die Kirchweih zu feiern pflegt!“

Der Vorderste der Männer wandte sich nach ihm und erwiderte seinen Blick. Es war ein Greis von beinahe riesiger Gestalt, mit fast ganz kahlem Haupte und einem wetterharten Angesicht, aus welchem die starkgebogene Nase wie ein trotziger Felsenvorsprung hervortrat. „Zeit und Weil' sind eben ungleich," sagte er trocken und wandte dem Rottmeister wieder den Rücken zu.

„Wer Euch Querköpfen was recht machen könnte!" rief dieser wieder. „Bist Du nicht der Bär von Stanz?"

„Allemal."

„Und warst Du nicht einer der ärgsten Schreier und Lärmer, als Seine Gnaden der Herr Schloßhauptmann auf Landeck der unruhigen Zeitläufe halber die Landecker Kirchweih verbot? Und jetzt — da er Eurem Drängen nachgegeben und das Verbot zurückgenommen hat, jetzt sitzt Ihr verdrossen da und verstockt, wie Eure Holzblöcke?"

„Das will ich dem Herrn sagen, wenn er es wissen will," sagte der Greis. „Kirchweih und Markt zu Landeck sind ein uraltes Recht, und von einem Recht geben wir nicht ein Haar breit auf und wenn wir's aufwägen müßten mit Haut und Haar. Der

Schloßhauptmann hat nur ſeine Schuldigkeit gethan und wir haben nichts davon, als daß das Unſrige uns unverkürzt geblieben iſt — das verſteht ſich von ſelbſt, — ſollen wir darüber jubeln und uns beſonders freuen?"

„Man kennt Dich, Alter," rief der Rottmeiſter, „Du biſt ein Murrkopf — von Dir verlangt auch Niemand, daß Du ein minder unwirſches Geſicht machen ſollſt . . . aber die jungen Leute, denen die Falten nicht ſo fingerdick auf der Stirn ſitzen wie Dir, warum ſind auch die ſo ſtill und ſcheu, als wollten ſie gern und getrauten ſich nicht? Warum iſt's leer auf dem Tanzplatz? Warum ſingen ſie nicht?"

„Wird ihnen wohl nit ſingerlich ſein!"

„Sie ſollen aber luſtig ſein — Seine Gnaden, der Herr Schloßhauptmann wollen haben, daß Alles luſtig und vergnügt ſei!"

„Wenn Ihr's zu machen wißt, Herr, ſo thut's — in Tirol ſagt ein altes Wort . . . Singen und Beten, das laßt ſich nit nöthen!"

„Und warum denn gerade diesmal dieſe Traurigkeit? Iſt's doch im vorigen Jahr ganz anders geweſen! Da ſtand die Kugel nie ſtill, die Armbrüſte ſchnellten Schuß auf Schuß, und war ein Geſchrei

und Gedudel, daß Einem die Ohren gellten, und heuer ist es, als ob man unter Klosterbrüdern säße oder in einem Siechenhaus!"

Der Bär warf ihm einen trotzigen Blick zu. „Das ist vor einem Jahr gewesen," sagte er. „Ein Jahr ist lange Zeit!"

„Meinst Du," rief der Rottmeister auffahrend entgegen, „wir wüßten nicht, was dahinter versteckt ist? Unzufriedene, heimliche Aufrührer seid Ihr alle miteinander, die von ihren alten Schrullen und Einbildungen nicht lassen wollen! Wir wissen nur zu gut, was Ihr im Sinn habt, aber laßt Euch nicht träumen, daß es Euch gelingt! Ducken müßt Ihr, ducken — so tief als man's haben will, wir wollen Euch lehren . . ."

„Was wollt Ihr lehren, Herr?" rief der Bär indem er in rasch auflodernden Zorne aufsprang und in seiner ganzen Länge vor den Rottenmeister trat. „Wen wollt Ihr was lehren? Mich? Mein Kopf ist zu alt zum Lernen und die Tiroler haben lang gelebt, eh' ein hergelaufener Weinschlauch gekommen ist und sich zum Schulmeister aufwerfen will! Wie könnt Ihr mitreden bei dem, was in Tirol vorgeht, was Noth thut in unserer Heimat? ... Wie könnt

Ihr von Einbildungen reden . . . ein Menſch, der keine Heimat hat und der ſeine Haut um ein paar Pfennige an Jeden verkauft? Verſucht's nit, Herr, mit dem Lehren — es könnt' nit gut ausfallen!"

Der Rottmeiſter wechſelte die Farbe und biß grimmig die Zähne übereinander; er hätte dem verwegenen Bauer gern durch Gewalt geantwortet, aber er hielt an ſich, er ſah nur zu wohl auf allen Geſichtern der Umgebung, daß alle Hände bereit waren, den Alten zu ſchützen. Es war ihm darum ſehr willkommen, daß ſich von der Brücke her Geſchrei erhob und eine lärmende Schaar herandrängte. Ein paar bewaffnete Knechte hielten einen jungen ſtämmigen Mann in bäuriſcher Kleidung von beiden Seiten an Hals und Rock gefaßt und ſchleppten den mit aller Kraft Widerſtrebenden gewaltſam durch die immer ſtärker andrängende Menge. Der Bär hatte den Burſchen kaum erblickt, als er in den Schwarm ſprang und mit einem mächtigen Ruck die beiden Knechte bei Seite ſchleuderte.

„Was erfrechſt Du Dich, Bauer?" rief der Rottmeiſter. „Einen Gefangenen befreien! Weißt Du auch, daß Du dafür bürgen mußt mit Hab' und Gut, mit Haut und Haar?"

„Das thu' ich, Herr," erwiderte der Greis, „und so Ihr mich anſprechen wollt um die Bürgſchaft, kommt nach Stanz hinüber, mein Haus iſt zu finden und ich werde mich auch nicht verkriechen vor Euch — den Burſchen da aber, den mach' ich frei, ich kenn' ihn, s' iſt meiner Schweſter Sohn aus dem Galtür. Für den ſag' ich gut, denn ich weiß, daß er nichts Unrechtes gethan hat. Was iſt's, Uly?" fuhr er, zu dem Burſchen gewendet, fort. „Was haſt mit den Landsknechten zu ſchaffen?"

„Nichts, Ohm," erwiderte der Burſche, „bin ruhig meiner Weg' gegangen, zwiſchen den Krämern hin — da war Einer, der mit Eiſenwerk handelt, mit Aexten und Beilen und Lanzenſpitzen, und der hatt' eine ſtarke ſchöne Schwertklinge, die mir gefiel. Hab' einen alten Griff daheim, in den wollt' ich ſie einziehn. Bin auch ſchon faſt handelseins geweſen mit dem Eiſenkrämer, da kommt der Knecht an den Tiſch und verbot mir, die Klinge zu kaufen und wie ich's nicht laſſen wollt', da rief er ſeinen Geſellen und legte Hand an mich . . ."

„Und daran hat er Recht gethan!" rief der Rottmeiſter. „Es iſt Befehl ergangen von den fünf Landeshauptleuten, daß Niemand im Lande Waffen

tragen ſoll, außer den Rittern und den Kriegsleuten ... Wißt Ihr's nicht Alle? Iſt's nicht überall verkündet worden?"

„Das kann wohl geſchehen ſein," erwiderte der Alte mit Hohn, „aber der Wind muß wohl die Verkündigung verweht haben! Verſucht's einmal und verkündet unſren Bergen, daß ſie ſich bücken ſollen ... eben ſo gut, als ſie gehorchen werden, geben wir das Recht auf, unſre Wehr zu tragen ..."

„Was ſoll ſie dem Bauer?" rief der Rottenmeiſter. „Könnt' ihm, wenn er hinterm Pfluge geht oder die Senſe führt, nur zwiſchen die Beine kommen, daß er drüber ſtolpert! Hier," fuhr er fort und trat raſch zu dem nächſten Tiſche, woran der Nürnberger ſeine Waare feil hielt, „wenn Ihr durchaus von Eurem alten Rechte faſelt — hier iſt eine Wehre, wie ſie für Euch ſich ſchickt ..." Damit hatte er von den Spielwaaren ein kleines hölzernes Schwert ergriffen und verſuchte, es dem befreiten Gefangenen in den Gürtel zu ſtecken. Dieſer aber hatte kaum die leiſeſte Berührung verſpürt, als er mit zornglühender Miene das Holzgeräth ergriff, zerbrach und dem Rottmeiſter die Trümmer vor die Füße ſchleuderte. „Da liegt der Tand, mit dem Du mich be-

ſchimpfen willſt," rief er, „und wie das Holzſchwert pack' ich Dich ſelbſt und brech' Dich auch in der Mitte auseinander!" Er zögerte auch nicht, aus der Drohung Ernſt zu machen, hielt im Augenblick ſeinen Gegner an der Bruſt gefaßt und der Kampf wäre unausbleiblich geweſen, hätte nicht der greiſe Bär ſich dazwiſchen gedrängt.

„Haltet Ruh' auf beiden Seiten!" rief er. „Wenn der alte Bär von Stanz bei Einem von Euch was gilt, Landsleute, ſo rührt Keiner eine Hand ... Ihr Soldknechte aber habt erfahren, daß wir trotz Eurer Spieße Euch nicht fürchten! Wir ſind freie Männer und wer uns verbieten will, eine Wehr zu tragen, der mag nur kommen und ſie uns abnehmen!"

Durch den Lärmen aufmerkſam gemacht, hatte ſich alles Volk herbeigedrängt; ein Blick in die Runde ſagte den Reiſigen und ihrem Anführer, daß ſie im Augenblick von der Ueberzahl überwältigt und entwaffnet ſein würden, denn wenn auch, das Gebot des Alten ehrend, keine Hand ſich erhob, ſahen ſie ſich doch rings von drohenden Mienen und zornigen Blicken umgeben. Sie wechſelten ein paar flüchtige Worte, ſchloſſen ſich eng aneinander und ſchwenkten ab, der Anhöhe zu, von welcher das Schloß gar ernſthaft

herniederſah. Das Volk bildete ſchweigend eine Gaſſe, aber als ſie abgezogen waren, da hob Uly von Galtür die erkaufte funkelnde Klinge mit dem rechten Arme hoch empor, in der linken Hand ſchwenkte er den Hut überm Kopf und ſtieß einen lauten, lang hallenden Jubelruf aus, wie ihn die Sennen ſich zurufen von den Almen ſeines winterlich dürftigen Heimatthals. Da war es, als ſei mit dem Tone ein Bann gebrochen, der auf der ganzen Verſammlung gelaſtet: die Fidler begannen eine luſtige Weiſe und mit Freudenruf drängten jetzt die Paare unter die Linde zum Tanz; bald rollten und dröhnten die Kugeln, die Armbruſtſehnen klatſchten in die Wette und das nicht endende Rufen der Zieler trug den abziehenden Kriegsknechten die Botſchaft nach, wie wohl es die Bauernhände verſtanden, das Geſchoß zu handhaben und die Gemſe mitten in's rothe Herz zu treffen.

Mitten durch den Jubel und anſcheinend deſſelben nicht achtend ſchritt ein Mann in dunkler Pilgertracht; er eilte über den Inn, um nach kurzer Wanderung am linken Ufer die Stelle zu erreichen, wo die Roſanna ſich haſtig unter der Brücke durchſtürzt, um ſich mit dem Inn zu verbinden.

Vom Kirchlein oberhalb Landeck läutete es zur Vesper.

Inzwischen waren die Männer, die vor dem Busch gesessen, einer nach dem andern aus dem fröhlichen Gewühl verschwunden und in das Haus mit den Löwen getreten. In der sauber getäfelten, sonntäglich aufgeräumten und von Ledergeruch durchdufteten Wohnstube trat ihnen der Meister in der Tracht seines Gewerbes entgegen, die auch Feiertags seine Ehrentracht bildete, mit dem einzigen Unterschied, daß die Aermel des über die nervigen Arme zurückgestreiften Hemdes blendend weiß waren und Brust und Leib von einer reinlichen lohbraunen Schürze bedeckt erschienen. „Gott zum Gruß, Landsleute," sagte er, Jedem die Rechte zum Handschlag darbietend. . . . . Mich freut, daß Ihr bei mir einsprecht. . ."

„Das macht," sagte der Alte von Stanz, „weil Du uns als Knappen aufdingen sollst — wir wollen Alle Gerber werden!"

„Du auch da, alter Bär?" erwiderte lachend der Meister. „Zu solchem Knappen mag sich die Innung Glück wünschen: die Haut, die Du gerbst, wird bald gar werden! Aber wer sind die Männer

alle ... ich kenne nicht Jeden und ist mir auch willkommen, wer mit Dir über die Schwelle tritt, so spricht sich's doch traulicher, wenn man einander kennt..."

„Das hier," sagte der Alte, „ist der Müller Hendl aus dem Schnalserthal, der hat den weiten Weg über den Ferner nit gescheut..."

„Wie könnt' ich?" entgegnete der Müller. „Ist Einer zu mir gekommen, der hat mir angesagt, der Gerber von Landeck wolle einen großen Einkauf von Häuten machen und wer welche zu verkaufen habe, sollt' auf den Markt kommen — der mir die Botschaft gethan, hatte einen Stock in der Hand, in dessen Rinde drei Ringe ausgeschält waren, da hab ich wohl gewußt, was für einen Handel das bedeutet, und bringe wenigstens meine eigene Haut..."

„Der Pirkel von Obladis," fuhr der Stanzer fort, „der Süß von Prutz und der Wirth Greil von Imst..."

„Den kenn' ich," sagte der Gerber, indem er dem Genannten lachend die Hand schüttelte, „hab' ihn wohl nie gesehn, aber er ist mein Widerpart wegen des Holzgrunds bei Tarenz, den mein Weib von ihrem Bruder geerbt und den ihr die Sippe jetzt streitig macht..."

„Ein Jeder ſchaut nach dem Seinen, Meiſter," entgegnete der Wirth, „das iſt ein ſchlechter Mann, der gleichgiltig aufgibt, was ihm gehört — aber außer dem Gericht ſeid Ihr mein Widerpart nicht . . ."

„Recht ſo, Ihr Männer," rief der Stanzer Bär, „wir wollen uns auf eine Weil' des Streits untereinander begeben, ſonſt weiß bald niemand mehr im Lande, was er ſein eigen nennen darf und was Recht und Unrecht iſt! Drum hab' ich den Boten mit dem Ringſtab herumgeſchickt in alle Thäler, wo ich Bekannte und Gefreundete hab', damit wir unter uns bereden und berathen, was zu thun iſt. Wir wollten ſchon lang' in's Haus, Meiſter — es war aber nicht zu rathen, ſo lang' die Spürer um uns her waren. . . habt's wohl vom Fenſter aus geſehn!"

„Geſehn und gehört, Nachbar," erwiderte der Gerber, „und hab' mir gedacht, es iſt die höchſte Zeit, daß wir für uns ſelber ſorgen. Der Uebermuth der Ritter ſteigt mit jedem Tag, Ihr ſeht's aus dem, was ihre Söldner ſchon uns zu bieten wagen! Wenn die Knechte ſich ſolches unterfangen, was werden dann bald die Herren thun!"

„Was können ſie noch mehr thun, als ſie ſchon

gethan?" rief der Imster Wirth. „Sie wollen eben die Herren sein und Niemand gelten lassen, der über ihnen steht oder neben ihnen — und das ist's, was wir nicht leiden .... ich bin ein freier Mann auf meinem Hof und Haus, der nur dem Kaiser steuert und dem Landesfürsten!"

„Das ist's! Ihr sprecht unser Unglück aus!" rief der Gerber. „Hätten wir einen Fürsten im Land, wie's Recht und Brauch ist seit den alten Zeiten, sie ließen es sich wohl nicht in Sinn kommen, den Bauer und Bürger zu drücken und zu ihrem eigenen Mann zu machen, der zu nichts da ist, als um ihnen zu zinsen und zu frohnen! Das ist unser Unglück, daß der Fürst außer Landes ist, in Feindeshand, im Kerker und daß er vielleicht niemals wieder aus demselben und zu uns kommt!"

„Da seid Ihr übel berichtet, Meister," erwiderte der Müller, „hat's doch schon vor einiger Zeit verlautet, Herzog Friedel sei in Costentz aus dem Gefängniß entwichen .... aber es ist darum doch nicht besser mit uns! Wär' er wirklich entkommen, wo anders hätt' er sich hinwenden können, als nach Tirol und wenn er's gethan, müßt' er nicht schon lang' im Lande sein? Müßten wir nicht längst davon gehört

haben? Aber keine Menschenseele weiß etwas von ihm — die Ritter haben alle Wege und Stege verlegt mit ihren Kundschaftern und Söldnern und so ist kaum noch ein Zweifel, daß er einem von den Schurken in die Hände gefallen und wohl längst nimmer unter den Lebendigen ist ... wir haben keine Hoffnung, wenn wir uns nicht selber helfen..."

„Und hätten auch keine, wenn der Herzog in dieser Stunde zurückkäme!" sagte Süß. „Ist er auch den Edlen feind, so ist er drum noch lange nicht den Bauern hold! Wißt Ihr nicht, daß er mit seinen römischen Schreibern in Innsbruck uns unser altes Recht nehmen wollt' und das Mannengericht?"

„Hat er's doch nicht gethan," rief der Pirkel, „und hat's allemal gut gemeint mit den Bauern..."

„Hab' nichts davon erfahren!" rief der Prutzer wieder, „Hat er nicht ein schwer Verbot ausgehn lassen, daß niemand die Gemsen jagen sollt' und das Edelwild, niemand im Land als die Ritter und Edlen und hat uns Bauern das Waidwerk verboten bei schwerer Straf'? Und ist das Wild nit frei auf den Bergen und sind wir nit frei auf unsern Höfen, so gut als der Edelmann?

„Und doch sag' ich, Herzog Friedel ist nicht so

ſchlimm," rief Hendl, „es kommt ihm viel aufs Kerbholz, was ſeine Schreiber und Schranzen thun — aber wenn er auch käm', was thät's uns nützen? Iſt er nicht geächtet? Iſt im Kirchenbann und wer ihm anhängt, iſt's mit ihm! Er hat ſich am heiligen Vater, am Pabſt vergriffen und ihn ſeinen Feinden ausgeliefert!"

„Und zuvor," ſagte kopfſchüttelnd der Gerber, „zuvor war er gebannt, weil er zum Pabſt gehalten und ihm fortgeholfen! Das iſt mir zu fein, das weiß ich mir nicht auseinander zu klauben ... wollte nur, er wär' nie nach Coſtentz gegangen! Ich ſeh's noch, als ob es heute wäre, wie er hinausritt an den Arlberg; ſchön und gewaltig und wie ein rechter Fürſt ſprengt' er auf ſeinem Schecken gegen die Brücke hin und grüßte gar gnädig mit der Hand nach all den Leuten, die herum ſtanden und aus den Häuſern gelaufen kamen, den Herrn zu ſehn — da ſcheut der Scheck an der Brücke und bäumt ſich kerzengerad empor und iſt nicht auf die Balken zu bringen: der Herzog mußt' abſteigen und zu Fuß hinüber gehn und da iſt mir's oft eingefallen, ſo ein Thier iſt gar klug und wittert manches voraus .. es war ein übles Anzeichen, Herzog Friedel aber lachte und ſchwang

ſich drüben wieder wohlgemuth auf den widerſpenſtigen Gaul!"

„Mag ſein," begann der Prutzer nochmal, ein unterſetzter Mann von entſchloſſenem und feurigem Weſen, „aber er iſt einmal fort, um nit wieder zu kommen und wir wollen ihn auch nit zurückwünſchen .. wozu müſſen wir einen Fürſten haben, da er ſelber uns aufgegeben? Die Edlen wollen ſtatt ſeiner Herr ſein im Land — wir können es auch, und unſer ſind mehr! Schaut hinüber zu den Appenzellern und Eidgenoſſen: die ſind mit Fürſten und Rittern fertig geworden, wir können's auch — ſchickt einen Boten an ſie, ſie nehmen uns mit offnen Armen auf in den Bund!"

„Man hört Dir's nit an, Süß," entgegnete der Bär, „daß Du ſchon einen ſo grauen Kopf haſt — nach Deiner Red' ſollt' man Dich für einen jungen Hitzkopf halten, der ſich den erſten Bart noch nicht verſchnitten! ... Haſt wohl nicht bedacht, daß wir dem Haus Oeſtreich geſchworen haben und Herzog Friedel und daß wir, ſo lang' er nicht ganz gewiß nimmer wieder kommt, Wort und Treu halten müſſen, wie ſich's für Tiroler ſchickt und Brauch iſt im Land? ..."

„Aber über dem Warten geht die beſte Zeit ver-

loren!" rief Süß. „Die Ritter ſetzen ſich immer feſter und ziehn uns das Fell über die Ohren — dann ſind's unſre Häute, die gegerbt werden!"

„Das ſoll und wird nicht geſchehn, wenn Ihr mir folgen wollt . . ." rief der Bär.

„So wollen wir los ſchlagen?" rief der Pirkel von Obladis. „Lieber heut als morgen — dann gehn wir aber zuerſt über den Laudecker her — auf den hab' ich meinen Zahn! Er hat mir übergeackert auf meinem ſchönſten Land und wie ich's rügte und ſchalt, da lacht' er und ließ mir am nächſten Morgen noch um ein paar Biſang mehr wegackern und ich muß es leiden, weil kein Herr mehr im Land iſt, kein Richter und kein Geſetz!"

„Noch iſt's zu früh, Pirkel," ſagte der Bär, „erſt muß Alles vorbereitet ſein! Das Gewitter, das ſich über den Herren zuſammenzieht, muß ſie mit Einem gewaltigen Schlage treffen, von dem ſie ſich nicht mehr erholen können! Iſt's doch ſchlimm genug, daß wir Krieg haben ſollen im eigenen Land, Tiroler gegen Tiroler, aber wir ſind nicht Schuld daran, — die ſind's, die uns zur Nothwehr zwingen und Noth kennt kein Gebot! Erſt müſſen wir aber erkunden, ob überall dieſelbe Stimmung herrſcht!"

„Deß bedarf's nicht!“ rief der Wirth von Imst. „Hab' erſt unlängſt wegen allerlei Handels eine Wanderung gemacht; bin bei Kaiſers an den Lech gegangen bis hinaus nach Reutte, dann zurück durch's Stanzerthal in's Verwäll und bei Zeinis über's Joch nach Patznaun und überall hab' ich daſſelbe geſehn, geballte Fäuſte und glimmende Gemüther, die nur des Hauchs bedürfen, um hell aufzulodern!“

„Drum müſſen wir ſorgen,“ ſagte der Alte von Stanz, „daß das Feuer nicht voreilig an Einem Ort aufgeht, ſondern überall! Die einzelne Flamme können ſie erſticken, in dem allgemeinen Brand gehn ſie zu Grunde! Drum hört meinen Rath — wir gehn ſtill und gelaſſen auseinander, kein Laut ſoll unſer Vorhaben verrathen, bis Alles gerüſtet iſt und der Sturm auf denſelben Glockenſchlag von allen Seiten losbricht. . .“

„Es iſt nit wohlgethan, zu zaudern!“ rief der Pirkel und der Prutzer fuhr eifrig fort: „Wir laſſen den Rittern ſelber Zeit, ſich zu unſerm Verderben zu rüſten! Schlagen wir los, Landsleute — droben auf Landeck ſind heute die Ritter verſammelt und berathen ihren Plan — kommen wir ihnen zuvor; ſie vermuthen keinen Ueberfall, mit einem Handſtreich

ſtürmen wir das Schloß und nehmen ſie Alle gefangen!"

„Und was gewinnen wir, ſelbſt wenn es gelänge? Was nützt es, wenn ein paar Burgen gebrochen werden, die andern aber bleiben ſtehn? ... Nein Freunde, folgt meiner ruhigern Ueberlegung. Wir gehn ruhig auseinander und geben keinen Schein, als hätten wir Beſonderes beſprochen... Der Feind ſoll ungewarnt bleiben und keinen Verdacht ſchöpfen. Jeder geht in ſeine Heimat und wirbt Freunde und rüſtet ſeine Waffen in der Stille auf Sankt Bernhard's Tag. Da haltet Euch bereit und wie der Tag zu grauen beginnt, ſoll das Volk in jedem Thal ſich erheben und die nächſten Burgen ſtürmen.... Die Sammelplätze ſollen ſein, wie beim Landes-Zuzug ... die Loſung aber heißt Tirol!"

„So heißt ſie!" ſagte der Gerber feierlich und faßte die Hand des Greiſes. „Sollſt recht haben, alter Bär: wir folgen Dir und wie Du geſagt, ſo ſoll es ſein!"

„Dank, Landsleute," rief der Alte, als Alle nacheinander ihm die Hand boten. „Ihr werdet's nicht bereuen! Jetzt aber kommt wieder hinaus; die Veſper iſt vorbei und es iſt Zeit, die Spielleute und den

bekränzten Hut hinauf zu begleiten vor das Landecker Kirchlein. Wir wollen den alten Brauch ehren und wenn die Herrn vom Landecker Schloß herüber lugen, mögen sie sehn, daß wir uns vor ihnen nicht scheuen: daß wir ruhig dem Feste nachgehn und bei dem bleiben, was uns einmal lieb geworden ist. . ."

„Das wird mir zu spät," sagte der Müller von Schnals, „mein Weg ist der weiteste und ich muß heut' noch ein tüchtiges Stück unter die Beine nehmen, wenn ich morgen daheim sein will. . ."

„Ich gehe auch," sagte der Prutzer, „wenn's doch nicht an's Dreinschlagen geht, will ich noch Flies erreichen, eh's Abend wird. . ."

„Nimm mich mit, Gevatter," rief Pirkel von Obladis, „zu zweien wandert sich's besser — Wünsch' wohl auf zu leben, Ihr Männer . . . auf Wiedersehn auf Sankt Bernhards Tag!"

Sie gingen; auch der Wirth von Imst schickte sich zum Aufbruch an; bald hatten sich die Führer und Männer unbemerkt nach allen Seiten entfernt, nur der Gerber und der alte Bär von Stanz schritten durch die Menge der Anhöhe zu.

Auf derselben, unweit des Schlosses, stand ein kleines unscheinbares Kirchlein, nach drei Seiten von

dicht herantretendem Walde umgeben, der, wenig gelichtet wohl erkennen ließ, warum die Kapelle im Munde des Volks das Kirchlein im finstern Wald [17]) genannt war. Vor demselben, etwas seitwärts, war ein nicht eben großer Rasenplatz, mit zwei mächtigen Lindenbäumen besetzt, welche seit Jahrhunderten als riesige Bergwächter dastehn mochten und ihre Zweige in brüderlicher Eintracht zu einem weitschattenden Laubdache vereinigten. Heute war unter den Bäumen ein erhöhter Boden angebracht, einer Bühne gleich, auf welcher die wandernden Aerzte und Gaukler ihre Künste auszuführen pflegten. Der Bühnenraum war mit frisch abgehauenen Tannenstämmchen umsteckt und des Schauspiels gewärtig drängte und wogte das Volk durcheinander, voran die Weiber und Kinder, von Neugierde und Schaulust am meisten gelockt. Es sollte ein Bauernspiel geben, wie sie damals schon üblich waren, wo in deutschen Landen Kraft, Lust und Spottsucht des Volks nach einem Ausweg suchten, sich zu äußern und zu gestalten. [18]) Das Spiel begann meist mit einem Zwiegespräch, worin der Vorläufer oder Herold mit dem Schalksnarren alle in der Umgebung vorgekommenen Thorheiten und Lächerlichkeiten in groben aber stachlichen Reimen durch die Hechel

zog; dann folgte aus urdenklicher Zeit ein derbes Reimspiel von der Dirne und ihren zwei Freiern, wobei der Listige und Kluge aus dem Volke dem Dummen und Vornehmen den Rang abgewann und dieser noch obendrein die Aussteuer zahlen mußte.

Das Volk hatte sich harrend im Grase gelagert und sah in die herrliche Landschaft hinaus; weithin folgte der Blick durch's Thal dahin dem blitzenden Strome, bis er um die Bergecke beugend verschwand, zur Seite schimmerte die rasche Rosanna aus dem waldreichen Thale hervor und gegenüber breitete sich erhaben und ruhig das Stanzer-Joch aus, bis an die letzten Schrofen hinan mit Wald und grüner Weide geschmückt und auf dem tafelartigen Mittelgebirge mit den blanken Häusern von Stanz wie mit schimmernden Juwelen gegürtet: es war ein lachendes Bild des Friedens und der Freude, und nur wer rückwärts blickte, der mochte gewahren, daß die festen Thürme und Zinnen des Schlosses einen kalten drohenden Schatten darüber hinwarfen. Es waren nur wenige ernstere Männer, deren Augen manchmal besorgt sich nach dieser Richtung wandten; die meisten schauten sorglos in das schöne heimatliche Bergland hinein

und plauderten oder horchten der alten Frau zu, welche unweit des Kirchleins ſaß und Mährlein und Sagen[19]) erzählte, von denen jetzt keine Seele mehr weiß und deren Kunde ſchon damals zu verbleichen begann. Sie erzählte, wie vor dreihundert Jahren an der Stelle, wo jetzt das Kirchlein und im Kirchlein der Altar ſtehe, noch nichts geweſen, als dichter finſterer Wald und in dem Walde ſtand ein Hain von rieſenhaften Linden und die Eine davon war hohl und in der Höhlung ſtand das Marienbild, das jetzt auf dem Altare prangte. „Da oben, auf dem Mittelgebirge," ſagte die Alte und deutete mit ihrem Stocke dahin, „da wo es gegen Trams hin geht, da hat ein wackerer Mann gehauſt, der Heinrich geheißen, mit ſeiner Frau, Eva genannt und die Beiden waren fromm und wohlgethan und hatten ein paar Kinder, einen Buben und ein Mädel, die waren ihre Herzensfreude. Und die Kleinen hatten keine Furcht vor dem großen Wald und liefen weit darin herum: eines Tags aber, da warteten die Aeltern umſonſt auf ſie, die Kinder hatten ſich verlaufen, es ward Nacht und wieder Tag und wieder Nacht und obwohl die Eltern und ihre Diener den ganzen Wald durchſtreift, war nirgends eine Spur zu finden und ſie mußten ſich entſchließen, ohne die

Kinder heimzugehn: die waren entweder in einen Abgrund gefallen oder von wilden Thieren gefreſſen worden oder gar elendiglich verſchmachtet vor Hunger und Ermattung. Und wie die Beiden auf dem traurigen Heimweg zu der großen Linde kamen, in der das Muttergottesbild ſtand, da knieten ſie davor hin und weinten und beteten in ihrem Herzeleid, daß ein Stein ſich hätt' erbarmen mögen und wie ſie ſo weinen und beten, da rauſcht's auf einmal im Wald und rauſcht in der Luft und aus dem Wald kommt ein Bär gegangen, der hat den Buben im Rachen und legt ihn vor den Eltern nieder und aus der Luft kommt ein Adler geflogen, der trägt das Mädel in den Fängen und läßt es herunterfallen, der Mutter in den Schoos, und die Kinder ſind geſund geweſen und unverſehrt und die Eltern haben eine große Freud' gehabt und haben ſich verlobt, daß ſie eine Kapelle bauen wollen, da wo ſie die Kinder ſo wunderbarlich wieder bekommen haben, im finſtern Wald. . ."

Trommel- und Pfeifengetön ertönte plötzlich und zerſtreute ihre Zuhörer, die alle dem Bergwege zudrängten, auf welchem der Zug der Spieler herankam. „Sie kommen!" ſchrie Alles freudig durcheinander. „Die Spieler kommen!" und ſchon

waren die Trommler und Pfeifer auf der Anhöhe sichtbar, hinter ihnen der Schalksnarr in bunte Lappen gekleidet, eine Schellenkappe auf dem Kopf, und einen bebänderten Stab in der Hand, mit allerlei tollen Geberden und lustigen Sprüngen vor dem Zuge hertanzend. Ihm folgte ein hübscher Bursch mit mächtiger Stange, auf welcher ein einfacher Bauernhut hing, nicht minder mit Bändern und grünem Laubwerk verziert und hinter diesem schritt der Vorläufer in einer Art possirlichen Heroldsmantel gekleidet und gefolgt von den Spielern, deren derbe Verkleidung mit lautem Lachen begrüßt wurde.

Plötzlich brach die Musik ab und der Zug stockte, denn von einem andern Pfade her, der, über die Anhöhe führend hier einmündete, kam eine starke Schaar von berittenen Reisigen und Fußknechten heran, ein Ritter an ihrer Spitze; es war Wilhelm der Starkenberger, der seinem nahen, schier unbezwinglichen Schlosse Kronburg einen Besuch gemacht und jetzt heranzog, die auf Landeck versammelten Genossen zu begrüßen.

„Was gibt es hier?" rief er heransprengend. „Warum hält der Zug?"

„Mit Vergunst, Herr Ritter," erwiderte der

Stanzer Bär, der mit dem Gerber dem Fragenden zunächst stand, „heut' ist Kirchweih' in Landeck, und da ziehn wir nach altem Brauch vor das Kirchlein zum Bauernspiel. Erlaubt, daß der Zug weiter schreite, Ihr werdet nicht lang aufgehalten sein . . ."

„Ich hab' keine Lust zu warten," schnaubte unwillig der Ritter. „Auseinander! Soll der Ritter dem Bauer weichen? Was soll der Hut bedeuten auf der Stange?"

„Das ist das Zeichen des Spiels und der Spielfreiheit, edler Herr; das Vorrecht haben wir in Landeck, zum Beweis, daß wir freie Männer und keine eignen und hörigen Leute sind . . ."

„Freie Männer?" rief der Ritter. „Aufrührer seid Ihr, die sich anmaßen, was ihnen nicht gebührt . . . Auseinander, Bauernpack oder ich sprenge über Euch hinweg . . ."

„Mäßigt Euch, Herr Ritter," entgegnete der Bär, „wollt Ihr, daß Euer Recht nicht angetastet werde, dürft Ihr auch das unsre nicht verletzen!"

„Euer Recht?" rief Starkenberg höhnisch. „Wo ist es? Wer hat es bestätigt? Nirgends ist es, als in Euren unruhigen Köpfen! Der Appenzeller-Teufel

iſt in Euch gefahren . . . aber ich will ihn Euch austreiben und ſäß' er ſo feſt darin, wie dieſe Linde in ihren Wurzeln . . . Herunter mit dem Popanz . . .“

Er hatte im Augenblick das Schwert gezogen und führte einen mächtigen Hieb nach dem Hute auf der Stange, daß er geſpalten in Fetzen herunterhing und der Kranz, weithin geſchleudert zu Boden fiel. „Da habt Ihr Eure Freiheit!“ rief er. „Die Spieße vor, Ihr Knechte — treibt das Geſindel auseinander . . . den Burſchen mit der Stange aber und die beiden Alten packt und haltet ſie mir feſt . . . . das ſind die Rädelsführer, die ſollen ihren Trotz für Alle büßen . . . Fort mit ihnen, führt ſie nach Kronburg zurück und werft ſie ins untere Verließ, bis ich heim komme, Gericht zu halten über die Aufrührer . . . Ihr Andern vorwärts!“

Die Knechte ließen ſich den willkommenen Befehl nicht wiederholen; die Roſſe drängten vor, die Schwerter hoben, die Spieße ſenkten ſich, ſchreiend und angſtvoll zerſtob die Schaar der Weiber und Kinder, das waffenloſe Volk ſtürzte in Haſt und Schrecken übereinander, die Männer und Burſche ſtanden mit bleichen Geſichtern und ſahen knirſchend, von zehnfacher Ueber-

macht umringt, wie die Knechte den Gefangenen die Hände banden, und sie zurückschleppten gegen Kronburg hin, während andre unter wildem Hohngelächter den geschändeten Freiheitshut einem als Saumthier mitgeführten Esel über die Ohren stülpten. Der Ritter war davongesprengt und auf der erst so fröhlichen Menge lastete mit einmal Trauer und stummes Entsetzen. „Weh' uns," flüsterten sich die Männer zu, „wie soll es nun werden . . . warum haben wir nicht losgeschlagen! — Jetzt sind uns wieder zwei der besten Führer geraubt — wann wird das Maß des Leides voll sein für unser armes Tirol . . ."

Im Schlosse zu Landeck hatte sich indeß ein ganz anderes Bild entfaltet, ein Bild des Jubels und der sorglosesten Heiterkeit. An langer schmaler Tafel im hohen Rittersaale saßen die meisten der Herren und Edlen aus den Innthälern und aus dem Vintschgau und ließen waidlich die Becher aneinander klingen: es galt die Verbrüderung der etschländischen Ritterschaft mit jener an Inn und Lech zu feiern. Der Tag des Landecker Volksfestes hatte auch ihnen zur Versammlung geeignet geschienen, und die Prunk- und Jagdgewande, in denen sie gekommen, zeigten nur zu deutlich, wie sicher sie sich ihrer Sache fühlten und

wie wenig sie besorgten, daß eine Stunde kommen könne, die sie der angemaßten Herrschaft im Lande wieder zu entkleiden vermöchte. Als Abgeordnete der Südländer waren Starkenberg, der Sallecker, Eckart vom Liebenberg und der Degen Fux vom Lebenberge erschienen; auch von den andern Gliedern des Bundes waren viele zugegen, am zahlreichsten aber hatten die innthalischen Ritter sich eingefunden. So lange noch Aussicht bestand, daß Herzog Friedel jemals wieder in die Lage kommen würde, ins Land zurückzukehren und die alte Gewalt zu üben, hatten sich die meisten scheu zurückgehalten: je mehr diese Aussicht schwand, desto mehr Eingang fanden die südländischen Lockungen von Macht und voller Unabhängigkeit und in der Versammlung auf Landeck fehlte fast nicht Ein Name aus den ritterlichen Geschlechtern des obern und untern Innthals; da war der Frundsberg, Hans Stuber von Wiesberg, die Edlen von Laudeck und Gebratstein, die Ritter von Schrofenstein, von Ried und Rotund. Die Männer waren alle fröhlichen Muths; nur der Liebenberger ließ den Kopf hängen und Degen Fux starrte unheimlich vor sich hin, und vergaß manchmal, daß der Becher gefüllt vor ihm stand. „Was ist Euch in den Sinn gefahren?“ rief

der Sallecker lachend und rüttelte Eckart etwas unsanft, um ihn aus seinem Trübsinn aufzustören, während er zugleich, um ihn ans Trinken zu mahnen, an den Becher des Lebenbergers anstieß. „Schlag' Dir's aus dem Kopfe, Eckart!" rief er. „Du hast es gewollt und mußt Deinen Vorwitz büßen! Wer hieß Dich auch so lange in dem gefährlichen Costentz weilen, bis Weiber, Würfel und Juden Dich vollends kahl gemacht haben! Du kennst doch das Liedel, das darüber umgeht im Lande!

„Wenn ich gedenk' an Bodensee,
„Zur Stund thut mir der Beutel weh,
„Mit Schilling ich das A B C
„Mußt' lernen von dem Wirthe!" [20])

„Du hast gut reden!" erwiderte der Liebenberger grämlich, indeß der Degen Fux nach wie vor unheimlich vor sich hinstarrte. „Du sitzest auf Deinen Gütern, ich habe die meinen verthan und was die lombardischen Wucherer mir übrig gelassen haben, ist schier nit so viel, daß es das Heimtragen lohnte!"

„Schlag' Dir's aus dem Kopfe, sag' ich!" rief der Sallecker wieder. „Wir sitzen im Rohr, nun besinne Dich nicht, Deine Pfeifen zu schneiden . . . Du mußt Deine Güter wieder haben und damit Du's

kannſt, müſſen unſre Gegner herhalten! Wer wider uns iſt, deſſen Gut iſt für uns — merk' Dir das und Du wirſt Coſtentz bald verwunden haben und Dich beſſer befinden, als zuvor! Stoß an, Eckart — wofür wären wir die Herren im Lande? Und vollends jetzt, wo keine Trennung mehr unter uns, wo die Berge uns nicht mehr ſcheiden und Ein großer Bund uns Alle umfaßt! Wie ſoll da der Einzelne zu kurz kommen? Stoß' an, — was ein rechter Falke iſt, der fliegt über die höchſten Berge und hat Fänge, ſcharf genug, mitzunehmen und fortzutragen, was ihm behagt!"

Mit erheiterter Miene folgte der Liebenberger der Aufforderung; der Sallecker aber wandte ſich dem noch immer wortlos brütenden Degen Fux zu. „Nun?" fragte er, „Iſt an Dir Chriſam und Taufe verloren? Wir haben einen Trinkſpruch ausgebracht und warten, daß Du anklingſt! Wie kannſt Du ſo lange zögern! Es fehlt etwas im Chor, wenn man Deine Stimme nicht durchklingen hört . . . Wie ſagſt Du immer: ich will ein Pfaffe werden, wenn nicht . . ."

Er vollendete nicht, denn im Augenblick war Degen Fux wie entſetzt aufgeſprungen, daß der

Becher vor ihm umstürzte und der Stuhl hinter ihm zu Boden schlug. „Was ist?“ schrie er mit rollenden Augen. „Wer spricht da von einem Pfaffen? . . .“

Verwundert blickten Alle nach ihm, Eckart wollte begütigen und erklären, als der Starkenberger dazwischen trat. „Laßt ihn,“ sagte er mit bedeutungsvollen Winken, „es ist ein Gebresten, das ihn seit einiger Zeit öfter anwandelt — kümmert Euch nicht um ihn, dann geht's vorüber . . . Laßt mich statt seiner anklingen! Auf das Gedeihen des Falkenbundes!“

„Er lebe!“ riefen die Ritter durcheinander. „Bei meinem Eid,“ fügte der Sallecker mit ausgelassenem Lachen hinzu. „Er lebe! Kein Adler lasse sich's einfallen, wieder in unsere Berge zu streifen . . . ein einziger großer freier Falkenhorst . . . das soll gelten in Tirol!“

„Der Adler wird es wohl bleiben lassen, wieder zu kommen!“ entgegnete der Ritter von Gebratstein, ein wüster Mann von plumpem Körperbau. „Ich denke, sie haben ihm Schnabel und Krallen gestutzt, daß er nicht mehr schaden kann: die Schwingen zum Flug hat er sich selber verschnitten!“

„Das ist kein gutes Gleichniß," rief der Stuber von Wisberg, „Schnabel, Krallen und Schwungfedern wachsen wieder nach . . . ich hört's am liebsten, wenn der Adler verendet hätt' oder doch im Käfig säß, wohlverwahrt und hinter eisernen Stangen! Daß sie ihn haben entwischen lassen . . . wäre er bei mir, auf meinem Wisberg gesessen, der Adler hätt' es wohl bleiben lassen, zu entkommen!"

„Wo er nur sein mag!" sagte Gebratstein. „Ist es denn auch gewiß, daß er aus Costentz entwichen? Es kommt mir wunderbar vor, daß man gar nichts von ihm hört . . . es ist, als ob ihn die Erde verschluckt hätte, wie einen Regenguß nach langer Dürre! Dünkt es Euch nicht bedenklich, daß Niemand weiß, wo er sich hingewendet oder was aus ihm geworden?"

„Warum?" rief der Sallecker dazwischen. „Was sorgen wir, wo der Herzog herumfährt mit seiner leeren Tasche! Wir sind ihn los und haben nicht einmal nöthig gehabt, ihn zu vertreiben — die neue Ordnung ist eingerichtet und wenn es ihm einfiele, wieder zu kommen, sollt' er wohl erfahren, daß kein Platz mehr ist für ihn und seine Oberherrlichkeit!"

„Er ſoll ſich an König Sigmund gewendet haben," bemerkte Prechtl von Kaldöß, indem er ſich wieder ein Stück von der vor ihm ſtehenden kalten Hirſchkeule ſchnitt.

„Das glaub' ich nicht," ſagte der Sallecker, „was ſollt' er dort? Der König iſt mit uns und ſieht nichts lieber, als wenn Habsburg die Rückkehr vollſtändig verbaut iſt und Tirol feſt und für immer zum Reiche kommt. Und wie könnte der Herzog wagen, ſich an ihn zu wenden, da er feierlich geſchworen, als Geißel ſo lang in Coſtentz zu bleiben, bis er alle Bedingungen erfüllt haben würde, unter denen der König ihm Verzeihung verheißen hatte? Er hat die Urphed gebrochen und iſt fort — was konnte dem König und uns willkommener ſein? Nun iſt auch er ſeiner Zuſage ledig und wir haben vollends freie Hand!"

„Wie aber," fragte der bedächtige Hörer von Katzenſtein, „wenn der Herzog ſich anders beſonnen hätte und käme nach Tirol zurück? Er hat noch ſtarken Anhang im Volk!"

„Dafür iſt geſorgt — wir haben Weg und Steg beſetzen laſſen: wär' er herein, er hätte unſern Spähern unmöglich entgehen können. Und wär' er ſelbſt

im Lande, was ſollt' es ihm nützen! Wir wollen dem Bauern den Daumen auf's Auge drücken, daß ihnen bald die Luſt vergehen ſoll, einen eigenen Willen zu haben! Folgt nur mir, Ihr Herrn und zieht den Zügel an, ſo ſtraff es geht; ſorgt nicht, daß er reiße . . . ſie beißen darein, ſie knirſchen, aber ſie müſſen ſich in das Joch fügen und werden es!"

„Ich glaub' es auch," ſagte Gebratſtein, „ſie murren und machen die Fauſt im Sack, aber ſie wagen nicht, ſie zu zeigen — ſie ſind auch in den Thälern zu zerſtreut und haben keine Führer! Die Pfaffen allein, die ſind es noch, die hie und da für Herzog Friedel ſchüren . . ."

„Die Pfaffen?" rief Degen Fux, plötzlich auffahrend, mit wildem Lachen. „Wer redet hier von Pfaffen? Wer kümmert ſich um ſie? Von mir müßt Ihr lernen, wie man ſie zum Schweigen bringt . . ."

Die Ritter ſahen einander mit befremdeten fragenden Blicken an. „Er widerſetzt ſich mir nicht wieder . . ." fuhr Degen Fux, wie mit ſich ſelbſt redend fort, „ich hab' ihm den Mund verſtopft . . . er droht nicht wieder . . . Kann ich dafür, daß er ſo wenig Waſſer vertragen konnte? Ich hab' es ihn

nur kosten lassen wollen ... Der Aufrührer hat sich geweigert, den Bauern in der Marlingerkirche den Befehl zu verkünden, daß Niemand mehr von Herzog Friedel sprechen solle ... Niemand bei Todesstrafe ... Hahaha, wie er zappelte und gurgelte ... aber ich hatt' es ihm geschworen ... Da kam er mir entgegen, droben auf dem Vigili-Joch, hart an dem Wildsee ... Du willst nicht verkünden, was ich Dir befehle?" schrie ich ihn an, „Wart' ich will es Dir eintränken" ... und faßt' ihn an der Kutte und stieß ihn in den See ..." [21])

Augenblickliches Schweigen trat ein; der Lebenberger, als habe er nur mit sich selber geredet, sah wieder brütend vor sich hin. „Schwatzt der Wein aus ihm," fragte der von Wisberg, „oder wirbelts ihm im Gehirn?"

„Still," winkte Eckart, „Keines von Beiden ... er hats gethan, er hat den Leutpriester von Marling im Wald begegnet und in den Wildsee geworfen, daß er ertrunken ist ... mich will bedünken, es geht ihm nach, daß er's gethan ..."

„Mag er sehn, wie er mit dem Bischof sich abfindet," sagte Gebratstein, „das kann ihm bösen Handel bringen! ... Aber laßt uns wieder zu unsren

Bechern und zu unſrer Rede kommen . . . haben wir's denn mit Herzog Friedel allein zu thun? Iſt nicht auch ſein Bruder Ernſt da, der eiſerne Herr von der Steyermark, der Oeſtreichs altes Recht für ſich geltend macht, . . . hat er uns nicht angeboten, die alten Rechte feierlich zu beſtätigen und neue dazu zu verleihen, wie wir ſie nur verlangen? Welchen Beſcheid ſoll er haben?"

„Das Alles hat er geſagt," rief der Sallecker, „auch Herzog Friedel hat ſo geſprochen und am Anfang redet jeder ſo und ſpielt die Lockpfeife. Sitz' ich nur erſt im Sattel, denkt er, dann ſoll das Roß Sporen und Zügel fühlen . . . wären wir nicht rechte Thoren, wenn wir nur den Reiter wechſeln wollten, jetzt wo es bei uns ſteht, den Sattel ſelbſt für immer abzuſchütteln?"

„Doch wär' es immerhin unklug," ſagte der Katzenſteiner, „es mit Herzog Ernſt ganz zu verderben . . . er iſt ein mächtiger Herr und die beſonnene Ueberlegung . . ."

„Es ſoll auch geſchehn, was möglich iſt," entgegnete Salleck, „überlaßt das nur dem Starkenberger, der hat's übernommen, mit ihm zu verhandeln und das iſt der Mann, der das durchzuführen weiß!

Er und der alte Eisbär, Peter von Spaur, dem selbst der Tod nicht Meister geworden ist, werden unterhandeln, daß der Herzog nie wissen wird, woran er mit ihnen so eigentlich ist und wenn sie nicht anders können und sind gezwungen, einen Abschluß zu machen, so werden sie schon für eine Ausflucht, eine Clausel sorgen, die uns frei macht von dem, was zu halten uns nicht lüstet!"

„Und endlich wird der König doch Ernst machen," sagte Stuber, „und wird mit dem versprochenen Heere anrücken, dann ist es wohl zu Ende mit dem Tanz! Ist der König noch nicht zurück aus Frankreich oder Engelland?"

„Das weiß ich nicht genau — wir wollen Oswald fragen . . ."

Der Starkenberger, der eben an der Gruppe vorüber schritt, hielt an. „Von welchem Oswald sprichst Du?" fragte er.

„Wie Du fragst! Von wem sonst als von dem Wolkensteiner? Hat er doch den König nach Perpignan begleitet und ist von Kostentz zurückgekommen, kann uns also wohl die neueste Kunde bringen . . . Was siehst Du so finster drein, Ulrich? Du weißt doch, Oswald ist unser Feind nicht mehr; seit Her-

zog Friedrich sich dem König unterworfen, hat er ihn verlassen und uns zugeschrieben, daß er Einer von den Unsern sein wolle . . ."

„. . . Er ist hier?" sagte Starkenberg unbehaglich.

„Wärst Du früher gekommen, Du hättest ihn an der Tafel getroffen . . . Jetzt ist er fort, Du weißt, er liebt das lange Zechen nicht; er ist hinaus, und wird wohl im Walde schwärmen, wie's die Dichter thun . . . doch denk' ich, er kommt bald zurück . . ."

„Ich habe kein Begehr, ihm zu begegnen," erwiderte Starkenberg, „sein Wesen ist mir zuwider . . . das Schwärmen, Dichten und die schönen Worte . . . ich mag nichts leiden, was schwärmt!"

„Da ist er schon," rief Schlandersberg dem eintretenden Oswald entgegen. „Wo steckst Du doch? Man hat nach Dir verlangt!"

„Erräthst Du's nicht, Freund Sangsgenosse?" erwiderte Oswald, ihm die Hand reichend. „Ich stand oben auf den Zinnen der Burg und hab' ins Land hinausgeschaut, auf Thal und Strom und Berge . . . unser Tirol ist schön, mein Freund und

weil ich fort gewesen, ging mir das Herz doppelt auf, als ich es wiedersah!"

„Ihr kommt aus fremden Landen, Herr von Wolkenstein," sagte Stuber von Wisberg, „und habt die ganze Welt gesehn — mich dünkt, Ihr müßtet doch Schöneres erblickt haben, als unsre rauhen Felsen und Waldberge! Rühmt doch Alles die Lande Frankreich und Hispania ..."

„Ja — es ist schön, am Ufer des Tajo oder des Guadalquivir, wo die Mirte und die Orange blüht, und der Granatbaum brennt, und dunkle Feuer-Augen aus den Büschen blitzen ... und doch geb' ichs hin um einen Tag bei meinem Gretli auf meinem öden Hauenstein!"

„Erzählt uns doch von Euren Fahrten, Ritter ... erzählt uns von Paris!"

„Ein andermal, Ihr Herren," sagte Oswald, „jetzt hab' ich noch ein anderes Geschäft ... Ich sehe hier finstre Mienen auf mich gerichtet und Hände, die sich mir noch nicht zum Gruße geboten ... Wie nun, Ulrich" fuhr er fort, vor den Starkenberger tretend, „hat Starkenberg keinen Gruß für Wolkenstein?"

„Die Ueberraschung hat mir den Gruß

in der Kehle ſtecken machen!“ ſagte Ulrich finſter. „Wie wir auf Lebenberg von einander geſchieden, dacht' ich nicht, Dir hier wieder zu begegnen!“

„Unſre Wege führten damals auseinander — ich ging, wohin meine Pflicht es zu gebieten ſchien ... jetzt hat der Pfad mich wieder zu Euch zurückgeführt ...“

„Du ſagſt es ... doch glaube nur nicht, daß ich verhehle, was ich darüber denke — ich lieb' es nicht, ſo oft den Platz zu wechſeln, ich bleibe auf dem meinigen ſtehen ... unverrückt!“

„Ich fühle den Stachel Deiner Rede — doch ich acht' ihn nicht! Da — nimm dieß Schreiben ... das bricht ihm die Spitze ab!“

„Ein Schreiben des Königs?“ rief Starkenberg, indem er verwundert das Blatt entfaltete.

„So iſt es! Lies! Als ich zu Conſtentz mich von dem Herzog losgeſagt, eilt' ich zurück auf meinen lieben Hauenſtein — mein Weib zu grüßen, zu beruhigen; dann brach ich wieder auf und folgte eilends dem König nach Frankreich, wohin er inzwiſchen abgereiſt ... Ihr habt mir gegrollt, als wir ſchieden und habt mich geſcholten wegen des Vertrags, den

ich mit Herzog Friedrich geſchloſſen — damals trug ich in mir das Bewußtſein, daß ich Recht gethan: jetzt ſah ich's ein, es war ein Irrthum ... kein Vertrag iſt zu ſchließen mit der Treuloſigkeit, die feig ſich ſelbſt verläßt! Ich ſah es ein, Eure Sache iſt die Sache des Landes — ſie muß auch die meine ſein, drum wollt' ich gut machen und ein Unterpfand bringen, das meine geänderte Geſinnung verbürgt! Drum ging ich zu Sigismund — er hat Alles genehmigt, was ich in Eurem Namen vorſchlug: dieſer Brief enthält die offne feſte Zuſage ſeiner Hilfe und ſeines Schutzes!"

„Den Brief!" riefen mehrere. „Was ſteht in dem Brief?"

Starkenberg las das Schreiben vor. „Wir haben," hieß es darin, „mit beſonderem Wohlgefallen die Geſinnungen vernommen, von denen die Tiroler Landesherrn gegen uns erfüllt ſind ..."

„Hört Ihrs wohl? Die Landesherrn! Das iſt verſtändlich!"

„Wir erwidern dieſelben und werden keinen ruhigen Schlaf mehr thun, bis wir von vier Seiten in Tirol eingerückt ſein werden, Euch zu unterſtützen. Zu Anfang kommenden Frühjahrs werden wir mit

großem Volke ankommen, das Land für das Reich in Beſitz nehmen und Allen denen, ſo uns getreu geweſen, durch die That zeigen, daß kein Lohn, den ſie fodern werden, zu groß für ſolche Dienſte erſcheinen wird. Empfehlen Euch auch der Landeseingänge Acht zu haben und insbeſondre die Schlöſſer Viſiaun und Klauſen wohl zu bewahren, des Eingangs in das Nonsthal wegen und bleiben Euch Allen in königlichen Gnaden gewogen!... Sigismund!..." [22])

„Es lebe der König!" rief der Sallecker, den Becher erhebend und Alles ſtimmte tumultuariſch ein. „Er lebe ..." fügte Starkenberg hinzu. „... Aber ferne von uns! Der Herbſt iſt vor der Thüre, bis der König im Frühjahre heranrückt, uns zu helfen, haben wir uns ſelber geholfen: Alles wird geſchlichtet ſein — er muß uns Alles, wir ihm nichts zu danken haben: wir müſſen es ſein, die bringen, denn an dem, der bringt, iſt es zu fodern ..."

„Einverſtanden — Du biſt ein Meiſter, Starkenberg", ſagte Salleck, „doch mein' ich gar, es könnte wohl ſpäter werden, als bis zum Frühjahr, daß der König kommt — ſie werden ihm noch genug zu ſchaffen machen in Conſtentz!"

„Leider wahr!" erwiderte Oswald.

„Hieß' es doch", fragte Schlandersberg, „der König habe Alles erreicht, was er gewollt? Die Einheit der Kirche sei wieder hergestellt?"

„Das ist sie auch ... der Eine der drei Päbste hat freiwillig abgedankt, die beiden andern hat das Concilium abgesetzt, auch die Spanier sind gekommen, als fünfte Nation ... aber die Zwietracht, die aus der Kirche gewichen, ist in die Völker gefahren. Die Nationen, erst vollständig einig, hadern mit einander ... die Engländer wollen die Franzosen, mit denen sie im Kriege liegen, nicht als eigne Nation erkennen ... die Welschen und Spanier stimmen miteinander und die Franzosen, aus Groll gegen England halten zu ihnen. Der König will, daß, wie ihm von den Führern der Nationen versprochen worden, vor der Wahl des neuen einzigen Papstes die Kirchen-Reform beschlossen werden solle ... die Welschen wollen daß zuerst der Papst gewählt werde ... sie haben nun die Mehrzahl, der König mit den Deutschen und Engländern steht allein und sieht mit Sorge, daß das große Werk, das er auszuführen unternommen, ins Stocken geräth und vielleicht unvollendet bleibt ..."

„Drum wollen wir dem König den Rücken decken!" rief Gebratstein. „Er soll uns nur rufen

— hat er nicht das ganze Nest in der Hand? Eh' sie es ahnen, sind wir da, schließen Costentz ein und lassen sie nicht heraus, bis sie des Königs Willen gethan ..."

„Seht, was da kommt!" rief plötzlich Stuber, der ans Fenster getreten war. „Ein Reitender jagt den Bergweg herauf ... seht nur, das Rößlein ist ganz abgehetzt, es sprengt mit den letzten Kräften und dem letzten Athem, es muß im nächsten Augenblick stürzen ..."

„Ein Bote in solcher Eile?" rief Starkenberg und trat in den Vorplatz, den Kommenden zu empfangen. „Freut Euch", fuhr er fort, denselben nach kurzer Frist mit sich in den Saal ziehend. „Freut Euch, Ihr Herren — des letzten Schattens von Sorge sind wir los ... dieser Getreue, vom Vogt zu Castelbel an mich gesandt bringt die Botschaft — Herzog Friedel, unser Todfeind ist nicht mehr!"

„Wie? Was sagt Ihr? Herzog Friedel?" riefen Alle durcheinander und drängten sich um den Reiter, der noch nach Athem rang, seine Botschaft auszurichten. „Gestern", sagte er endlich, „haben unser Einige gegen die Schlucht hingestreift, wo das

enge Matſcherthal herausführt ... der Vogt hatt' es uns geheißen und befohlen, daß wir niemanden des Wegs ziehn laſſen ſollten, niemand, wenn wir ihn nicht genau kennten. War aber weit und breit niemand zu ſehn — nur zwei Bauern kamen einen Steig herab, hatten das Oetzthaler-Gewand an und trugen Rückkörbe, um in Glurns und Mals einzukaufen. Sie kamen vom Finailhof herunter und war Einer unter uns, der kannte den Einen Knecht und ſo ließen wir die Beiden ruhig ihre Wege gehn ..."

„Nun? Der Herzog aber?" fragte Starkenberg ungeduldig.

„Wie ſie ſchon vorüber waren, ſagte Einer, was der Burſch für feine weiße Hände habe — viel zu fein für einen Bauern. Da ſtieg uns ein Argwohn auf, wir liefen den Beiden nach und ſchrieen zu, ſie ſollten ſtehen bleiben und wie ſie's nicht thaten und immer ſchneller ausſchritten, da legt' ich auf den, der die weißen Hände hatte, die Armbruſt an und jagt' ihm einen Bolzen nach — der traf ihn ins Genick, daß er ſtürzte ... der Andre iſt entſprungen ... Wie wir dann hin kamen, da war der Mann todt und war ein junger ritterlicher Mann mit einem feinen Bart ..."

„Es war der Herzog?“

„Ich weiß nicht, Herr, ich hab' ihn nicht gekannt — doch Andre kamen, die den Herzog im Leben gekannt, die sagten, er sei wohl etwas verfallen und entstellt, aber es sei schier kein Zweifel, daß es doch der Herzog sei!“

„Nimm das für Deine Botschaft!“ rief Starkenberg und drückte dem Knecht ein Goldstück in die Hand — „wir aber wollen nicht vergessen, daß dieser Todte einmal unser Herr gewesen und wollen ihm den Todtentrunk halten! Friedel ist todt, Brüder und Genossen: der Tod hat ihm die leere Tasche gefüllt — so mög' es Jedem ergehn, der an unsrem guten Rechte frevelt! Er sei vergessen oder sein Gedächtniß soll ein Fluch werden im Lande!“

Er hatte den Becher erhoben; Sallecker, Degen Fux, Gebratstein und Andre ergriffen ihre Humpen und ließen sie stürmisch dagegen klingen; die Bedächtigeren schwiegen, aber sie wagten nicht, sich auszuschließen — Oswald hatte sich abgewandt und starrte, von der unerwarteten Wendung erschüttert, durchs Fenster.

„Nun?“ rief der Sallecker. „Du trinkst nicht, Oswald? Wer ein Bundesbruder heißen will, darf

dieſen Trunk nicht verſagen ... ich glaube gar, der Tod dieſes Herzogs geht Dir nah? ...

„Laßt ihn", ſagte Schlandersberg, „er hat vielleicht gar nicht gehört, was vorging und dichtet ein Minnelied zum Willkomm' auf Hauenſtein! — Höre Freund Oswald, nimm den Becher und ſtoß an mit uns ... es gilt —"

„Ich will nicht!" rief Oswald und ſtieß den Becher zurück, daß er überfloß.

„Sonderbar ..." murmelte Schlandersberg; der Starkenberger aber drängte ſich vor ihn. „Iſt das die Bekehrung?" rief er. „Der veränderte Sinn? Wenn wir nicht glauben ſollen, daß Du nur zum Scheine zu uns gekommen — daß es mehr war als die aufwallende Laune eines Augenblicks Deiner gewohnten Schwärmerei ... bewähr' es jetzt, faſſe den Becher und trink! Wer mein Freund heißen will, muß auch der Feind meines Feindes ſein!"

„Ich will nicht", rief Oswald noch entſchiedener, „der Tropfen werde mir ſelbſt zum Todestrank, den ich aus dieſem Becher ſchlürfe! ... Der Todte war einſt mein Freund: ich weiß warum, es iſt mir ſchwer genug geworden, mich von ihm loszuſagen, — ich habe mich mit Schmerz und Trauer von ihm abge-

wendet — aber mit dem Todten hadre ich nicht mehr! Sein Untergang hat seine Schuld gebüßt und all meinen Groll mit hinab genommen ..."

„Groll und nicht Groll, Feind und dennoch Freund!" rief der Sallecker wieder. „Sagts rund heraus, in schlichten Worten, wofür wir Euch zu halten haben!"

„Für einen Freund und Bundsgenossen!" entgegnete Oswald ernst. „Ich habe Herzog Friedel angehangen ... mein Kopf vermochte es ihm zu verzeihn, daß er gegen meinen Rath, gegen das mir gegebene Versprechen die gefährliche Wahl traf und sich jenem Johannes gesellte: aber daß er auch diesem die Zusage brach, daß er es über sich gewann, den stolzen Nacken in feiger Demüthigung zu beugen — das ist, was mein Herz ihm nicht verzeiht. Er war nicht mehr würdig, auf einem Throne zu sitzen, ... der Herr von Tirol zu sein! Aber auch jener Ernst ist dessen unwürdig, der niedrig genug denkt, des Bruders Mißgeschick nur zu eigener Bereicherung auszunützen ... dieß Geschlecht der Fürsten hat sich überlebt, es ist kein Heil mehr für Tirol, als beim Reich und in der Freiheit ... das ist meine Losung! Ist's nicht die Eure auch?"

„Sie iſts! Oswald hoch!“ riefen Viele und die zunächſt Stehenden ergriffen deſſen Hand. „Oswald, der Falke hoch!“

„Leicht erregt und leicht gewonnen!“ ſagte Starkenberg, der unmuthig zugehört, halb vor ſich hin. „Mich tröſtet, daß ich für dieſes Schwärmers Sinn beſſre Bürgſchaft habe, als ſeine ſchönen Worte!“

„Ich weiß lange, daß Du mir grollſt“, entgegnete Oswald ruhig, „Du trägſt eine Binde um die Augen und brichſt über Sehende den Stab — ſieh zu, wer des Schwärmers Sinn mehr bewährt, ich oder Du ... doch, welche Bürgſchaft iſt es, von der Du ſprichſt?“

„Du haſt“, ſagte Starkenberg nicht ohne Hohn, „Dein Weib Deinem Bruder Michael auf Troſtburg zur Obhut anvertraut ...“

„Mein Weib .... Margarethe? Was iſt mit ihr?“

„Der Hüter ſorgte, das ihm vertraute koſtbare Pfand ſei nicht ſicher genug auf ſeiner Burg ... drum hat er ſie an einen Ort gebracht, den noch kein Feindesarm erreicht hat, den nie Feindesfuß betreten wird: zu mir — auf den Greifenſtein!“

„Mein Weib ...“ ſtammelte Oswald, ſich ge-

waltſam mäßigend, „... mein zarter Engel in dem unwirthlichen Felſenneſt? In Euren Händen?“

„Und warum nicht? Wenn Du es aufrichtig mit dem Bunde meinſt, was haſt Du zu befahren? Sie iſt bei Deinen Freunden — und iſt die beſte Geiſſel für Deine Treu!“

„Du arme, zarte, minnigliche Frau!“ klagte Oswald. „Was wirſt Du erlitten haben ... das alſo iſt der Lohn, den mir die neuen Freunde dafür zahlen, daß ich über ihnen Dich vergaß: daß ich Dich verließ, um ihnen zu nützen ... Doch ſeis — ſie ſoll in Euren Händen, ſie ſoll auf Greifenſtein bleiben, aber nicht allein: ich ſelber eile hin — ich löſe dieſes Pfand, das Ihr Euch ſelbſt genommen, aus! Ich führe dieſe Geiſſel aus dem Greifenſtein oder begrabe ſie, mich und Euch Alle in ſeinem Schutt!“

Stürmiſch verließ er den Saal; bald hörte man den Hufſchlag ſeines Roſſes. „Da ſprengt er ſchon dahin“, rief Starkenberg, „der Thor, in dem es immer kocht und überſprudelt! Ich will ihm nach — er ſoll den Greifenſtein nicht ohne mich erreichen ... Gebt meinen Reiſigen Befehl, ſich zum Aufbruch zu rüſten! ... Gehabt Euch wohl, Ihr Herren und

Bundesbrüder! Beherzigt wohl, was wir beſchloſſen — Jeder befeſtige ſeine Burgen, Jeder rüſte ſich, Jeder denke dran, den Uebermuth der Bauern zu brechen, der ſich gegen unſre Herrſchaft auflehnen möchte ... Mit Herzog Ernſt werd' ich verhandeln und wenn es reif iſt, Euch entbieten zur Berathung."

„Er geht", ſagte Hörer von Katzenſtein zu ſeinem Nachbar Prechtl, „es wird Zeit ſein, daß wir auch an den Heimritt denken ... Was meint Ihr, der Starkenberg nimmt den Mund ſehr voll ... „Ich werde Euch entbieten zur Berathung!" Wie das klingt! Ob wir von Herzog Friedel Schlimmeres zu erwarten gehabt?"

„Still," erwiderte der dicke Herr von Kaldöß, ſich ſchwerfällig erhebend, „das iſt nur für Wenige! Er ſpielt den Herrn, als wären wir ſeine Untergebnen!"

„Wir wollen auf der Hut ſein, Freund," flüſterte der Katzenſteiner wieder. „Beſonnene Klugheit und Ueberlegung fodern, daß wir uns vorſehn, um nicht Schlimmeres einzutauſchen, als wir haben. Das Reiten wird Euch ſauer, Freund ... ich hab' einen hübſchen Hof am Wege; den erreichen wir leicht, dort

nehm' ich Herberg dieſe Nacht — ſeid mein Gaſt, Herr Prechtl, dann wollen wir's bei einem Becher vertraut beſprechen . . ."

Sie gingen; allgemach erhoben ſich Alle, im Schloßhofe wieherten die Roſſe, drängten die Knechte, und die Falken ſtoben nach allen Richtungen auseinander.

— Vor dem Kirchlein und der Linde war das Volk noch verſammelt geblieben; betäubt, unſchlüſſig und traurig ſaßen und ſtanden die Schaaren durcheinander, die Menge war ſogar noch gewachſen, denn das Gerücht flog über die Berge und rief von den hoch gelegenen Weilern und Einzelhöfen Männer und Jünglinge herbei, die das Unerhörte nicht zu glauben vermochten und an Ort und Stelle ſich überzeugen wollten, wie weit die Gewalt bereits zu gehen ſich erkühnt. Viele ſaßen noch vor der öden, unnütz gewordenen Bühne, als hielten ſie es für unmöglich, daß das gewohnte, von Alter und Sitte geheiligte Spiel nicht doch noch beginnen werde.

Unter dem Volke, unweit der Kirchenthür ſtand ein junger Mann in Pilgerkutte, Hut und Muſchelkragen; ein älterer Mann mit grauem Bart, ebenſo gekleidet, kniete an der Schwelle und ſchien in eifriges Gebet verſunken.

„Seid wohl auch des Spieles wegen nach Landeck gekommen, frommer Pilgersmann?“ sagte einer der Bauern zu dem jüngeren Pilger. „Ist Euch auch die Freude verdorben — wie uns! Die Zwingherren nehmen uns eben Alles, Freiheit und Freude, Hab' und Gut: sie werden uns bald nichts mehr übrig lassen, als das nackte armselige Leben!“

„S'ist traurig, Freund,“ sagte der Pilger, „wir hätten das Spiel wohl gern geschaut, doch mehr ist es uns leid um Euch, denen solche Gewalt widerfährt und denen die Freude des Festes so schwer verkümmert wird — so es Euch geliebte, möcht' ich wohl gern Euch einen Ersatz dafür bereiten.“

„Ersatz? Wie meint Ihr das?“

„Ich und mein Gefährte wären wohl gewillt, Euch ein ander Spiel zu geben . . .“

„Ein ander Spiel? So seid Ihr nicht Pilgrime, wie Euer Gewand verkündet; Ihr seid fahrende Singer?“

„Das sind wir nicht — aber wer weit in den Landen herumzieht, den zwingt das Elend wohl, allerlei zu üben, was in den Häusern gefallen mag, an deren Thür man pochen muß. Wir kennen ein gar erbaulich Spiel, ein alt merkwürdig Mährlein

von Arthur, dem vertriebenen König von Engelland — wir haben es auf der Pilgerfahrt gehört . . . gefällt es Euch, so ſpielen wir die Mähr' . . .

„Ein Mährlein von einem vertriebenen König?" riefen die Bauern. „Das iſt recht, das wollen wir ſehn — und wär' es nur, unſern Drängern zu zeigen, daß wir trotz Gewalt das alte Recht üben! . . . Wir kennen auch einen ſolchen Vertriebenen — wir wollen das Mährlein hören!"

Wie das Geſäuſel des allmälig anwachſenden Windes über eine Waſſerfläche ſtreicht und die Wellen erregt, ging die Kunde bald durch die überraſchte Menge. „Zum Spiel!" rief es, während die Trommler und Pfeifer die gewohnte Einleitung begannen. „Wir werden doch unſer Recht haben! Ein Spiel zur Landecker Kirchweih! Das Spiel vom vertriebenen König! [23]) ſo glaub' ich wenigſtens."

Es bedurfte des Ausrufers kaum, der Frieden und Stille gebot; der jüngere Pilger ſtand ſchon auf der Bühne, bei ſeinem Anblick lagerte ſich erwartungsvolle Stille über die athemloſe Menge.

Der Pilger trat vor, wie Einer, der von langer Wanderung ermüdet iſt, mühſam erreichte er den im

Vorgrunde befindlichen Sitz und sank erschöpft auf denselben nieder. „Ich kann nicht weiter . . .“ rief er aus. „Unbarmherzige Sonne, zum zehntenmale gehst Du auf über diesem öden Gestein, in welchem ich herum irre mit meinem Herrn, dem edlen, unglücklichen König von Engelland! Ein schlechter Pilgerhut deckt das fürstliche Haupt, ein Stein ist sein Pfühl und der kalte Nachthimmel seine Decke — seine Erfrischung ist die Milch, die aus dem Gletscher strömt, und mit den Vögeln des Waldes muß er um die Beere ringen am Strauche des Felsenspalts! . . . Armer König . . . da drinnen liegt er und ist eingeschlummert vor Ermattung und nirgends ein Weg, nirgends ein Obdach und wenn ich nicht Hilfe bringen kann, ist er dem Tode verfallen . . .“

„Armer Mann,“ murmelte es aus den Reihen, „armer König . . . Warum ist er im Elend?“

„Den Dänenkönig, den tückischen,“ fuhr der Pilger fort, „hat es nach seinem schönen Lande gelüstet . . . er hat ihn an sich gelockt und verrätherisch in den Kerker geworfen! . . . Seine treulosen Vasallen und Ritter, mit dem Feinde im Einverständniß, sind von ihm abgefallen und haben dem fremden, dem eingedrungenen König gehuldigt . . .“

„Hört Ihr? Die Ritter! . . . Wie bei uns! So haben die Ritter es auch mit Herzog Friedel gethan!“

„Da kommt der König,“ begann der Pilger wieder und eilte ehrerbietig seinem Genossen entgegen, der als wankender, hinfälliger Greis die Bühne betrat. „O mein König und Herr von Engelland,“ sprach er, „warum habt Ihr Euch dem Schlafe so bald wieder entzogen? . . . Ihr bedürft der Ruhe und Stärkung so sehr und ich Aermster habe Euch nichts zur Erquickung zu bieten . . .“

„Klage nicht, Du treuster, Du einzig treuer Mann,“ erwiderte der Greis, „für mich ist keine Erquickung mehr . . . laß mich sterben oder führ' mich in mein Land zurück . . . Ach, nicht der Mangel ist das größte meiner Leiden, — daß ich von ihm ferne bin, ist der bitterste Schmerz: daß ich nicht weiß, wie es meinem Volke ergehen mag . . .“

„Schlimm, Herr und König,“ entgegnete der Freund, „die treulosen Ritter trotzen allem Recht, weil Du nicht mehr im Lande bist . . . sie mißhandeln und knechten Dein Volk, die freien Mannen sollen Leibeigene sein und die Männer, die ein freies Wort wagen, werden in den Kerker geworfen . . .“

„Wie bei uns . . . hört Ihr es wohl? Ja wohl, zu Leibeigenen wollen ſie uns machen . . .“

„Aber noch verzaget nicht, mein Herr und König von Engelland,“ rief der jüngere Pilger wieder. „Die trotzigen Ritter ſind nicht die einzigen Männer im Lande . . . noch lebt Dir Dein Volk: vielleicht gelingt es uns, die Grenzen Deines Landes zu erreichen . . . das Volk verläßt ſeinen König nicht . . .“

Eine mächtige Bewegung ging durch die Verſammlung.

„O treuer Freund,“ begann der König wieder und ſeine Stimme bebte vor innerer Bewegung, „ſo führe mich denn, wie Du gedenkſt! Ich ſchaue nach dieſem letzten ſchönen Hoffnungsſtern, den Du mir zeigſt . . . ich folge ihm und wenn er verſchwindet, ſo will ich mich zur Erde legen und die Länge meines Grabes ausmeſſen . . . O Freund, wenn wir nun die Grenzen erreichten, wenn wir vor dem Volke ſtünden . . . was würdeſt Du ſagen, ihm das Herz zu rühren?“

„Was mir das Herz eingiebt,“ rief der jüngere Pilger und trat weit vor an den Bühnenrand. „Landsleute . . . Freunde . . . treue Männer würde ich ſagen . . . Euer angeſtammter Fürſt, Euer

Landesherr, dem Ihr Treue geſchworen, lebt im Elend — gebannt, geächtet, beraubt! Falſche Freunde, denen er getraut, haben ihn außer Landes gelockt und als er von ihnen ſich losgeſagt, ihn wie einen Verbrecher in den Kerker geworfen . . . ſie haben ihn mit dem Tode bedroht! Er iſt entflohn . . . durch Mangel und Mühſal, bedroht von Verrath der Edlen, deren Mörder hinter jedem Buſche lauern: im Gewande des Bettlers hat er ſich in das Land geſchlichen, er iſt unter Euch . . . er wirft ſich ganz an Eure Bruſt! Aus den Händen ſeines Volkes will er ſeine Krone wieder empfangen — mit ſeinem Volke will er ſein Land wieder erobern . . . Auf, Du getreues Volk . . . Dein Fürſt iſt's, der Dich ruft . . . Iſt Einer unter Euch, der dieſen Ruf nicht hört?"

Brauſend, toſend wie ein vom Regen wachſender Bergſtrom antwortete tauſendſtimmig der Zuruf der Verſammelten. „Nein — nein," donnerte es, „nicht Einer!" Die Täuſchung des Spiels und die Aehnlichkeit der eigenen Lage hatte Alle hingeriſſen: ſie nahmen die Worte als zu ihnen geredet hin.

„Hört Ihr, mein Herr und Fürſt," rief der Jüngling wieder, „ſo wird Dein Volk antworten . . . ſo hat es Dir geantwortet . . . Zieh' ein in Dein

Reich und mich laß den Ersten sein, der Dir auf's Neue huldigt!"

Er beugte das Knie vor dem erschütterten Fürsten; der Zuruf und die Bewegung schwoll zum Sturme an. „Was ist das?" rief es durcheinander. „Wer seid Ihr? Das ist kein Mährlein, das Ihr spielt . . . das ist unsres Herzogs Geschichte . . ."

„Ja," rief der Pilger mit mächtiger Stimme, „es ist kein Mährlein! Nicht von König Arthur im fernen Engelland habt Ihr gehört, — dieser Boden ist das Land, dem es gilt . . . Eures Herzogs Ruf habt Ihr vernommen . . . Ihr seid das treue Volk, zu dem ich sprach . . ."

„Und wo ist der Herzog? Wo?" rief es entgegen — der Jüngling machte eine Bewegung gegen seinen ältern Gefährten hin; dieser aber warf Hut und Pilgerkragen ab und trat mit ausgebreiteten Armen vor. „Hier steh' ich . . . ich bin Herzog Friedrich . . . nimm mich auf, mein treues Tirol . . ."

Der Donner des Bergsturzes wäre verhallt in dem Jubelgeschrei, welches sein Erscheinen und seine Worte begleitete. Im Augenblick war die Bühne erstiegen; die Vordersten warfen sich dem Herzog zu Füßen, sie umfaßten seine Knie; sie ergriffen Hände

und Kleider, ſie mit Küſſen und Thränen zu bedecken . . . die nicht in ſeine Nähe gelangen konnten, fielen einander weinend in die Arme oder hoben Augen und Hände zum Himmel, zu Gebet und Dank, daß die Stunde der Befreiung gekommen. „Hoch unſer Friedel!“ dröhnte es an den Bergen hin. „Hoch der Bauernherzog! Wir ſtehn zu ihm bis in Tod! Gut und Blut für unſern Friedel!“

Der Herzog ſtand wortlos — wie vernichtet. „Nun, gnädigſter Herr,“ rief ihm Müllinen leiſe zu, hab' ich mein Wort gelöſt?“

„Du haſt!“ rief Friedrich. „Redlicher Freund, Du haſt geſiegt! Ich habe es nicht geglaubt . . . ich habe mein Volk, ich habe meine Bauern und ihr Herz nicht gekannt . . . da oben in der Einſamkeit der Ferner ging mir die erſte Ahnung auf: hier, in dieſem gewaltigen Augenblick wird mir klar, was eines Volkes Lieb' und Treue heißt! Aber ich will auch zeigen und erproben, daß ich es erkannt — zum Andenken dieſer Stunde ſoll hier eine Kirche ſtehen, meinen Dank zu verewigen . . . meine Bauern aber ſollen freie Männer ſein und ſitzen und tagen neben dem Edelmann und mit ihm, und ſollen der Grundbau meines Thrones ſein . . . Auf denn,

treue Mannen von Tirol, erhebet Euch, die Feinde zu überraſchen, eh' ſie ſich beſinnen und waffnen ... erhebt Euch Alle, aus allen Thälern kommt zu mir ... wir brechen die Burgen unſrer übermüthigen Feinde! Gebt mir ein Schwert, ein Roß ... ich führe Euch! Und Kronburg gelte der erſte Sturm ... ich führ' Euch an, Eure Gefangenen zu befreien!"

„Auf! Nach Kronburg!" riefen Alle und einer Lawine gleich, im Sturze wachſend, wälzte die Menge, ſchnell bewaffnet, ſich zu Thal: ſchon begann der Abend zu dämmern und als es Nacht geworden, erglühten die Berge vom Widerſchein der Flammen, in denen des Starkenbergers gewaltige Veſte zu Trümmern einſtürzte und welche in alle Thäler den Sturmruf und die Kunde trug, ſich einzufinden bei Herzog Friedel zum blutigen Bauerngeſpiel.

Drittes Capitel.

Der Greifenstein.

„Zieht das Seil an! Dreht den Haspel noch einmal!“ rief Hauptmann Weißbriach einer Schaar Bauern und Fußknechte auf einer Höhe des Glanig-Jochs zu, welcher gegenüber, durch eine breite und tiefe Bergspalte geschieden, die Thürme und Zinnen des Greifensteins trotzig emporstiegen. Sie waren emsig daran, eine riesige Schleuder [24]) zu spannen und mit einem Felsstück zu beladen, groß genug, ein kleines Haus, das es getroffen, unter seiner Wucht zu begraben. „So! Nun wird das Seil wohl genug gespannt sein — wenn dieser Block die Mauer nicht einwirft, muß es der Teufel sein, der sie stützt!“

„Wollen's hoffen, Herr,“ erwiderte Einer der Bauern, „'s war keine Kleinigkeit, das Gerüst da heraufzuschleppen bis auf das Joch! Könnt' aber

doch nicht ſchaden, Herr, wenn wir den Haspel noch ein paarmal anzögen, damit die Laſt nicht etwa gar in die Tiefe oder machtlos drüben niederfällt — die Schlucht iſt gar breit, Herr!"

„So thuts," erwiderte der Hauptmann, und die Haspelarme wurden knarrend gedreht und dadurch der an Stricken befeſtigte Balken, auf welchem das Steingeſchoß lag, noch weiter zurückgewunden. „Jetzt aber iſt's genug, jetzt laßt die Stützen los . . ." Ein Beilhieb ſauſte, ein dumpfer Schlag erdröhnte, der Balken war vorgeſchnellt und hatte ſeine Laſt pfeifend hinausgeſchleudert, daß ſie praſſelnd an die Umfaſſungsmauer des Greifenſteins anſchlug — Steine bröckelten ſich davon los; einen Augenblick war es, als ob das Gemäuer im Grunde erbebe und ſchwanke, dann aber ſtand es wieder wie unverſehrt da, und ein ſpöttiſches Gelächter der Belagerten ſcholl zu den Schleuderern herüber.

„Lacht nur, Euch iſt doch nit wohl bei der Sache!" rief der Bauer. „Das Gemäuer hat doch gezittert, als ob es nicht mehr feſt auf den Beinen ſtehe . . . wollen doch ſehen, wie viel ſolcher Schläge es noch aushält! Nur ſchnell das andere Felsſtück dort herbeigewälzt und die Schleuder wieder geladen!

„Wird all nichts helfen, Nachbar," ſagte ein Anderer, indem er die Hebelſtange unter den Block ſchob und ſich mit mächtiger Schulter anſtemmte, „laßt den Franziskaner Guardian herauskommen aus Bozen oder den Probſt von Gries, damit er den Segen ſpricht über das heidniſche Mauerwerk und die böſen Geiſter daraus vertreibt — der Greifenſtein iſt gebannt; die Heiden haben ein unſchuldig Kindlein in den Grundſtein eingemauert und eh' nicht der Grundſtein zerſtört iſt, kann Niemand der Burg was anhaben . . ."

„Und wo liegt der Grundſtein?"

„Wer das wüßte . . . man müßte die Burg abtragen, ihn zu finden! Wie könnte die Burg auch da oben auf den Felszacken gebaut worden ſein, wenn nicht der Teufel mitgeholfen hätte! Die Schlöſſer von Rotund, von Reichenberg und Hochgalſaun und gar manches andere Bergneſt iſt uns nicht widerſtanden, die Mauern ſind vor Meiſter Abraham's Eiſenkugeln und unſern Schleuderblöcken zerbröckelt wie mürber Sand — dieſes einzige Falkenneſt, dieſer verwünſchte Greifenſtein hat uns nun ſchon bald drei Wochen zum Narren . . . das geht nicht mit rechten Dingen zu!"

„Wollens doch noch einmal mit unsern Waffen versuchen, Landsmänner," sagte der Hauptmann, „Probst und Guardian sollen d'ran, wenn unser Benedizite nichts hilft! Macht die Schleuder vollends fertig; ich will hinunter in's Lager und dem Herzog melden, wie es steht. Sie warten nur, daß eine Lücke in die Mauer bricht, um den Sturm zu versuchen . . . Wenn alles bereit, gebt ein Zeichen und winkt, eh' Ihr loslaßt, mit dem Fähnlein hinunter!"

„Soll geschehen, Hauptmann," erwiderte der Bauer, „aber seid auf der Hut, Herr, wenn Ihr das Joch hinunter steigt, daß Ihr Euch nicht bloßstellt; haltet Euch unter die Bäume und drückt Euch an die Wand, die Greifensteiner schießen weit und treffen sicher!"

„Ha!" rief Weißbriach, der, wie er es liebte, vom Kopf bis zum Fuße geharnischt dastand, „Harnisch und Schienen sollen mich wohl wahren!"

„Die schützen Euch nicht, Herr," rief der Bauer. „Sie schießen nicht mit Bolzen oder Pfeilen, wie's sonst der Brauch ist; sie haben Eisennieten, die sind schier eine Spanne lang und müssen auch in der Hölle geschmiedet sein . . . die schlagen den stärksten Harnisch durch, wie meinen Lodenkittel da! Geht nur,

Herr Hauptmann, und sagt Herzog Friedel, es soll sich Alles bereit halten zum Sturm — ich denke, noch ein Wurf macht ein Loch in die Mauer, das sie so leicht nicht zustopfen! Wie Alles fertig ist, geben wir das Zeichen!"

Unten im Thale auf der Ebene bei den sieben Eichen war das Heer Herzog Friedrich's gelagert und die Zelte und Lagerhütten im weiten Halbkreise aufgestellt. Die Krieger selbst standen aus denselben vorgerückt und überall war man geschäftig, die Vorbereitungen zum Sturme zu treffen; man wartete nur auf den Augenblick, in welchem sich in den Mauern des Greifensteins eine Lücke zeigen würde, um den Burgfelsen, trotz seiner Höhe und Steile, mit Leitern und Haken hinan zu klimmen. Das Heer des Herzogs bestand aus sehr unregelmäßigen Schaaren; die meisten der vorländischen Ritter, dem Herzog von jeher besonders ergeben, hatten nicht gesäumt, ihm ihre Reisigen zuzuführen. Daran reihte sich ein von Weißbriach und Müllinen nach der Flucht des Herzogs schnell gesammelter Söldnerhaufe, der über den Arlberg in's Land gedrungen war, unmittelbar am nächsten Tage, nachdem Friedrich in Landeck sein in den Staub getretenes Banner wieder entfaltet hatte. Die

größte Mehrzahl der Kämpfer aber bestand aus Landleuten, deren Zuzüge von allen Bergen und aus allen Thälern herbeigebrauſt waren, wie wilde Waſſer zum furchtbaren Fluſſe zuſammenſtrömen. Es waren anſcheinend ordnungsloſe Schaaren, aber zuſammengehalten von einmüthiger Begeiſterung; ſie waren ungleich und meiſt nur für das Handgemenge bewaffnet, aber Kraft, Muth und Ausdauer erſetzten, was den Waffen an Gleichmäßigkeit und ihren Trägern an Uebung fehlte. Auf dem linken Flügel, am weiteſten vorgeſchoben gegen den unerſteiglich abgelöſten Felskegel des Greifenſtein, ſtanden die Bauern von Algund, Mais und den andern Dörfern des Etſchlands, mit einigen Handwerkern aus Meran und einer Abtheilung von Oetzthalern, Ruzzo von Roſen als Führer an der Spitze. Der Tſchermſer mit ſeinem Sohne Linus befehligte die von Algund ſammt den Bauern von Völlan, Eppan und Lana und denen, die aus dem Ultnerthale hervorgekommen. Die Vintſchgauer mit dem Innthaler Zuzug und denen vom Eiſak bildeten den rechten Flügel, mit den Bürgern von Bozen, Brixen und Klauſen, denn die Städte waren bald dem Beiſpiele der Bauern gefolgt und hatten dem ſiegreich von Burg zu Burg vordringenden Herzog

die Boten ihrer Unterwerfung und die Schlüssel ihrer Thore entgegengesandt; waren sie es doch, denen am meisten daran lag, daß die Macht der Adelsherren gebrochen und die große Straße des Handels mit Welschland nicht länger durch sie und ihre steten Fehden gefährdet werde. So hatten wenige Wochen genügt, Herzog Friedel wieder in den Besitz von ganz Tirol zu bringen, nur die obersten Häupter des Adelsbundes hatten sich, als ihre Burgen eine nach der andern gebrochen worden, in dem Winkel des Etschlandes gesammelt und in den unbezwingbaren Greifenstein, als ihren letzten Vertheidigungspunkt, geworfen. In dieser Feste war alles vereinigt, was Herzog Friedrich noch zu widerstehen wagte; war sie gefallen, so war er Herr an der Etsch, wie an Inn und Eisak und konnte an der Spitze seiner gewaltigen Volksmacht ruhig abwarten, ob König Sigmund es wirklich noch gerathen finden würde, ein Heer nach Tirol zu führen und der niedergeworfenen Adelspartei eine Hülfe zu bringen, die ihr doch nicht mehr aufzuhelfen vermochte — der Plan, Tirol dem Reiche einzuverleiben, all' seine Grenzfestungen und Grenzpässe in dessen unmittelbaren Besitz zu bringen, war dann gescheitert und die Gelegenheit dazu unwiederbringlich versäumt.

Seitwärts vom Lager, das nun schon seit Wochen den Greifenstein nach allen Seiten umschloß, stiegen vom Fuße des Burgfelsens von Zeit zu Zeit schwarze Rauchsäulen wie von einem erloschenen großen Brandherde empor; ungeheure Holzmassen waren dort zusammengeschleppt, hart an das Gestein angeschichtet und angezündet worden, um die Glut den Felsen mitzutheilen, sie mürbe zu machen, dadurch den Grund des Gebäudes zu unterwühlen und den Einsturz der Mauern herbeizuführen. Das Feuer war auch von gewaltiger Wirkung; wurde der glühende Porphyr mit kaltem Wasser übergossen, so bröckelte er sich los und bei der geringsten Erschütterung lösten sich ganze Schichten desselben ab: so mächtig aber auch das Gestein herniederstürzte, war doch immer nur wenig an dem gewaltigen Bergkegel zu erkennen; es war, als ob man ihm nur die Haut geritzt hätte und es hätte vielleicht der Arbeit eines Jahres bedurft, vollends den Felsen und die Burg auf ihm zu stürzen. Unweit davon, sorglich aus Balken gezimmert, stand eine wohlverschlossene Hütte; es war die geheimnißvolle Werkstatt, in welcher Meister Abraham von Memmingen, des Herzogs kundiger Büchsenmeister immer neue und verderblichere Todeswerkzeuge schmiedete und ersann.

Auf alle Straßen, hin gegen Bozen und Meran, so wie gegen die Bergübergänge waren überdies einzelne Haufen als Wachen vorgeschoben, um dem Greifenstein jede Zufuhr abzuschneiden und die Belagerten, wenn sie auch der äußern Gewalt zu widerstehen vermöchten, durch die innere zu besiegen und durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen.

Strahlend von der Freude des Erfolgs, das Haupt hochgetragen, wie in den ersten Tagen des Glückes, im reichsten fürstlichen Kriegerschmuck, schritt Herzog Friedrich die Aufstellung der Belagerer entlang, von einem zahlreichen Gefolge geleitet. Ihm zur Seite ging der unzertrennliche Müllinen, die Ritter von Niederthor, Mersburg und Sprechenstein, die Salzmaier und Kreisnegger, Herr Niklaus Hochgeschworen und Herr Sigmund Kirchmaier, die Bürgermeister von Bozen und Hall; neben ihnen der Rosner und der Tschermser, denen der Herzog, als Bauernanführern gleichen Rang gegeben, wie seinen Kriegshauptleuten und sie zu seiner Umgebung berufen, wie diese.

Weißbriach war eben vom Glanigjoche herunter gekommen und meldete dem Herzog, neben ihm hinschreitend, den Erfolg der großen Schleudermaschine

und wie zu hoffen sei, bei dem nächsten Wurfe ein Stück der Burgmauer stürzen zu sehen, das groß genug sei, um die Ersteigung zu versuchen.

„Ich hab' es wohl gedacht," erwiderte der Herzog lächelnd, „daß nichts lange Stand hält, wo mein eiserner Weißbriach sich einmal vorgenommen hat einzudringen! — Gut denn, gebt Euren Mannschaften Befehl, sich bereit zu halten und laßt die Schutzdächer vorschieben! Wer aber soll den Sturm beginnen? Der Felsen ist so steil, daß wohlgeübte Kletterer und Steiger dazu gehören, um daran emporzuklimmen!"

„Da schick' uns Oetzthaler hin!" sagte Ruzzo. „Wir können das am Beßten und wollen mit unsern Steigeisen schon hinaufkommen!"

„Ihr sollt nicht!" erwiderte der Herzog; „Sie können von oben den ganzen Weg bestreichen mit Pfeilen und Bolzen, und Ihr in Euren Röcken, ohne Helm und Harnisch, Ihr seid den Geschossen zu sehr blosgestellt!"

„Mach' Dir keine Sorg' deßwegen!" sagte der Rosener. „Wir können uns an die Wand drücken und wissen uns zu ducken . . . Das lernt sich wohl, wenn man dem Steinbock nachsteigt!"

„Gut denn," erwiderte der Herzog, „aber die Fußſöldner ſollen mit Euch vor und ſollen die Hakenleitern anlegen."

„Hoho, gnädiger Herr Herzog," rief vortretend der greiſe Bär von Stanz. „Die Ehr' ſollen die Oetzthaler nicht allein haben, wir Innthaler laſſen uns auch nicht ſpotten, wenn's zu ſteigen gilt! Meine Burſche mußt Du mit den Oetzthalern ſtürmen laſſen, ſonſt werden ſie bös!"

Inzwiſchen waren die Söldner daran und hatten die Sturmdächer vorwärts gerollt; lange, niedrige, auf Räder geſtellte Holzhütten, unter denen die Stürmenden bis an den Fuß des Felſens gelangen konnten. Langſam und ſchwerfällig wälzten ſich die Hütten vorwärts, denn ſie waren mit Eiſen gedeckt zum Schutz gegen die Steine, welche von den Belagerten gewöhnlich darauf hernieder gerollt wurden, um ſie zu zerſchmettern. Auf den Zinnen des Greifenſteins war aber diesmal nichts von ſolchen Vorbereitungen zu bemerken. Wohl ſah man Bewaffnete hinter den Mauerwänden ſtehen, aber trotz der Höhe und der weiten Entfernung war nicht zu verkennen, daß ſie gar nicht an ihre Vertheidigung dachten, ſondern die Anſtalten zum Sturm nur

mit höhnischen Bewegungen und Spottgeberden beobachteten.

Während Alles mit dem Vorrücken der Schutzdächer beschäftigt war, erhob sich auf der Boznerstraße eine Staubwolke und eine Abtheilung von Algunder Bauern, Linus an der Spitze, stürmte heran, einige Ritter als Gefangene mit sich führend, die sie in der Mitte eingeschlossen hielten, während die Pferde leer hintennach geführt wurden. Es war der dicke Herr Prechtl von Kaldöß, der bedächtige Auer von Katzenstein und der wilde Stuber von Wiesberg. Nichts Gutes ahnend, mit unterwürfigen Geberden traten sie in den schnell gebildeten Ring vor den Herzog, der sie mit finstern Blicken betrachtete.

„Wir standen Bozen zu," meldete der Führer, „es war uns verrathen worden, daß ein Karren Mehl über St. Cosmas auf den Greifenstein hinaufgebracht werden sollte, den wollten wir ablauern und während wir so am Wege lagerten, kamen die Herren geritten. Da haben wir sie angehalten und hergelcitet, weil sie zu Euch verlangt haben, Herr Herzog! Schade nur, wenn uns inzwischen der Karren ausgekommen wäre, dann hätten die Greifensteiner wieder Mehl auf lange Zeit!"

„Euer Begehr?“ rief Friedrich die Ritter an.

„Durchlauchtigſter Herzog und Herr!“ erwiderte Prechtl, indem er mit einiger Mühe niederkniete und ſein Schwert dem Herzog zu Füßen legte. „Wir ſind gekommen, uns ſchuldig zu bekennen — laſſet daher Gnade für Recht ergehen und wollet unſere Unterwerfung annehmen!“

„Ihr habt Euch eben nicht ſehr geeilt, zur Erkenntniß zu kommen!“ erwiderte der Fürſt ſtolz. „Ihr bekennt Euch ſchuldig! Aber wer iſt mir Bürge, daß das Eure aufrichtige Meinung iſt? Ich muß ein Pfand dafür haben!“

„Durchlauchtigſter Herr,“ erwiderte der Katzenſteiner. „Ich und mein Freund Prechtl waren ſchon längſt entſchloſſen, uns von den Aufrührern zu trennen: Klugheit und beſonnene Ueberlegung hatten uns ſchon lang den rechten Weg zu Euch gezeigt! Aber was konnten wir Einzelne gegen die Uebermacht? Wir waren zu wenige, um gegen den Strom zu ſchwimmen!“

„Zu wenig und nicht ſtark genug,“ fügte Prechtl betheuernd hinzu.

Der Herzog ſah ihn mit verächtlichen Blicken an. „Ich glaube Euch das ohne Betheurung,“ ſagte er,

„darin liegt Eure Stärke nicht! Nun, und Ihr, Wiesberger, habt Ihr mir kein Wort der Unterwerfung zu sagen?"

„Herr Herzog," erwiderte Stuber, „ich kann's nicht machen, wie diese: ich kann nicht reden, was mir nicht um's Herz ist — ich hab' Euch Fehde angesagt, wie's mein Recht ist als Tiroler Landherr, Ihr habt gesiegt und habt gezeigt, daß Ihr der Stärkere seid — so Ihr mich nun in Gnaden aufnehmt, will ich dafür in Zukunft Euch dienen, wie's Recht ist."

„So will ich denn Gnade für Recht ergehen lassen," begann der Herzog, „Ihr, dicker Herr, habt vergessen, daß ich es war, der Euch erst vor ein paar Jahren das schöne Weingut bei Kaltern verliehen hat. Der Wein muß vortrefflich sein, weil er Euch so gut angeschlagen hat, drum will ich das Weingut wieder an mich nehmen, bis ich erfahren, daß Ihr solcher besonderen Gaben würdiger seid!"

Herr Prechtl verbeugte sich mit betrübtem Gesicht, der Herzog aber wandte sich zu Stuber. „Ihr habt Euch zwar gerühmt," sagte er, „daß Ihr so feste Verließe besitzt auf Eurem Schloß zu Wiesberg

und habt bedauert, daß man mich nicht dort gefangen gehalten . . .“

„Gnädigſter Herr!“ rief Stuber, „wie könnt Ihr wiſſen . . .“

„Genug davon! Es mag Euch zeigen, daß es auch Falken giebt, die ſich mit falſchem Gefieder ſchmücken! Ihr ſeid mein Feind geweſen; die gerade Art aber, wie Ihr zu mir kommt, macht, daß Ihr es nicht mehr ſeid . . . Ihr ſollt unangetaſtet ſein in Eurem Beſitz und mögt in dem Sturm auf Greifenſtein bewähren, ob ich Recht gethan, Euch zu trauen! — Ihr aber, Herr Auer von Katzenſtein,“ fuhr er fort, zu dieſem gewendet, „Ihr werdet geſtatten, daß ich Euch einen Vogt ſetze auf Eure Burgen, bis ich verſichert bin, daß Ihr von jetzt an treuer und aufrichtiger an mir hängt, als Ihr an den Falken gehangen . . . Erwidert nichts und laßt es Euch geſagt ſein, Ihr Herren vom Falken, mich nicht wieder zu reizen. Ich habe meine Bauern zu Falkonieren gemacht, die ſollen Euch die Haube über den Kopf ziehen und Euch wohl zwingen, fein ſtill auf der Stange zu ſitzen!“

„Jetzt iſt die Schleuder bereit!“ rief Weißbriach. „Sie haben das rothe Fähnlein ausgeſteckt. Winkt

entgegen, gnädigſter Herr, ſo es Euch geliebt, dann geſchieht der Wurf und es geht vorwärts zum Sturm!"

Der Herzog nahm ſeine rothe Schärpe ab und ſchwenkte ſie gegen das Glanigjoch; die Oetzthaler und Innthaler mit einer Schaar Fußknechte rückten unter die Rolldächer vor, gleichzeitig ſah man den Felsblock über die Kluft fliegen und hörte ihn dumpf an die Burgmauer anſchlagen. Eine dichte Staubwolke wälzte ſich auf; als ſie verflogen war, ſtieg wildes Kampfgeſchrei der Belagerer empor, denn ein Theil der Mauer war eingeſtürzt und eine breite Lücke klaffte den Stürmenden entgegen. Auf den Wink des Herzogs bliesen die Hörner, die Zinken begannen zu ſchmettern, die Heerpauken raſſelten darein und ſchon kletterten die kühnen Bauern den Felsweg hinan: die Haken faßten in's Geſtein, die Leitern hoben ſich und bedeckten ſich mit Kämpfern — aber noch immer blieben die Belagerten ruhig. Die Veſte war wie ausgeſtorben, kein Stein rollte herab, die Andringenden zu zerſchmettern; kein Bolzen ſchwirrte, kein Pfeil kam geflogen, um ſie zurückzuſchrecken. Vergebens mahnte Weißbriachs mächtige Stimme, nicht all zu hitzig vorzugehen, der Feind habe offenbar

nichts Gutes im Sinne — die Warnung kam zu ſpät. Schon war eine beträchtliche Höhe erſtiegen, die Kämpfer vermochten bereits einander von Angeſicht zu Angeſicht zu erkennen, da blitzte mit einem Male die ganze Mauer entlang eine ungeheure Lohe empor, wälzte ſich wie fließendes Feuer über die Bruſtwehren herab und fiel als brennender Regen auf die Stürmenden. Ein hundertſtimmiger Schrei des Schreckens und Schmerzes ertönte, denn die Feuertropfen blieben an den Getroffenen haften, ſteckten die Kleider in Brand und machten Helm und Harniſch erglühen. Die Leitern brannten und die Stürmenden auf ihnen und in einem wilden entſetzlichen Knäuel, begleitet von dem Siegesgeſchrei der Feinde, ſtürzte Alles die Felswand hinunter. Vergebens eilte man mit Waſſer herbei; das Feuer ſchien ſeine Natur geändert zu haben, es loderte, wie vom Waſſer genährt, nur noch grimmiger empor; es wuchs um ſich, die Rollhütten brannten lichterloh, das Eiſen der Dächer ſchmolz in glühenden Tropfen hernieder und das grauſenhafte Jammergeſchrei der Verbrennenden und Sterbenden zeterte durch die Luft. Gar bald aber war es verſtummt; der Tod hatte ſeine Opfer mit den Feuerarmen ſo gräßlich und unentrinnbar umwunden,

daß wenige Augenblicke genügten, sie von ihrer Pein und vom Leben zu befreien. [25])

Erschüttert, vernichtet umstand das Heer die Todten und grausam Verwundeten und durch die Reihen ging wieder das Gemurmel, der Greifenstein sei gebannt und seine Besatzung mit dem Bösen im Bunde: der sei es, der ihr das Höllenfeuer geliehen. Andere erzählten, wie fern im gelobten Lande auch die Griechen ein nicht zu löschendes Feuer besäßen, das habe Einer auf einem Kreuzzug ihnen abgelernt.

Entsetzt eilte der Herzog durch die Reihen und schritt erschüttert an den unseligen Opfern des Bürgerkriegs vorüber. „Rede mir Niemand mehr von Sturm;" rief er. „Ich will mein treues, braves Volk nicht opfern! Will es nicht in den gräßlichen Tod jagen, wegen einer Handvoll verzweifelter, tollkühner Empörer! Wir müssen einen andern Weg finden, um auf den Greifenstein zu kommen! — Seid Ihr nicht der Bürgermeister von Bozen?" fuhr er gegen den zunächst Stehenden gewendet fort.

„Nikolaus Hochgeschworen," erwiderte dieser, „Bürgermeister von Bozen . . ."

„Ihr seid mein Mann! Nehmt noch Einige mit

Euch, tragt eine weiße Fahne vor Euch her und geht auf den Greifenſtein, mit den Feinden zu verhandeln! Sie müſſen einſehen, daß ſie verloren ſind. Gewalt oder Hunger müſſen ſie in meine Macht bringen, denn ich weiche nicht von hier, bis der Greifenſtein in Trümmern liegt und wenn ich darüber grau werden ſollte! Sagt Ihnen das; fordert ſie zur Uebergabe auf. Sie ſollen ſich mir unterwerfen, ſollen mir den Greifenſtein übergeben, ſo bürge ich Allen Leben und Freiheit und auch ihr Eigenthum ſollen ſie behalten und nur die Lehen ſollen verfallen ſein. Geht und bringt günſtigen Beſcheid!"

„Das hoffe ich, Durchlauchtigſter Herr und gehe gern!" erwiderte der Bürgermeiſter. „Ich habe ſonſt wohl ſchon öfter mit dem wilden Starkenberger ein gütlich Wort zu reden gewußt!"

„Halt!" rief der Herzog dem ſich Entfernenden nach. „Habe ich nicht geſagt, daß ich Allen Leben und Freiheit verbürge? Das ſoll nicht gelten, Allen nicht — Oswald von Wolkenſtein iſt in der Burg, den nehm' ich aus, den allein! Sie räumen den Greifenſtein, liefern mir Oswald aus und ſollen Alle frei von dannen gehen! Geht, Bürgermeiſter — Du aber Müllinen ſorge für die Verwundeten. Rette

was zu retten ist; für Jeden meiner tapfern Kämpfer will ich Dir danken, als wie für mein eigenes Leben!"

Er schritt weiter; eine Gruppe, die um einen Sterbenden versammelt war, hielt ihn bald wieder an.

Der alte Tschermser saß auf einem Felsstück und hielt das Haupt seines vor ihm liegenden Sohnes empor, daß es an der Vatersbrust zu ruhen kam. Der Jüngling hatte nur noch wenige Athemzüge übrig; der Eifer dem Herzog zu dienen, der begeisterte Wunsch, Moideles Bitte zu erfüllen, und jugendliche Kampflust hatten ihn zuvörderst in die Reihen der Stürmenden geführt, darum hatte ihn auch das wilde Feuer zuerst und am heftigsten getroffen und ihm Nacken und Brust versengt und verkohlt, bis auf das treue Herz hinein. Vor Linus kauerte der Rosener, auch mit verbundenem Haupt und den Arm in der Schlinge tragend und träufelte von Zeit zu Zeit kaltes Wasser über das entstellte Antlitz des Leidenden: er hatte ja oft erprobt, welche Kraft in solch feuchter Kühlung liege. Der alte Tschermser rührte sich nicht, er sah fest und mit ernst gefaßter Miene auf sein unglückliches Kind herab.

„Um Gott," rief der Herzog Friedrich hinzutretend, „mein treuer Führer! Mein Befreier . . . So find' ich Dich wieder! Deine Treue führt Dich in den Tod! Wackerer Ruzzo, auch Du verwundet und Dich, alter Mann, beraube ich des einzigen Sohnes!"

Der Sterbende vernahm nichts mehr von dem, was um ihn vorging: er erkannte Niemand von denen, die ihn umgaben. Sein Auge war weit offen, aber glasig ſtarr, die kranke Bruſt hob ſich ſchwer und ſchmerzlich in immer längeren Zwiſchenräumen. Der Roſener zuckte die Achſeln, als wollte er ſagen, das bischen Wunde habe nicht viel zu bedeuten, der Tſchermſer aber bot dem Herzog die Hand, wie zum Zeichen, daß er ihm nicht grolle. „Red' nit davon, Herzog Friedel," ſagte er, „das haben wir von eh' gewußt, daß es nit anders ſein kann, und daß gar manch' Einer, der mit uns ausgezogen, nicht mehr heim kommen wird . . . in dem Bauernſpiel, das wir ſpielen, muß Jeder einſetzen und daß im Spiel nit Jeder gewinnen kann, das iſt eine alte Sach'! .. Vergiß nur Du nit, Herzog Friedel, was Du den Tirolern verſprochen haſt und ſchau' fein, daß Du's halt'ſt, . . . dann iſt Alles gut angewend't, und

wenn's auch noch so kostbar ist, was wir verloren haben . . ."

Ergriffen eilte der Herzog hinweg, das erneuerte Gelöbniß in der Seele, ein wahrer Fürst des Volkes zu sein.

Der Tod trat an Linus heran.

Er ward unruhig, die Augen öffneten sich noch weiter, als suchten sie das Licht, das sich ihnen vollends zu verdunkeln begann: die glühenden, verdorrten Lippen bewegten sich zu halbem Geflüster. „O diese Glut . . ." murmelte er, „dieses Feuer . . . von außen und drinnen . . . da drinnen tief beim Herzen . . . wie es tobt und wühlt . . . Droben, auf den Bergen, im Eis . . . da wär' es kühl, da würde das Feuer erlöschen. . . . Seht Ihr den Ferner dort? Das ist das Vernagt-Horn . . . ich spür es . . . o wie die Eisluft so kühl, so erfrischend herüber weht. . . . Dort, dort . . . in dem rosigen Schein, dort steht ein saliges Fräulein auf dem Ferner . . . das ist das Moidele. . . . Sie bleibt auf Rosen, aber sie winkt mir, daß ich zu ihr kommen soll. . . . Wie sie mich anlacht, so traurig und doch so süß. . . . Sie winkt wir wieder, . . . sie kommt, . . . o, sie legt mir die Hand auf die Stirn' . . . das nimmt allen Schmerz

weg.... Ich komm' ſchon, Moidele ... ich hab' Wort gehalten, ich darf ſchon mit Dir ..."

Seine Worte wurden zum unverſtändlichen Gemurmel: noch einmal wehrte ſich die Kraft des jugendlichen Körpers und ſtemmte ſich in krampfhaften Zuckungen gegen den Zerſtörer, dann erſtarrte er und das ſchwere Haupt ſank im Tode an die Bruſt des Vaters.

Im ſonnenrothen Abendſchein, hoch über den Häuptern, zog ein einzelnes weißes Wölkchen dahin, den Oetzthaler Firnen zu.

Die Abenddämmerung begann allmählig in Nacht zu verlöſchen; Herzog Friedrich hatte ſeinen Gang durch das Lager eben beendet und ſchritt der Werkhütte des Büchſenmeiſters zu; jetzt war es an dieſem, die geheimen Künſte zu bewähren, die er verheißen, und die den Greifenſtein gewinnen ſollten, ohne aufs Neue den Verluſt ſo vieler braven Landeskinder zu wagen. Die Hütte war verſchloſſen, kein Laut antwortete auf Pochen und Ruf und ſchon wollte der Herzog nach ſeinem Zelte zurückkehren, als er in der Nähe des Greifenſteiner Felſens eine dunkle Geſtalt unter den Leichen und Trümmern umherſchleichen ſah, die noch unbeſtattet und unbeſeitigt durcheinander

lagen. Der Mann beugte sich bald zu einem der Todten, bald zu einem verkohlten Balken nieder und es war, als ob er mit Wohlgefallen die Spuren der furchtbaren Zerstörungen betrachte, welche das Feuer der Belagerten an Waffen und Körpern zurückgelassen hatte. Der Fürst sandte sein Gefolge zurück, denn er glaubte in dem nächtlichen Besucher des Schlachtfeldes die verkrüppelte Gestalt seines Stückmeisters zu erkennen und er hatte sich nicht getäuscht. Als er näher kam, traf er den unheimlichen Meister auf einem Felsblock sitzen, in der Hand ein abgerissenes Stück von dem verbrannten Gewande eines Gefallenen, das er aufmerksam betrachtete, indeß aus seinen finsteren Zügen und seinen blitzenden Augen ein grimmiges Vergnügen leuchtete.

„Seid Ihr's, Meister Abraham," rief ihn Friedrich an, „der unter den Todten herumwandelt wie ein abgeschiedener Geist? Was schafft Ihr hier?"

„Ich bin's, gnädigster Herr," erwiderte der Meister, ohne sich in seiner Betrachtung irre machen zu lassen. „Ich betrachte mir die verbrannten Lumpen hier — ich bewundere die vernichtende Wirkung dieses Feuers und sinne nach, welchem Bestandtheil es dieselbe verdanken mag.... Seht nur, jede Faser ist

verſengt und verkohlt, wie Zunder und an den Leibern hat es hinein gebrannt bis auf die Knochen!... Es iſt etwas, wie ein Brander der Griechen, womit ſie feindliche Schiffe in Brand ſtecken und doch iſt es noch furchtbarer . . . ich habe das Griechenfeuer kennen gelernt... es muß etwas darunter ſein, wie ein Bergöl, das unlöſchbar brennt... Ich finde das Geheimniß nicht aus... wie beneid' ich die droben auf dem Greifenſtein, daß ſie es beſitzen!"

„Das iſt ein furchtbares und trauriges Geſchäft, Meiſter, vor dem mir ſchaudert! rief der Herzog. „Ich beklage, daß Menſchen gegen Menſchen ſolche Mittel gebrauchen."

„Ihr ſchaudert, weil es Eure Gefallenen ſind," erwiderte der Meiſter achſelzuckend. „Die droben in der Burg frohlocken darüber und wärt Ihr an deren Stelle geweſen und ich wäre vor Euch getreten und hätte geſagt, ich wolle Feuer auf die Stürmenden hernieder werfen, das ſie vernichte... hättet Ihr mir wohl gewehrt? Der Waffenſchmied hämmert ein Schwert, das Todeswunden ſchlagen ſoll und pfeift ſein Lied dazu... iſt mein Geſchäft ein anderes? Ich arbeite im Großen — aber ich pfeife nicht dazu!"

„Traurig, Meiſter, daß ich Euch nicht Unrecht geben kann! Nun faſſ' ichs wohl, warum ihr zu Innsbruck, als ich Euch zu meinem Feſte lud, nicht daran Theil nehmen wolltet und Euch finſter zurückzogt!"

„Denkt Ihr noch daran, gnädigſter Herr? — Ich hab's auch nicht vergeſſen! Ich weiß noch wohl, was Ihr ſpracht.... „Freude thut dem Menſchen noth, wie Regen der Erde; wie ein Tropfen Oel der Armbruſt, der Boden würde ſonſt vertrocknen, der Stahl erlahmen..." Soll ich nicht auch meinen Regen haben und meinen Tropfen Oel?"

„Eine entſetzliche Freude Meiſter — die Freude an der Vernichtung! Seid Ihr ein Chriſt?"

„Sie haben mich dazu gemacht," erwiderte Abraham mit wildem Lachen, „ſie haben mich getauft, wie ich noch ein unmündiger Knabe war... mein Vater war ein Jude... ein wackerer Mann, gnädigſter Herr, wenn er auch im Ghetto wohnen und den gelben Fleck tragen mußte auf ſeiner Bruſt! Ein reicher, ein glücklicher Mann, und war Keiner von den Kaufherren in Prag, der nicht gerne mit Ben Maimon gehandelt und hätte nicht geſagt, Ben Maimon iſt ein ehrlicher Mann. Er hatte ein

ſchönes Haus und ein braves Weib, und ſechs Kinder, die ſtanden um den Tiſch wie die Reben um den Oelbaum und wenn mein Vater über ſie hinſah, da ging ihm das Herz auf und er dankte Jehovah für die Freude, die er ihm gegeben ... Doch was red' ich davon ... was erzähl' ich das Alles Euch, gnädigſter Herr! Ich kann wohl errathen, weshalb Ihr mich aufgeſucht! .. Eure Freude iſt's, die Ritter zu demüthigen und Eure Herrſchaft feſter wieder aufzurichten im Lande Tirol, denn zuvor — ſeid unbeſorgt! Dieſer Felskegel und die Burg auf ihm ſoll ſie Euch nicht länger verkümmern! Ich weiß es noch wohl, wir Ihr mir den Greifenſtein als Beiſpiel eines Schloſſes genannt, das es zu erſtürmen gelten ſolle ... ich werde meine Zuſage halten — noch dieſe Nacht ſollt Ihr auf dem Greifenſtein einziehen!"

„Dieſe Nacht noch? Unmöglich!"

„Noch dieſe Nacht ſag' ich ... laßt Alles ſich bereit halten, es wird keines Sturmes mehr bedürfen und vielleicht kaum Einen Mann koſten!

„Es ſoll geſchehen, wenn ich auch nicht begreife, wie Ihr das Unmögliche wirklich machen wollt ... doch redet aus, Ihr habt Euch in Eurer Erzählung

unterbrochen: mich verlangt zu wiſſen, wie es Euch ergangen."

Dem Meiſter ſchien die Mahnung nicht unwillkommen zu ſein; er zerknitterte das Stück verbrannten Zeug das er in der Hand gehalten und warf es weg.... „Eines Tages," fuhr er fort, „kam vieles Volk in die Judengaſſe geſtürmt, das ſchrie und tobte und drang in die Häuſer — es war eine böſe Krankheit in der Stadt und die Thoren glaubten, die Juden trügen die Schuld daran, ſie hätten die Brunnen vergiftet! Mein Vater hatte Niemand ein Leides gethan, ſo wenig als wir ſechs Kinder, aber ſie fragten nicht darnach, die Wüthriche, — ſie drangen auch in unſer Haus ... ich war das Jüngſte von uns Geſchwiſtern ... kaum fünf Jahre alt und wie der lärmende Haufe in's Zimmer drang, ſchrie ich auf in meiner Herzensangſt und kroch unter den Tiſch! Von dort hab' ich geſehen, wie ſie meine Schweſtern und Brüder niederhieben und niederſtießen, ich ſah meine Mutter fallen, ſah meinen Vater mit geſpaltenem Haupte niederſtürzen und das Blut der Meinigen rieſelte bis zu mir unter den Tiſch.... Dann ſah ich Rauch eindringen und Feuerflammen um mich und die Todten emporſchlagen und wußte nicht mehr, wie mir geſchah..."

Er hielt inne; die Erinnerung war so gewaltig, daß sie ihm den Athem benahm.

„Wie ich gerettet ward," fuhr er fort, „weiß ich nicht — als ich mich wieder besinnen konnte, war ich nicht mehr in Prag . . . ein Bürger von Memmingen, ein Waffenschmied, der während des Tumultes nach Prag gekommen, hatte mich aus dem Schutt gezogen und sich meiner erbarmt . . . Er nahm mich mit sich nach Memmingen, ließ mich taufen und hat mich gehalten wie einen Sohn und der Todesengel soll ihm dafür Ruhe zufächeln in sein Grab . . . Ich lernte das Gewerk, ich hab' es verbessert — aber wie ich den gekrümmten Rücken mit mir herumtrage, auf den mir ein brennendes Balkenstück gefallen, so trag' ich auch innerlich ein Denkzeichen mit herum — ich habe den letzten Augenblick im Hause meines Vaters niemals vergessen können! Wo ich gehe und stehe, im Wachen und im Traum seh' ich den schrecklichen Anblick vor mir: ich sehe Vater und Mutter unter den Hieben der Wüthenden fallen, ich höre das Schmerzgeheul der Brüder, das Prasseln der Flammen, das Einstürzen der Balken, ich fühle wie Rauch und Brand mich umgibt — fühle wie das Blut der Meinigen mich benetzt und der höllische Jubel der

Mörder und Mordbrenner gellt mir in der Seele nach . . . Darüber iſt mein Gemüth ſtarr geworden und verſteint . . . ſie hatten ihre Freude daran, Unſchuldige zu tödten, ein glückliches Haus zu vernichten; Ihr ſagt es ja, der Menſch bedarf der Freude . . . Ich bin auch eine Art, ein Stück wenigſtens von einem Menſchen — meine Freude iſt nicht, zu morden, aber ich diene dem Morde und liefre den Chriſten die Werkzeuge, womit ſie, wie ſie mir Vater und Bruder getödtet, ſich untereinander ſelbſt hinſchlachten und meine Rache für mich vollziehn!"

„Menſch, Du biſt furchtbar!" rief der Herzog aufſpringend. „Furchtbar, wie das, was Dir geſchehen! Ich muß erbeben, von Deiner ſchrecklichen Kunſt Gebrauch zu machen!"

„Die Greifenſteiner," erwiderte Abraham kalt, indem er ſich ebenfalls erhob und auf das Leichenfeld um ſich her deutete, „ſind minder bedenklich, wie Ihr ſeht — und doch iſt, was ich Euch rathe, ihnen hinwieder anzuthun, nicht ſo furchtbar wie dieſes Feuer, wenn es auch noch gewaltiger iſt . . . es wird ſie, meine Berechnung täuſcht mich nicht, mit Einem Schlage vernichten oder in Eure Hand geben! Ich gehe meine letzten Vorbereitungen zu machen."

„Welche ſind dieſe? Rede, was haſt Du vor?“

„Das muß mein Geheimniß ſein . . . der Felſen des Greifenſtein ſoll, Ihr wißt es, bis tief herab ausgehöhlt ſein zu Gewölben und geheimnißvollen Gängen — ich öffne Euch den Eingang dazu, laßt das Heer ſich bereit halten, ihn zu betreten und ſie mitten in ihren eigenen Mauern zu überfallen . . .“

Er wandte ſich ſeitwärts und verſchwand im Dunkel der völlig eingebrochenen Nacht; tiefſinnend ſchritt der Herzog den Reihen der Lagergezelte zu.

— In den Mauern des belagerten Schloſſes war indeſſen jene Ruhe eingezogen, der man ſich nach überſtandener Gefahr, nach Vollendung einer ſorgenvollen Arbeit gern und um ſo vollſtändiger ergibt, als es in der Gewißheit geſchieht, daß ſie nicht mehr als ein kurzes Athemholen iſt, und daß Gefahr, Sorge und Mühe in wenig Stunden wieder beginnen werden, um Kraft und Ausdauer noch ernſter und dringender in Anſpruch zu nehmen. So viel ſchien jedenfalls gewiß, daß die Belagerer, durch den abgeſchlagenen Sturm erſchöpft, von den vielen Verluſten entmuthigt, auf einige Zeit Stillſtand halten und mindeſtens die kommende Nacht über einen neuen Angriff nicht unternehmen würden. Die Zinnen und Schuß-

luken der Mauern und Thürme waren daher wohl beſetzt, aber nur von Wenigen, die als Wächter dienen ſollten, und auch dieſe nahmen es nicht ſo genau mit dem Dienſte. Mancher ſah mit ſchläfrigen Augen auf das Thal und das Durcheinanderdrängen im feindlichen Lager hinab oder nickte wohl gar, auf ſeinen Spieß gelehnt, ein wenig ein, um gleich wieder aus dem Halbſchlummer aufzufahren und ſpähend um ſich zu blicken, wenn etwa ein Geier, ſeinen Horſt aufſuchend, über die Zinnen hinſtrich oder eine Fledermaus aus dem Mauerwerk aufſchwirrte, den trägen Abendflug zu beginnen. Der größte Theil der reiſigen Mannſchaft lag und kauerte im Schloßhofe herum, in deſſen Mitte ein halb erlöſchendes Feuer brannte; die Einen waren daran, in den Kohlen ſich ein karges Abendmahl zu röſten, Andere thaten ſich beim Weinkruge gütlich, während die Meiſten in Gängen oder unter den Mauervorſprüngen ſich zum Schlafe hingeſtreckt hatten. Sie waren Sieger geblieben, aber keine Siegesfreude ward laut; es lag über Allen wie die Ahnung eines kommenden Unheils und der Vogt, wenn er durch die Reihen ſchritt, machte bedenkliche Mienen und ging nur mit Kopfſchütteln daran, den Knechten den geleerten Weinkrug wieder zu füllen.

Der eigentliche Grund dieser Stille und gedrückten Stimmung aber lag wohl in dem Anblick, den die offene Halle im Erdgeschosse des Pallas bot, aus welchem die Wendeltreppe nach oben führte und wo ein Jahr vorher die Becher der Ritter vom Falken so lustig und keck aneinander geklungen hatten. Jetzt saßen sie im matten Scheine der vom Gurtgewölbe herabhängenden Lampe wohl auch hinter den Pokalen, aber diese standen unberührt oder wurden schweigend geleert; war doch auch laute Freude und ein rasches Auflodern des Lebens nicht an der Stelle geeignet, an welcher ein kräftiges Sein im letzten vergeblichen Kampfe mit dem Tode rang.

Im Grunde der Halle, an den untersten Stufen der Wendeltreppe, auf einem aus Mänteln und Decken zusammengerafften Lager ruhte ein junger Mann in ritterlicher Kampftracht, doch ohne Helm und des zwängenden Panzers entkleidet, mit furchtbar entstelltem, blutüberronnenem Angesicht. Es war Ulrich, der Jüngere der Starkenberg'schen Brüder, das einzige Opfer, das der kurze Kampf dieses Tages gefordert. Er hatte an der Mauer gestanden, als die Schleuder vom Möltnerjoche her den zweiten Wurf gemacht und war im höhnischen Uebermuth nicht vom

Platze gewichen, als der Felsblock herangesaust kam; das riesige Geschoß schlug nieder und indem es die Mauer stürzte, hatte es auch den Ritter erfaßt, zu Boden geschmettert und tödtlich am Kopfe verwundet. Neben dem Bruder, auf das Lager desselben niedergebeugt, stand Wilhelm von Starkenberg, Angst und Schmerz in den Zügen. Es war, als ob die alte Wildheit völlig von ihm gewichen, dieser Schlag hatte die einzige Stelle getroffen, an welcher sein Gemüth nicht gehärtet und gestählt war, wie der Panzer um seine Brust: der Bruder war ja die Hälfte seines Lebens, sein anderes Ich, das mit ihm übereinstimmte in seltener Gleichheit des Leibes, wie der Seele und um dessen willen alles andere Fühlen, das sonst die Männerbrust bewegt, ihm fremd geblieben und gleichgiltig geworden.

Der Verwundete stöhnte und machte eine unwillkürliche Bewegung. Starkenberg blickte auf und sah den alten Knappen an, der zur andern Seite des Leidenden kniete und dessen Hand in der Rechten hielt, den ersterbenden Pulsschlag zu fühlen; der Graukopf war in langer Kriegserfahrung mit Wunden und deren Heilart vertraut geworden und mußte die Stelle des Arztes vertreten, deren es damals noch so

wenige gab, daß auf dem Greifenſtein keiner zu finden war.

„Wie iſt es mit ihm?“ fragte Starkenberg.

Der Knappe ſtand auf, legte dem Ritter die Hände quer auf der Bruſt zuſammen, bekreuzte ſich und ſprach: „Herr — es iſt aus mit ihm . . . er hat's überſtanden.“

„Es kann nicht ſein!“ rief Wilhelm außer ſich. „Du mußt Dich irren, Kurt . . . ſiehſt Du, die Lippen bewegen ſich noch — die Wimpern zucken . . .“

„Ich irre mich nicht,“ erwiderte der Knecht, „das ſind nur die Lebensgeiſter, Herr, die nach und nach entweichen.“

„Beſinne Dich, Kurt!“ rief Starkenberg wieder mit dem Ausdruck der höchſten Angſt. „Weißt Du kein Mittel, keinen Balſam mehr?“

„Da hilft kein Balſam mehr, wenn er auch auf dieſem Felſen zu bekommen wäre und wenn Ihr jeden Tropfen mit Gold aufwägen würdet — der Stein hat ihm den Kopf zerſchmettert!“

„Bruder!“ rief Starkenberg ſchmerzvoll ausbrechend, „es darf, es kann nicht ſein, — Du darfſt mich nicht verlaſſen! Höre mich, rede . . . gib mir

nur ein Zeichen, daß Du mich hörst, daß Du mich nicht verlassen willst!"

Ulrich lag regungslos, der Sallecker aber trat hinzu und versuchte Wilhelm empor zu heben, der in die Knie gesunken war. „Komm doch zu Dir, Starkenberg," sagte er, „laß den Todten ruhn!"

„Den Todten?" schrie Wilhelm sich losreißend. „Hörst Du nicht, was ich Dir sage? Er ist nicht todt, er kann es nicht sein . . . O Du weißt nicht, Ihr wißt Alle nicht, was mir mit ihm verloren ginge, wenn er todt wäre . . . Und todt? Elend erschlagen? Nicht einmal von edler ritterlicher Waffe gefällt und vielleicht ungerächt? — Nein, das soll er wenigstens nicht! Wenn er dahin ist, dann soll er Rache haben, Rache will ich haben, diese Nacht noch will ich sie haben — Rache, wie sie noch Keinem zu Theil geworden seit dem ersten Tode! Auf, Freunde, wir wollen hinaus — drunten im Feindeslager liegt Alles in tiefster Ruhe: wir wollen einen Ausfall machen, wir wollen sie in der Nähe überfallen und sie im Schlafe niedermetzeln, all' diese Mordbuben! Sie haben Alle Theil an diesem Tode, Jeder von ihnen soll mir dieses Blut bezahlen — ich selbst aber,

ich bahne mir den Weg in das Zelt dieſes Herzogs, der die Mörder führt!"

„Es geht nicht an," ſagte Eckart von Liebenberg, „Du mußt Dich gedulden, Wilhelm. Die Mannſchaft iſt zu erſchöpft."

„Erſchöpft?" rief Starkenberg entgegen. „Wovon? War dieſer Sturm nicht ein Kinderſpiel? Wer darf von Erſchöpfung reden, wenn ich, der Führer, mich noch aufrecht erhalten kann? Wenn es die Sühne eines ſolchen Todten gilt? Und ſollte ich ſie mit dem Schwerte in den Feind jagen, ſie müſſen!"

„Sie können nicht!" erwiderte Eckart kurz. „Die Ruhe muß ihnen für die Nahrung gehen, die ihnen täglich knapper zugemeſſen wird. Laß uns lieber darauf denken, einen Ausfall und einen Streifzug zu machen, um Lebensmittel in die Burg zu bringen. Der Vogt ſagt, mit dem bischen Mehl, das heute hereinkam, haben wir höchſtens noch acht Tage zu leben!"

„Sorgt nicht!" erwiderte Starkenberg. „Hülfe wird kommen, ſie muß kommen, der Tod meines Bruders muß den Himmel auf unſere Seite bringen und die Hölle! Es iſt eine alte Sage im Haus der Greifenſteiner, daß dieſe Burg auf einem

gefeiten Grundſtein liegt und unbezwinglich iſt. Haben wir nicht die geheimen Gänge, um uns mehr zu verſchaffen, als wir bedürfen? Seid gewiß, der Hunger zwingt uns nicht und der heutige Sturm hat ihnen gezeigt, was ſie von der Gewalt zu hoffen haben — ſeid gewiß, ſie geben die Belagerung auf! Und ich ſollte dann zuſehen, wie ſie eines Morgens das Lager abbrechen und verſchwinden und ohne meine Rache gekühlt zu haben von dannen ziehen? — — Ich will nichts hören — kein anderes Wort, keinen andern Gedanken, als Rache!"

Er ſank wieder neben dem Todten auf ein Knie nieder und faßte deſſen kalte Hand, wie zum Gelöbniß deſſen, was er geſagt.

„Ich theile dieſe Zuverſicht nicht," ſagte Gebratſtein halblaut. „Statt dieſer Rache, die den Todten doch nicht wieder lebendig macht, will mir der Gedanke nicht aus dem Kopfe, wie bald vielleicht auch wir ſo daliegen wie er!"

„Komm zu Dir Starkenberg!" rief Sallecker, indem er Wilhelm an der Schulter rüttelte. „Biſt Du ein Mann, daß Deine Gedanken Dich ſo überwältigen? Was ſtarrſt Du ſo vor Dich hin in die leere Luft? Laß uns den Todten wegbringen und in

die Kapelle tragen; dort mag er ruhen, bis wir morgen Zeit finden, ihn in der Gruft zu beſtatten, wie wir es vermögen und wie es Ulrich von Starkenberg gebührt!“

Wilhelm wehrte ihnen nicht, als ſie den Todten empor hoben und aus der Halle über den Burghof nach der Kapelle trugen. Er ſchien den Gedanken eines Ausfalls vergeſſen zu haben und ſchritt hinter dem Leichenzuge her mit dem unſichern, ſchwankenden Gange eines Kranken, mit dem Blick eines Mannes, deſſen Sinne ſich zu verwirren beginnen.

In dem großen Ritterſaale, in welchem einſt die Falken ſich zuſammen gefunden zu dem verhängnißvollen Bunde, und in dem kleinen anſtoßenden Erker-Gemache hatte ſich indeſſen ein Bild ganz anderer Art entfaltet. Während unten der Tod ſeinen Einzug hielt, freute man ſich oben eines neuen Lebens, das erſt vor wenig Tagen die Welt begrüßt und das Auge dem Lichte geöffnet hatte.[26]) Auf niedrigem Ruhebette in dem Nebengemache lag Margarethe, das Haupt auf's Kiſſen zurückgeſunken, in ſanftem Schlummer. Auf ihren ſonſt bleichen Wangen waren bleiche Roſen aufgeblüht und um die feinen Lippen floß ein ſo ſeliges Lächeln, als umgebe ſie der tiefſte Friede

und wäre nicht eben das Kriegsgewühl und das Tosen des Sturmes verhallt; sie schlief schuldlos und sorglos, wie das Knäblein an ihrem Herzen. Oswald saß daneben; die Rechte auf Margarethens Scheitel gelegt, betrachtete er das Paar mit einem Ausdruck des Glücks, wie er es lange nicht empfunden: es umwehte seine Seele wie das ferne Getön kommender Lieder. In einem Lehnstuhl in der Ecke des Gemaches saß die ehrwürdige Gestalt des greisen, erblindeten Heinz von Greifenstein; es war nicht zu erkennen, ob er schliefe oder hinabschaute in die Tiefen seiner innern Welt, wo die Vergangenheit versunken lag bei der Erinnerung an das verlorene Licht. Seine Unbeweglichkeit ließ das Erstere vermuthen, für das Gegentheil aber sprach, wenn er manchmal halbe Worte vor sich hinmurmelte, oder Hand und Krücke in die Luft erhob, als stände er, wie vor einem halben Jahrhundert, mitten im Kampf und Gefecht. Eine milde Stille wehte durch das Gemach und in dem anstoßenden hohen Rittersaale strömte durch die gewaltige auf den Balkon führende und weit geöffnete Pforte die weiche, warme Sommerluft herein; hinter den Bergen von Eppan und der rothen Mendl, hinter welcher die Sonne hinabgestiegen war, verglühte ein

purpurner Abend. Ein letzter Strahl traf auf das Ruhebett und die geſchloſſenen Augen der Schläferin. Die junge Mutter erwachte davon; ſie ſchlug die Augen auf, ihr erſter Blick fiel auf Oswald, der zweite ſenkte ſich auf das Kind in ihren Armen nieder, das friedlich athmend mit fein gerötheten Wangen da lag; ſie ſchwieg, aber das Lächeln um ihren Mund wurde noch ſchöner und ſeliger.

„Der holde Knabe!“ flüſterte ſie. „Wie er Dir ähnlich iſt, Osly. — So ſanft er ſchläft, hat er doch ſchon das Trutzfältchen hier zwiſchen den Brauen!“

„Findeſt Du das?“ erwiderte Oswald. „Mich dünkt, er habe Deine Stirn, und wenn er wacht, iſt es mir, als ſähe ich in Deine holden minniglichen Augen . . .“

Die Abendröthe legte ſich ſtärker auf das Lager und auf das Antlitz des Knaben.

„Er blüht wie eine Roſe,“ begann Margarethe wieder. „Siehſt Du, Osly, ich habe doch Recht behalten — der Roſengarten iſt überall, wo wir uns ſelbſt nicht fehlen!“

„O, Dein Herz und Deine Liebe haben immer Recht!“ erwiderte Oswald. „Und doch, welch' ſchwere Tage liegen hinter uns, welche Stürme gingen dieſem

Blühen voran! Was mußt Du gelitten haben, als wir getrennt waren — allein, auf dieſem unwirthlichen Felſen, unter dieſen rauhen Männern, die nur die Gefangene in Dir ſahen!"

„Es iſt vergangen," lächelte Margarethe, „und ſoll vergeſſen ſein!"

„Du Glückliche!" rief Oswald. „Wie neid' ich Dir dieſen ruhig heitern, vertrauensvollen Sinn; er iſt die zarte Blüthe, die nur aus ſo reinem Grunde keimen kann, wie Dein Herz es iſt! Ich bin glücklich, wie Du; aber mitten im Glücke faßt mich der Gedanke der Zukunft an . . . er lauert, wie dort unten am Himmel die dunkle Wolke, die mit einem Gewitter droht! — Mitten unter den Bildern der mich umgebenden Seligkeit tauchen andere empor . . . ich ſehe rauchende Trümmer, ſchwarze ausgebrannte Mauern vor mir — es iſt mein ſchöner, einſamer Hauenſtein, den Friedrich niederbrannte und ihn die Rache fühlen ließ, die mich treffen ſollte! Siehſt Du, er iſt doch mit ſeinen Kriegsknechten herangezogen, der grimmige König aus Lampartenland und hat die Stätte unſres Roſengartens verwüſtet!"

„Beruhige Dich," entgegnete Margarethe, „gräme Dich nicht um Verlorenes! Ich ahn' es, andere

Tage werden kommen; wir werden den ſchönen Hauenſtein wieder aufbauen und der Fürſt wird es nicht mehr wagen, Dein zurückgezogenes Glück zu ſtören! — Und wär' es nicht . . . dann ziehen wir miteinander fort — hinaus aus dieſen Bergen in's ſchöne Vorland, an den grünen Alpſee, in mein liebes Schwangau . . . Wie wird der Vater ſich freuen, wenn wir zu ihm kommen . . . wenn wir ihm ſeinen Enkel in die Arme legen!"

„Ach Gretly," ſagte Oswald, „wie ungern ſtöre ich Deine Zuverſicht! Deine Gedanken heben ſich wie auf Vogelſchwingen von dieſem Felſen, über dieſe engen Mauern hinweg! Wie aber, wenn wir ſie nicht mehr verlaſſen ſollten? Uns fehlen die Schwingen des Vogels und der Gedanken!"

„So ſteht es ſchlimm um die Veſte? Es iſt keine Hoffnung, ſie zu halten?"

„Ich glaube nicht daran; Herzog Friedrich wird Sieger bleiben in dieſem Kampfe, wenn auch der Greifenſtein ſeinen Waffen noch Monden lang widerſtünde."

„Und Du kennſt keinen Ausweg, um zu entrinnen?"

„Keinen — und wenn ich ihn kennte, wäre es mir verwehrt, ihn zu gehen! — Ich habe mich von

Herzog Friedel losgesagt, weil er treulos geworden; drum muß ich selber Treue halten — ich darf und will die Genossen nicht verlassen, was auch ihr Schicksal sein mag! Aber sei getrost, meine Liebe; Dich will und werd' ich bewahren vor dem Geschick, das sie ereilt — ich werde Mittel finden, Dich und den Knaben in Sicherheit zu bringen!"

„Nein, Du sollst mich nicht von Dir senden!" rief Margarethe, ihn ängstlich umschlingend. „Was Dir bestimmt ist, treffe auch mich — auch ich will Treue halten!"

„Ich weiß es," rief Oswald feurig, „einem Herzen wie Dir ist kein Opfer zu schwer, aber gehorche mir, wenn die Stunde kommt! Was auch mein Schicksal sein möge — ich werde es fester ertragen, wenn ich Dich gerettet weiß . . . Bist Du es denn allein, die Du Dich zum Opfer bringen willst? Wir Beide können sterben Herz an Herzen und Arm in Arm, — aber was soll aus dem Kinde werden?"

Sie erwiderte nichts, aber sie schmiegte sich fester an ihn und verbarg an seinem Herzen die Thräne, die ihr den Blick umflorte.

Von der Wendeltreppe her ertönten Stimmen, bald flog die Thür des Rittersaales auf und der

Burgherr mit den Abgesandten des Herzogs trat ein; Sallecker, Liebenberg, Gebratstein und andere Ritter folgten. „Hier ist der Ort, Ihr Herren," rief Wilhelm von Starkenberg, indem er Helm und Eisenhandschuhe auf den Tisch warf, daß sie klirrten, „hier geziemt es sich, Abgesandte zu empfangen . . . Ihr mögt auf dem Wege hieher gesehn haben und es dem Herzog melden, daß wir auf dem Greifenstein noch sicher hausen und daß Eure Belagerung uns noch keinen ärgeren Schaden gethan als der Wind, der um unsre Thürme saust! . . . Sagt an, Ihr Herren, was ist Euer Begehr?"

„Wir begehren nichts," erwiderte Bürgermeister Hochgeschworn, ein ältlicher schwacher Mann, weniger mit Führung des Schwertes als der Feder vertraut, aber sonst wohlgethan und tüchtig, so daß die Bozner nicht ohne ihn zu Felde gezogen. „Wir bringen etwas, gestrenger Herr Ritter! Wir kommen im Auftrage Herzog Friedrichs und bringen Gnade und Verzeihung für Euch Alle. Vertrauet nicht zu sehr auf die Festigkeit Eurer Felsen und Mauern, Ihr müßt einsehn, daß sie endlich fallen werden vor der vereinten Macht des Landes — den Sturm, der heute noch mißlungen, werdet Ihr ein andermal ab-

zuſchlagen nicht vermögen! Aber Herzog Friedrich iſt des Blutvergießens müde — darum ſind wir geſandt und bringen Gnade . . . ſo Ihr noch heute den Greifenſtein übergebt, ſollt Ihr Alle von hinnen gehn, frei und ungeſchädigt an Leben und Eigenthum! Stoßet die Hand des Siegers nicht zurück, Ihr Herren, der noch im Siege ſich mäßigt, — unterwerfet Euch!"

Schweigen waltete über dem Saale, als der Bürgermeiſter geendet; kein Ritter wollte der Erſte zur Erwiderung ſein, aber die Blicke Vieler ſanken zu Boden und auf mancher Stirn war es geſchrieben, daß ſie vor dem Gedanken nicht erblaſſe, unter ſo unerwartet günſtigen Bedingungen dem fruchtloſen Verzweiflungskampfe ein Ende zu machen. Andere blickten auf Starkenberg und ſchienen erſt ſeine Rede erwarten zu wollen. Seine Stirn glühte, obwohl vom Helmdrucke befreit; wild flogen ſeine Augen im Kreiſe umher, er erkannte die Stimmung der Genoſſen und das Blut drängte ihm immer heißer, immer ſinnverwirrender zum Kopfe. „Nun," rief er mit wildem Lachen, „hört Ihr es nicht? Leben, Freiheit und Eigenthum werden uns geboten . . . was beſinnen wir uns noch? Leben, Freiheit und

Eigenthum! Man wird uns kein Härchen krümmen, wird uns ruhig auf unſre Burgen ziehn und dort ſitzen und vermodern laſſen! Wir werden Braten und Wein auf dem Tiſch haben, wie bisher — aber wenn wir den Becher leeren, werden auch wir die Alten ſein? Jetzt hebt ihn ein freier Mann, ein Edelmann, der keinen Höhern über ſich hat als den Kaiſer und Gott . . . dann wird ihn ein demüthiger Ritter ausſchlürfen, den nur ſeine Wohnung vom Bauern unterſcheidet, der Beſiegte . . . des Herzogs Unterthan! War es darum, daß wir dieſen Kampf begonnen? Wenn wir damit uns begnügen wollten, was man jetzt uns bietet, dann konnten wir die Mühe ſparen! — Freiheit, Leben und Eigenthum hätte man uns gern gelaſſen . . . es hätte nicht mehr gekoſtet, als es heute koſtet — unſre alten Rechte, unſre Freiheit, unſre Unabhängigkeit!"

„Der Herzog ſieht vor Allem Eurer Unterwerfung entgegen," begann Hochgeſchworn wieder, „er ſichert Euch zu, nichts von Euren Privilegien und Freiheiten anzutaſten, als was unverträglich iſt mit den Rechten des Volks und ſeinen eigenen. Es ſoll Alles zur Genüge eines Jeden geordnet werden durch einen neuen Vertrag . . ."

„Vertrag?“ rief Starkenberg mit funkelnden Augen. „Ich will nichts wissen von Vertrag — diese Verträge sind unser Unheil gewesen und unser Unstern! Wäre dies feige Wort niemals in diesem Saale gesprochen worden — wir ständen jetzt nicht so hier und erlebten es, uns für das Kleinod unserer Ehre das bieten zu lassen, was ohnehin unser ist, was Niemand uns geben und nur räuberisch entreißen kann! Wer ein echter Falke ist, der läßt sich nicht zähmen und in den Käfig sperren — der ruft mit mir . . . Nichts von Unterwerfung und Uebergabe! Das Falkenbanner hoch — wir wollen uns mit unseren Freiheiten und mit ihm im Schutte des Greifenstein begraben!“

Die Ritter schwiegen, nur der Sallecker stimmte in den Ruf des Genossen.

„Ich bin ein echter Falke, wie Du,“ sagte Liebenberg, „aber das ist kein Verstoß gegen die Bundestreu', will mich bedünken, wenn ich meine, man soll doch erst die ganze Botschaft anhören, die Bedingungen . . .“

„Die Bedingungen . . .“ stammelte Starkenberg, der alle Fassung zu verlieren begann.

„Es ist nur Eine Bedingung gegeben,“ rief der

Bürgermeiſter, „der Herzog ſichert Jedem Freiheit, Leben und Eigenthum: er verzeiht Allen, nur Einem nicht — dieſer Eine muß mit der Burg ihm überliefert werden . . .“

„. . . Und dieſer Eine?“

„Iſt Oswald von Wolkenſtein!“

„Oswald?“ rief Starkenberg knirſchend und mit rollenden Augen. „Oswald von Wolkenſtein? Immer Oswald und wieder Oswald, der mir entgegen tritt? Gilt er dem Herzog mehr als wir Alle — mehr als Wilhelm von Starkenberg? . . .“

Oswald war ſchon längſt in die Thüre des Nebengemachs getreten; jetzt war ihm Margarethe gefolgt und lehnte ſich an ihn, den Säugling in den Armen . . . ſie ſchien gefaßt und ruhig, nur die rothen Roſen ihrer Wangen waren zu weißen verblichen.

„Wilhelm, beſinne Dich, was Du ſprichſt!“ rief Oswald. „Der Wahnſinn redet aus Dir! Was grollſt Du mir? — Ich weiß, warum Herzog Friedrich mich am meiſten haßt — weil er ſich von mir am meiſten beleidigt fühlt; hier, in dieſem Saale, wo ich jetzt als ſein erbittertſter Feind genannt werde, habe ich mich ſelber zu ſeinem wärmſten Freunde bekannt . . . das iſt es, was er an mir zu rächen ge-

denkt! . . . Wohl ist es hart, in eines erbitterten Feindes Hand zu fallen — es ist doppelt hart an diesem Orte und vollends unerträglich ist es, sich aus Armen loszureißen, die so sanft und doch so fest umschlingen wie diese . . . aber ich bin bereit, meine Genossen und Freunde! Wollt Ihr Euch unterwerfen, so zaudert nicht um meinetwillen! Laßt die Wallung der Gnade, die vielleicht so nicht wiederkehrt, nicht unbenutzt vorübergehen . . . der Herzog mag geloben, Weib und Kind zu schonen und ich bin bereit, mich ihm selbst zu überliefern . . .“

„Halt ein!“ rief Starkenberg, gleich einem Wüthenden losbrechend . . . „Nein, Du Verhaßter, das sollst Du nicht! Lockst Du wieder mit Deinen schönen Worten, Deinen verführerischen Schmeichelreden? Willst Du den Großmüthigen spielen und mich wieder verdrängen, wie Du es immer gethan? Du sollst nicht, sag' ich Dir — wenn Du dem Herzog so viel werth bist, bist Du es auch uns . . . es soll nicht heißen, daß die Falken ihren Genossen ausgeliefert, daß sie die Freiheit sich erhandelt haben, durch den Fall eines Bruders . . .“

In die Ritter kam zustimmende Bewegung — Starkenberg achtete nicht auf sie; er fuhr mit beiden

Händen nach den fiebernden Schläfen und murmelte mit ſtarren Blicken vor ſich hin.

„Der Fall eines Bruders . . . woran mahnt mich dieſes Wort? Wer erkühnt ſich, hier von Unterwerfung zu ſprechen, nachdem jenes Blut gefloſſen . . . wer wagt, Anderes zu denken und zu ſinnen, als . . . Rache? Sie haben Alle Theil an dieſem Todten und Einer der Mörder wagt es, die Stelle zu betreten, die dies Blut gefärbt hat? Ihr wagt es, hierher zu kommen, der Rache zu trotzen und zu dieſem Frevel noch die Schmach eines ſolchen Antrags zu häufen?"

„Ich vollziehe den Befehl meines Gebieters," erwiderte der Bürgermeiſter ruhig, aber eben dieſe Gelaſſenheit entflammte den Wüthenden noch mehr.

„Und giebſt Dich her und verkaufeſt Dich zum Werkzeug der Schmach?" tobte Starkenberg, indem er den Bürgermeiſter an den Schultern faßte und den ſchwachen Mann zu der offenen Balkonthüre hinzerrte.

Unruhig traten die andern Geſandten vor. „Die Hand an den Herold gelegt!" murrten die Ritter. „Bei Gott, er kommt von Sinnen . . ." Oswald wollte hinzueilen, der greiſe Heinz ſtand hoch aufgerichtet horchend vor ſeinem Stuhle.

„Sieh' hinunter, ſchurkiſcher Zwiſchenträger,"

brüllte Starkenberg, „siehst Du die Fackeln durch das Dunkel huschen und die Feuer brennen? Dort lagern sie, die Dich abgesandt und warten und zählen die Augenblicke, bis Du ihnen die Antwort bringst, die Falken seien schmachbedeckte, feige Gesellen, die ihre todten Genossen nicht rächen und ihre Lebenden verrathen ... Ich will ihnen das Warten und Dir den Weg abkürzen, grauer Schuft ... Das ist die Antwort vom Greifenstein ...“

Damit hatte er den schwachen Mann gefaßt, mit beiden Armen mächtig emporgehoben und schleuderte ihn über das Steingeländer der Altane in die Tiefe. [27])

Ein Schrei des Entsetzens antwortete der furchtbaren That. „Haltet ihn ... er ist von Sinnen ...“ riefen die Ritter durcheinander.

„Zurück!“ donnerte Starkenberg den Andringenden mit gezücktem Schwert entgegen, „ich bin nicht wahnsinnig und wenn ich es bin, so hütet Euch, mir zu nahen! Ich weiß, was ich that — ich habe Ulrich's Schatten eine Rache geschworen, wie sie noch keinem Todten ward und das soll ihr Anfang sein! Fort mit Euch, Ihr andern Unterhändler, wenn es Euch nicht auch gefällt, den Rückweg durch die Luft zu

nehmen ... Ihr Falken aber werdet nun nicht mehr zaudern und von Bedingungen reden! Den haue ich mit eigner Hand in Stücke, wer noch ein Wort von Vertrag und Unterhandlung spricht ... Jetzt müßt Ihr zu mir stehn — jetzt ist kein Heil mehr, als in unseren Schwertern!"

Er stürmte hinaus; die Abgesandten waren schon eilends entwichen, die Ritter folgten langsam. „Er hat den Verstand verloren," sagte Liebenberg, „es ist Zeit, daß wir an uns selber denken."

Margarethe war vernichtet in Oswald's Arme gesunken — der alte Heinz hatte sich an seiner Krücke vorwärts getastet und stand mitten im Saale.

„Wehe ... wehe!" rief der blinde Greis. „Wehe, daß ich aufgespart bin, diese Stunde zu erleben! Wehe über dieses Haus, denn sein Wappen ist entehrt ... Wehe über dieses Geschlecht, denn es geht unter in Schande und Schmach und seine Spur wird nicht mehr zu finden sein im Lande! Wehe — der Grundstein dieser Mauern wankt ... die herauf beschworene Rache rüttelt an ihm ... es ist ihr furchtbarer Schritt, den ich vernehme!"

Schauervoll hallte die Stimme des Greises hinaus in die Nacht.

„Wehe," begann er nach einer Weile wieder, „wehe auch Dir, Oswald, Deinem edlen Weibe und Deinem schuldlosen Knaben, daß Ihr mit hineinstürzen müßt in das unentrinnbare Verhängniß! Ich fühl' es ... ich seh' es mit den innern Augen, die Stunde der Entscheidung ist da ... das Gericht bricht herein!"

Im Augenblick schlug vom Fuße des Burgfelsens eine furchtbare Lohe, wie aus tausend und aber tausend Blitzen gebildet, empor: noch eh' sie erloschen, begleitete sie ein betäubender Knall ... die Felsen schütterten in ihren Wurzeln ... die Mauern wankten und leichtes Gestein prasselte hernieder.

„Es ist geschehen!" rief Heinz von Greifenstein. „Das war das Ende ... Du aber, Oswald, sollst mit den Deinen dieses Schicksal nicht theilen. Dein Sinn ist rein, Du hast es nicht verdient, mit den Schuldigen unterzugehen ... Fliehe! Wie eine Erleuchtung fährt es mir durch den Sinn ... die Burg fällt: der Aelteste, der Letzte des Stammes darf um Deinetwillen das Geheimniß des Hauses verkünden ... Eile hinab in die Kapelle! Hebe den Stein vor dem Altare empor! Eine Treppe, ein Gang wird sich Dir zeigen ... folge ihm, er führt Dich weit unter der Erde fort, hinüber an den sichern Wald ... Alles

iſt mit der Burg beſchäftigt, und Niemand wird Dein Entrinnen gewahren! Eile ... ſchon dringen ſie ein, ich höre den Sturmlärm ..."

Dumpfes Rufen und Waffenklirren ſcholl aus der Tiefe des Felſens und vom Burghofe herauf.

„Wohlan," rief Oswald, „wenn Rettung möglich iſt aus dem geſchändeten Hauſe, ſo laß uns ſie ergreifen ... Komm, Margarethe, verhülle den Knaben und binde Dir ein Tuch um's Haupt ... jetzt iſt es keine Treuloſigkeit mehr, wenn ich fliehe! ... Auch Ihr, alter Freund, rüſtet Euch, uns zu folgen ..."

„Nein!" rief Heinz abwehrend und taſtete nach der Balkonthüre, bis er auf der Schwelle ſtand. „Meine Zeit iſt um — der Greifenſtein fällt und mit ihm fällt der Letzte, der den Schild mit dem Greifen getragen! Fort ... ſchnell hinweg mit Jugend und Liebe — fort mit Allem, was noch ein Recht an's Leben hat ... hier hält der Tod ſeinen Einzug!"

„Nun denn, ſo ſei der Himmel mit Euch," rief Oswald, den Greis umarmend, „ich gehe, Weib und Kind zu geleiten ... Ihr ſeid es, der ſie mir wiedergiebt, ich werde ſie Euch ewig danken!"

„Geht ... und das Glück gehe mit Euch!" rief Heinz wieder. „Aber reicht mir den Knaben noch

einmal her, daß ich meine Hand auf sein Haupt lege ... Sohn der neuen Zeit," fuhr er feierlich fort, als Margarethe, in die Kniee sinkend, ihm das Kind darreichte, „meinen Segen über Dich! Begreife die neue Zeit und lebe in ihr, daß Du der alten würdig seist ... Und nun fort — eilends hinweg ... hier bleibt keine Zeit für ein anderes Abschiedswort ..."

Er wandte sich; sie eilten die Treppe hinab.

Der Greifenstein war erstiegen; der zu Gängen und Gemächern ausgehölte Felsen hatte den Feinden einen Eingang geöffnet — mitten im Burghofe drangen ihre Schaaren aus dem Grunde hervor und hatten die Ueberraschten nach kurzem verzweifelten Kampfe überwältigt. Die meisten der Falkenritter waren gefallen, die andern gefangen.

Von Starkenberg war keine Spur zu entdecken.[28])

Am Fuße des Berges drängten immer neue Haufen nach; eine weite Kluft gähnte im Gestein, sie hatte den geheimen Eingang bloßgelegt. Trümmer lagen umher, unter diesen ein mächtiger Steinwürfel, mitten auseinander gesprengt, daß eine kleine Höhlung sichtbar wurde, die darin eingemeiselt war.

Der Stückmeister, eine Fackel in der Hand, wühlte emsig unter den Trümmern. „Unbegreiflicher!" rief

ihn der herbeispringende Herzog an, „mir graut vor Dir? Wie hast Du Solches zu Stande gebracht?“

„Fragt nicht, gnädigster Herr,“ erwiderte Abraham, „ich habe das Pulver zu einem neuen Dienste gezwungen ... ich habe ein neues Mittel geschaffen zu Zerstörung und Mord ... Zieht ein auf Greifenstein, Herr Herzog — Abraham von Memmingen hat sein Wort gelöst ...“

Er verschwand im Getrümmer.

„Das begreife wer kann!“ rief einer der nachrückenden Bauern. „In dieser Geschwindigkeit, mit Einem Schlag einen solchen Felsen zu stürzen ...“

„Ist nichts dabei zu verwundern, Landsmann,“ erwiderte ein Anderer, „es hat den Grundstein getroffen und das hat den Bann gebrochen ... Gott sei bei uns! Da liegt er, mitten entzweigerissen ... Mach' daß wir daran vorüber kommen ...“

Bald war die Burg ihrer Schätze beraubt und über dem Gemäuer loderten Feuerzungen empor, aller Welt zu künden, daß Herzog Friedrich wieder einzig Herr sei im Tirolerland. Furchtbar leuchtete der Brand über das herrliche Thal und überzog die Berggipfel wie mit dem Schein eines Freudenfeuers.

— Dem dunklen Gange entronnen, erschöpft und

athemlos hielten Oswald und Margarethe auf einer Höhe an. „Niemand denkt uns zu verfolgen," sagte Oswald, „halt inne, meine Liebe, und erhole Dich. Wir haben nur noch einen kurzen Weg — Freund Vintler nimmt die Flüchtigen gern auf in seinem Runkelstein; dort in solcher Nähe vermuthet und sucht mich Niemand — dort sind wir geborgen!"

„Siehe! . . ." rief Margarethe schaudernd und deutete nach dem Greifenstein zurück, dessen Umrisse, grell vom Feuerschein beleuchtet, deutlich und scharf auf dem schwarzen Nachthimmel hervortraten. Man sah vollkommen klar das Steingeländer der Altane . . . man erkannte die hohe Pforte des Rittersaales und in derselben eine dunkle Männergestalt, von dem Thore wie von einem Rahmen umgeben und von dem Flammenmeere wie von einem Goldgrunde getragen . . .

Da erkrachte es furchtbar durch die Nacht . . . Dach und Giebel stürzten ein und begruben Alles in himmelanschlagender Lohe.

Viertes Capitel.

Brunhildis.

„Ach Gott, ich möcht' ein Pilger sein,
„Als ich vor Zeiten einer was,
„So wallt ich zu den Schwestern mein
„Gar brüderlich und ohne Haß!
„Viel Abenteuer, neue Mähr'
„Sollten sie losen (lauschen),
„Scharf in's Oehrlein, ohn' Gefähr
„Wollten wir kosen!"
„Zwei Stäbchen hätt' ich bald genäht,
„Auf einen Mantel, wie ich's thät,
„Darunter klösterlich verdreht
„Recht wie ein Bruder,
„Der seine Schwestern lieber suchet, dann die Mutter!" [29])

Der Spielmann, der so gesungen, hielt auf dem letzten Worte mit langem, lächerlich zitterndem Tone aus und spielte auf der Fidel einen lustigen Schnörkel dazu, daß die Zuhörer in lautes Gelächter ausbrachen und des beifälligen Händeklatschens kein Ende

wußten. Es war eine muntere, halb ländliche, halb städtische Schaar, welche auf den sonnigen Höhen von Tramin versammelt war: wohl an einem einsamen Orte, aber reichlich dafür entschädigt durch dessen besondere reizende Anmuth. Auf einer leicht geneigten Rasenblöße, von dichten Kastanien umrahmt, sah man über die von unten aufsteigenden Wipfel hinweg in das leuchtende Etschthal, über die Burgen Boimund und Eppan hinab auf Kaltern und seinen schimmernden See, auf das kühne Felsenschloß Formigar, auf die kahlen Bergwände Welschlands und über dem stattlichen Botzen hin auf den riesigen Schlern und die majestätisch emporragenden Nadeln des Dolomitgesteins aus dem Gerdeinathal oder Gröden. Nirgends war eine menschliche Wohnung zu erblicken, nur ein einzelner mächtiger Thurm, auf einem massiven viereckigen Unterbau aus Quadern in die Runde aufgeführt, stieg, an den Kastanienwald anlehnend, empor. Erst in beträchtlicher Höhe wurden Fenster mit zierlichen Erkervorsprüngen sichtbar und ließen vermuthen, daß der Thurm zur Wohnung dienen solle: seine Unnahbarkeit und Abgelegenheit, zu welcher nur ein mühsamer Bergpfad emporleitete, hätten eher vermuthen lassen, daß er darauf angelegt

sei, als Wartthurm und Lug ins Land zu dienen. Der auf dem neuen Dache aufgesteckte Baumwipfel und die Kranzgewinde an den Zinnen verkündigten, daß der Bau, die Herstellung des verfallen gewesenen Kastells beendigt sei und das bei solchem Anlaß übliche Fest war es, was die Bauwerkleute zu so fröhlicher Schaar versammelte. Auch von den umliegenden Berghöhen und Dörfern waren Bursche und Mädchen herbeigekommen; ein Spielmann hatte das Fest erkundet und war heraufgewandert mit seiner Fidel und manch' Einer, der in andern Geschäften des Weges kam, verweilte und ließ sich halten von der lustigen Gesellschaft. So saß neben dem Steinmetzen oder Zimmerer im Schurzfell der Spielmann in schäbigem Kittel und doppelfarbigem Wamms; ein dienender Bruder aus einem Klösterlein hatte sichs nach mühseliger Wanderung im Schatten bequem gemacht und ein reisiger Wappner in den Farben von Lützelburg hatte Helm und Tartsche in dem Gezweige über ihm aufgehangen. Aus Balken, Schragen und Brettern waren Sitze und Tische gefügt und die allgemeine Fröhlichkeit derer, die den Weinkrug in der Runde gehen ließen, verrieth, daß der frisch gekelterte Saft der feurigen Traminer Traube, der Heurige ge-

heißen, seinen Vorgängern alle Ehre zu machen beflissen war.

„Sollst leben, Fidelmann!“ rief ein Steinmetz, ihm den Krug reichend. „Dieweil Du so lustige Lieder weißt, darfst Du nicht fehlen, wenn wir einmal mit dem Boznerkirchthurm fertig sind! Schau nur hinunter, es ist schon das steinerne Kranzgesims aufgesetzt — nun gehts an den durchbrochenen Helm und bis zum Frühjahr soll der Thurm wie die Kirche wohl vollends fertig sein. Dann mußt Du zum Richtfest in die Bauhütte kommen, da werden Deine lustigen Weisen Dir weidlich den Seckel füllen! . . . Von wem ist der Spruch, den Du eben gesungen?“

„Wißt Ihrs nicht?“ erwiderte der Spielmann. „Ich komme weit her aus dem Reich und kenne die Gesänge, die bei Euch wachsen, besser als Ihr selbst! Es ist von Eurem Landsmann, dem Wolkensteiner!“

„Ach Gott,“ sagte ein Bauer, der eine Binde um den Kopf trug, „wir hatten gar lang Krieg im Land; sind wir doch erst vor einer Weil' auseinandergegangen; da vergißt sich das Singen — und dem Wolkensteiner wirds jetzt auch wohl verleidet sein, solch' muthwillig Zeug zu dichten!“

„Warum doch?“ fragte der Fidler. „Ist er krank?“

„Da ſchaut hinüber," entgegnete der Bauer, „ſeht Ihr die ausgebrannten Burgmauern da drüben auf dem Felſen? Das war vor ein paar Wochen der Greifenſtein, den wir mit Herzog Friedel gebrochen . . . unter denen, die in der Burg ſteckten, war auch der von Wolkenſtein!"

„So iſt er wohl gar verwundet oder gar gefangen?"

„Nein — er iſt der Einzige von Allen, die entkommen ſind, kein Menſch kann begreifen, wie's zuging, denn alle Eingänge waren umſtellt, wie die Löcher am Fuchsbau: dennoch iſt er fort und Niemand weiß wohin!"

„Das meint' ich wohl zu rathen!" rief der Reiſige. „Iſt's doch allbekannt, daß Sigmund, der römiſche König, ihn in großen Ehren und Freundſchaft hält. Der König wird bald nach Welſchland kommen; es giebt wieder Krieg mit den Venedigern . . . Der Wolkenſteiner kann ja von hier in ein paar Sprüngen nach Welſchland hinüber und dort warten, bis der König kommt!"

„Er kann nicht durch," ſagte der Bauer wieder. „Der Herzog iſt gar ſehr erzürnt und verbittert wider ihn und hat Weg und Steg beſetzen laſſen,

daß er ihm nicht entkommen ſollt! Ich glaub' auch, der Wolkenſteiner iſt noch im Land und bei einem guten Freund verborgen, bis die ärgſte Gefahr vorüber iſt! Wird auch das Beſte ſein! Wenn der Herzog ihn jetzt in ſeine Gewalt bekäm', leicht daß er im erſten Zorn etwas thäte, was ihn hinterher gereute . . . Stoßt an, Ihr Leut' und Geſellen, wir wollen wünſchen, daß er eine Pilgerkutte gefunden haben mag, glücklich zu entkommen . . . er ſoll ein wackerer Herr ſein und denen, die ſingen, dichten und fideln, muß man in aller Welt ein wenig durch die Finger ſehn!"

„Ich gönn' es ihm von Herzen," rief der Reiſige, „es iſt ein ſtattlicher Rittersmann; ich hab' ihn geſehn, wie er vor König und Fürſten zu Coſtentz als ein Mohrenkönig geſungen hat."

„So ſeid Ihr in Coſtentz geweſen?" fragte der Kloſterbruder eifrig. „Iſt es wahr, daß endlich das traurige Schisma unſrer heiligen Kirche ein Ende genommen, daß ſie einhellig wieder einen einzigen Papſt gewählt haben?"

„Wohl iſt es wahr, hab' ich doch ſelber zugeſchaut," erwiderte der Reiſige. „Am See [30]), beim Konradsſteg, in einem Gäſſel, die Katz' geheißen, da ſteht

ein ſtattlich Gebäu', das iſt halb in das Waſſer hineingeſtellt, auf mächtigen eichenen Säulen . . . es dürften in keinem Wald im Reich ſchönere Bäume zu finden ſein! Das haben die Handelsherren und die Geſchlechter gebaut und heißen es das Kaufhaus, weil ſie drinn die Waaren lagern, mit denen ſie handeln. Vor dem Haus wurden Schranken aufgerichtet und dann gingen die Kardinäle und ſechs Auserleſene von jeder Nation hinein, die den Papſt wählen ſollten und wurden drinn eingeſchloſſen."

„Was ſagt Ihr?" rief der Steinmetz. „Eingeſchloſſen, daß ſie gar nicht wieder heraus konnten?"

„Und Niemand zu ihnen hinein. Der Trunk ward ihnen in gläſernen Krügen gebracht, die man durch und durch ſehen konnte und die Speiſen, ſo die Diener brachten, mußten zwei Biſchöfe unterſuchen und der Ordensmeiſter von Rhodus. Auch die Fenſter waren verrammelt, daß ſie in ihren Zellen Licht brennen mußten, am hellen Tage."

„Das iſt all' wahr," ſagte der Bruder, „das heißt man Conklave."

„Und mußten ſie lang' in dem Gefängniß bleiben?" fragte der Bauer.

„An die drei Tage. Erſt waren ſie gar ſehr

uneins und kamen gar viel Päpst' zum Vorschein, mit zwölf und neun und noch weniger Stimmen, und wollte eben jede Nation Einen aus ihr auf den päpstlichen Stuhl bringen. Da waren es wieder einmal die Deutschen, die dachten, der nachgibt, ist auch ein Mann und meinten, weil das Conzil in deutschen Landen gehalten worden, es sei ihnen Ehre genug geschehn. Gingen also zu den Italienern und sagten, sie wollten mit ihnen stimmen und wie die Englischen das merkten, machten sie es auch so und handelten nun mit den Franzosen und Hispaniten. Die waren aber erboßt und meinten, es wäre große Unehre für sie, so der Papst nicht aus ihnen erwählet würde — wie sie nun so recht miteinander haderten, da kamen der König und die Fürsten und die ganze Pfaffheit mit Kreuz und Fahnen aus dem Münster, wo eine gesungene Meß gewesen und zogen vor das Kaufhaus und stimmten das „Komm heiliger Geist" an — und da die in dem Conklave es vernahmen, ward ihnen gar sonderbar ums Gemüth und wurden mit einmal einig und gaben das Zeichen, daß sie einen Papst erwählet hätten — da fingen alle Glocken zu läuten an und auf dem Dach des Kaufhauses ließ sich eine unabsehbare Schaar kleiner singender Vögel

nieder und ſangen und war kein einziger Rab, Krähe oder Dohle darunter und die zwanzigtauſend, die auf dem Platz ſtanden, ſahens mit an . . ."

„Wer iſt der neue Papſt, ſo Ihr es wißt?"

„Ein Römer — Herr Otto von der Saul oder Colonna geheißen, und hat ſich als Papſt den Namen Martin erwählet!"

„Gott ſei geprieſen!" rief der Bruder mit frommem Aufblick. „So wird denn endlich Frieden und Eintracht wiederkehren in der bedrängten Chriſtenheit!"

„Und Ruhe und Sicherheit im Land!" fügte der Bauer hinzu. „Dafür wird Herzog Friedel ſorgen, das iſt der Mann dazu! Es lebe der Bauernherzog mit der leeren Taſche! Wer hätt' es vor ein paar Wochen gedacht, daß wir ſchon heut ſo friedlich hier ſitzen und ſolch' ein Feſt feiern könnten!"

„Das Richtfeſt dieſes Baus, nicht wahr?" fragte der Reiſige. „Ich hab' mir den Thurm ſchon von allen Seiten betrachtet — iſt ein ſonderbar und verwunderlich Gebäude!"

„Der Thurm heißt Entiklar[31]), Herr," ſagte der Bauer, „und ſoll ſchon ſeit der Heidenzeit ſtehn: iſt lang verfallen geweſen, bis ihn die Beſitzerin wieder aufgebaut hat!"

„Die Beſitzerin? Alſo eine Frau? Was hat ſie mit dem Thurm vor? Wer iſt ſie?“

„Die Frau Hausmannin, Herr — eines reichen Wechſelherrn junge Wittib, die drüben auf Tiſens hauſt: wohl im ganzen Lande und darüber hinaus berühmt als das ſchönſte Weib in Tirol und den Etſchlanden . . .“

„Was Ihr nicht ſagt! Und die hat ſo beſondres Gefallen an dem einſamen Gemäuer, das wie ein Gefängniß ausſieht?“

„Oder wie ein Kloſter, Herr, und das ſolls auch werden. Die ſchöne Hausmannin iſt der Welt und des Lebens ſatt geworden und will in dem Thurm da hauſen, wie eine Einſiedlerin . . .“

„Dafür,“ ſagte der Kloſterbruder kopfſchüttelnd, „wär' wohl ein gottſeliger Plätzlein zu finden geweſen, als der alte Heidenthurm, in dem es nicht einmal geheuer iſt!“

„Nicht geheuer, ſagt Ihr?“

„Oder doch unheimlich,“ fuhr der Bruder fort, „ich hab' es in einer alten Schrift geleſen, welche Bewandtniß es hat mit dieſem Thurm und wovon er den Namen trägt und wills Euch erzählen! Es war in der Heidenzeit, wie noch die Römer im Lande

hauſten und auf Eppan ſaßen, auf dem Greifenſtein und Formigar — da kam auch ihr Kaiſer ins Land, ein grauſamer Mann und hatte ſeinen Sohn bei ſich, das war ein ſchöner römiſcher Jüngling, den hatte der grauſame Kaiſer mitgenommen, damit er die erſten Kriegsthaten ſehn und verrichten und ſich vorbereiten ſollt', damit er einmal ſein Nachfolger werde auf dem römiſchen Kaiſerthron. Der Jüngling aber hatte nicht bloß für die Berge und Schlöſſer Augen, ſondern auch für die Leute, die da hauſten und darunter war eine edle Jungfrau, wie er ſo holdſelig noch keine geſchaut. Ueber ihrem Anblick vergaß er bald auf des Vaters Reich und Kaiſerkrone und meinte, wenn er nur ſie für immer ſein eigen nennen könnte, dann wär' er auch reich und glücklich für immer und möchte wohl alles Andere dahin geben um ihre Liebe. Und die Jungfrau, um ihrer Holdſeligkeit willen die Klare geheißen, liebte den Jüngling wieder und ward heimlich ſein Weib — denn auch in heidniſcher Zeit iſt es ſo geweſen, daß die Jugend einander anhanget in weltlicher Verblendung . . ."

„Und ſo wird's wohl bleiben, ehrwürdiger Bruder, in alle Zeit," rief der Fidler, „bis die Jugend

einmal mit grauen Haaren zur Welt kommen wird! Scheltet die Minne und die Jugend nicht, Herr, und erzählet lieber weiter."

„Da erfuhr es denn der grausame Kaiser und wie er's inne ward, that er bei dem höchsten seiner Götzen einen entsetzlichen Schwur, daß denen, die ihn hörten, die Haare zu Berge stiegen, er wolle die Frevler bestrafen, wie noch Niemand bestraft worden. Das Paar aber fragte nicht nach des Kaisers Grimm, es war entflohen und hatte sich in diesen Thurm verborgen; in solcher Nähe gedachten sie, würde er sie nicht suchen und so lebten sie glücklich und wollten die Zeit abwarten, bis der Kaiser wieder abgezogen sein würde in seine andern Reiche und nach Rom. Es sollte ihnen aber nicht so gut werden, denn eine Freundin der Jungfrau, die Einzige, die sie gehabt, war auch die Einzige, die das Geheimniß wußte: bei ihr glaubte sie es so gut verwahrt wie bei ihr selbst und sie mußten auch Jemand haben, der ihnen Nahrung brachte in den einsamen Thurm. Die Freundin aber, so treu sie sich anstellte, war doch falsch; sie hatte heimlich auch Wohlgefallen an dem schönen römischen Kaiserjüngling und hoffte ihn für sich zu gewinnen, und als ihr das nicht gelang, verrieth sie

den Aufenthalt der Liebenden an den grauſamen Kaiſer . . .“

„Die Treuloſe!“ rief der Steinmetz. Im Erdgeſchoß des Thurmes aber war ein Fenſterlein aufgegangen, an dem ſtand Waltraud, die Gürtelmagd der Thurmherrin und hörte der Mähre zu.

„Drauf kam der Kaiſer Nachts mit großer Kriegsmannſchaft vor den Thurm, ließ die Thüren und Fenſter vermauern und blieb davor liegen, bis er meinte, ſie müßten verſchmachtet ſein — er hatte wohl gedacht, daß ein groß Wehklagen entſtehen und daß ſie bitten und jammern würden und hatte ſich in ſeiner Grauſamkeit darauf gefreut, ſie zu ihrer Strafe recht furchtbar leiden zu ſehen . . . als aber einige Tage vergingen und doch Alles ſtill blieb, ließ er die Steine wieder wegräumen und eindringen. Da war aber gar nichts Schauerliches zu ſehen und das Liebespaar lag nicht da, wie ſolche, die vor Hunger und in Verzweiflung geſtorben, ſondern Arm in Arm, mit lächelndem Munde und rothen Wangen, als ob ſie nur ſchliefen . . . Da kam dem Kaiſer ein Grauen an über dem Anblick, er ſchlug den Mantel über ſein Haupt und floh nach Rom — die Liebenden aber blieben in dem Thurme liegen, bis er verfiel und

Alles scheute sich, ihm zu nahen und weil die Jungfrau die Klare geheißen, der Jüngling aber mit seinem römischen Namen Entius genannt worden, ward der Thurm nach ihnen benamset und heißt Entiklar ..."

Die Zuhörer schwiegen einen Augenblick und besahen sich das Gemäuer. „Ein trauriger Aufenthalt!" rief dann der Fidler. „Ich möchte die Ruhe der Liebenden nicht stören und hätte den Thurm in seinen Trümmern liegen lassen! Die Frau, die ihn wieder aufgebaut, muß viel Herzeleid erlebt haben, daß sie daran Gefallen hat! Sie ist Wittib, sagt Ihr, und trauert wohl um den Mann?"

„Sie ist Wittib," sagte der Steinmetz, „man erzählt allerhand, was nachzusagen ich mich hüten werde! Seht, da kommt sie den Berg herauf!"

Auf dem Saumpfade erschien ein Zug von Maulthieren, auf deren vordersten zwei Frauen ritten, beide schwarz gekleidet, mit Schleier und Sendelbinde verhüllt, doch nicht tief genug, daß nicht die Züge in etwas zu erkennen gewesen wären. Aus dem einen Schleier sah ein bleiches, vergrämtes Antlitz hervor, von weißen Haaren umgeben und mit einem Paar dunkler Augen, welche ernst und gelassen auf den Be-

ſchauer trafen; die zweite Binde barg reiche goldröthliche Locken und ein zwar ebenfalls blaſſes, aber gerundetes Angeſicht, aus welchem unruhige blaue Augen hervorflammten, wenn auch die Lider meiſt wie ermüdet ſich darüber niederſenkten.

„Die Jüngere iſt es," flüſterte der Steinmetz dem Fidler zu, „die mit den blauen Augen, die wie Irrwiſche flackern!"

„Ein ſchönes Weib, bei Gott . . . aber es iſt was an ihr, das Einen fürchten machen könnte! . . .

„Sie kommt mir vor," ſagte der Bauer, „wie ein ſchöner Apfel, der nicht recht reif geworden . . . er lockt hineinzubeißen und man ſcheut ſich doch, und ſorgt, es möchten Einem die Zähne ſtumpf werden auf Lebenszeit . . . Wer iſt die andere Frau?"

„Die Wittib des Grafen Rottenburg," erwiderte der Kloſterbruder, „die kenn' ich wohl! Eine gar fromme und gottſelige Frau, die unſer Klöſterlein mit mancher Spende bedacht!"

„Der Rottenburger," ſagte der Steinmetz zum Fidler, „war Einer der Wildeſten und Mächtigſten von den Edelherren, die ſich unabhängig machen wollten; er iſt auch der Erſte geweſen, den der Herzog gebändigt hat, ſchon vor ein paar Jahren, eh' er nach

Costentz gezogen war. Die Andern hatten ihn im Stich gelassen, da unterwarf er sich und nachdem er's gethan, nahm er Gift und liegt da unten auf der Leuchtenburg am Kaltnersee begraben. . . . die Gräfin aber lebt seitdem auf der Burg wie eine Klosterfrau und betet für ihn den ganzen Tag und es muß etwas Verwunderſames ſein, was ſie aus ihrer Zelle führt!"

Die Frauen waren indeſſen auf dem Platze angekommen; Sabine ſchwang ſich mit Hilfe der ihr entgegen geeilten Gürtelmagd vom Maulthier, die Gräfin verharrte kalt und unbeweglich im Sattel.

„Ihr wollt alſo wirklich meine Einladung ausſchlagen," ſagte Sabine, „und wollt nicht einſprechen auf Entiklar?"

„So Du auf dem Wege biſt zu Deinem Heile," erwiderte die Gräfin ernſt, „ſo laſſe Dich nicht verweilen durch die Freude der Welt!"

„Die Freude der Welt iſt hier nur äußerlich — drinnen im Thurme werdet Ihr es ſtill und einſam finden, wie Ihr es ſucht und wie es auch mir gefällt. Kommt, die Zelle zu ſchauen, die ich mir gebaut!"

„Mich lockt hienieden nur noch die eigene Zelle, der ich entgegen eile!"

„Und habt Ihr immer so gedacht und seid doch in der Welt geblieben?"

„Nicht immer — wohl aber seit ich meinen Gatten begraben. Seitdem habe ich an seiner Gruft gebetet und mich dem Himmel zugewendet, wo er meiner harrt . . . nur Eines hielt mich noch zurück . . . Ich wußte, daß eine Stunde kommen müsse, welche diesen Rittern, deren Zwietracht und Saumsal den Edelsten der Männer in's Verderben gestürzt, das gleiche Geschick bereiten werde . . . Sie ist gekommen! Die Feuersäule des brennenden Greifensteins hat ihrem Einzug geleuchtet; jetzt hat Heinrich von Rottenburg Ruhe im Grabe — jetzt ist mein Ort hienieden die Zelle, die ich mir schon lang erwählt, jetzt kann ich mit freier Seele beten . . . haltet mich darum nicht auf und folgt mir lieber!"

„Euch in's Kloster folgen? Nein, Gräfin," erwiderte Sabine, „wohl hab' ich keine Gruft, um an ihr zu weinen und zu beten . . . aber auch mir ist, als müßte noch eine Stunde kommen, die wie ein feuriger Wegweiser in mein Leben leuchtet; ich will sie hier erwarten und dann vielleicht Eures Rathes denken und danken . . ."

Das Gefolge der Rottenburgerin zog vorwärts

und verschwand bald in dem ansteigenden Kastanienwald; Sabine mit den Ihrigen schritt dem Thurme zu. Auf dem Wege traten ihr die Werkleute entgegen, die Bauherrin mit Spruch und zierlicher Reverenz zu begrüßen. Mit finsteren Brauen hörte sie zu, kein Lächeln löste die strenggeschlossenen Lippen, als sie ihr kündeten, wie sie nicht verfehlt, nach altem Brauche beim Aufsetzen des Gebälkes Luft, Licht und Sonne in das Haus zu bannen, zum Gedeihen und zur Freude. Sie dankte nur mit Kopfnicken und rief im Voranschreiten die Magd zu sich, der sie einige Worte in's Ohr flüsterte. Diese geleitete die Herrin bis an die Thüre, dann kam sie zurück und meldete, die Thurmherrin von Entiklar lasse danken für die freundliche Begrüßung und wolle sie erwidern durch Tanz und Gasterei; die sollten sie haben, wenn sie in einigen Stunden wieder fortgezogen — bis dahin sollten sie in den Wald sich bei Seite ziehen, sie liebe die Stille und Einsamkeit.

Während die Versammlung schweigend gehorchte, hatte Sabine das Thurmgemach erstiegen und betrachtete den hohen, gewölbten Raum, der sie in Zukunft beherbergen sollte. Sie schien vollkommen zufrieden und ordnete an, wo die Gegenstände der

Einrichtung aufgeſtellt werden ſollten. Deſto minder ſchien die Magd mit dem künftigen Aufenthaltsorte einverſtanden und war eifrig bemüht, ihr Mißfallen auch auf die Herrin überzutragen. „In dem Thurm werd' ich kein Auge zumachen können!“ jammerte ſie. „Wenn ich denke, daß dort, wo die Bettſtelle hinkommen ſoll, vielleicht das unglückliche Liebespaar gelegen und geſtorben iſt, wird es mir ſchwarz vor den Augen und wenn ich vollends an die Keller und Kerkergewölbe denke, die unter uns ſind . . .“

„Du wirſt ſie mir zeigen . . .“ entgegnete Sabine, indem ſie an's Erkerfenſter trat.

„Verlangt das nicht, edle Frau,“ rief Waltraud, „ſonſt iſt es auch um Euren Schlaf gethan! Das ſind Mauern, ſag' ich Euch, als wenn ſie von Ewigkeit her ſo da ſtünden und eiſerne Ringe ſind eingelaſſen, ſo groß, daß man einen Mann darin anſchmieden und aufhängen könnte und Kettentrümmer hängen noch daran . . . es iſt ſchauerlich!“

Sabine hörte ſie nicht; ſie ſtand im Erker und ſah in die unabſehbare Berglandſchaft hinaus, aber ihre Gedanken waren nicht bei ihren Augen — ſie ſtarrte leer in's Blaue und gedachte der Mittel, wie ſie es anfangen wolle, das Vergeſſen zu lernen. Als

sie von Costentz hinweggestürmt, war sie nach Tisens, wo ihr Bruder Haus hielt, geeilt und hatte sich vor Allen verborgen, um nichts mehr von dem Herzog zu hören. Dennoch konnte sie es nicht verhindern, daß ihr die Nachricht seiner Flucht auf dem Fuße folgte, daß die Kunde seiner Siege zu ihr drang und als er vollends vor den Greifenstein gezogen kam, da trieb es sie, noch tiefere Einsamkeit zu suchen und so hatte sie das alte halbverfallene Castell von Entiklar ausgefunden. Wohl gedachte sie manchmal, das Land zu verlassen und hinzugehn, wo Niemand sie kenne oder sich mit ihrer Liebe und vergeblichen Sehnsucht nach Rache in ein Kloster zu vergraben — die Fäden, an welchen ihr Herz noch immer mit Leben und Heimat zusammenhing, hafteten fest und waren, so sehr sie schmerzten, noch immer unzerreißbar. Sie grollte den Menschen, denn sie kümmerten sich nicht um ihr Leid; sie haderte mit der Welt, daß sie achtlos über ihrem zertretenen Glücke dahin ging; sie zürnte dem Himmel und wandte sich von ihm ab, weil er seine Blitze nicht sendete, ihrer Rache zu dienen. Ihr Gemüth glich einem eingeschlossenen Gewässer, das vom Sturme gefaßt, zwischen zwei steilen Felswänden hin und wider tobt und sich um so ergrimmter auf die

Eine wirft, je ohnmächtiger ihr Anprall von der andern zurückgeſchleudert worden. Hatte ſie erſt Oswald am wildeſten zu haſſen geglaubt, ſo war es jetzt manchmal, als ob ihr Grimm gegen Friedrich dieſen Haß noch überbiete — Oswald konnte ihr doch ein Unrecht vorwerfen, er konnte ſich damit entſchuldigen, wie ſie gegen ihn gehandelt: dem Herzog gegenüber aber war ſie rein und in ihrem vollſten Recht; ihm hatte ſie ſich ganz hingegeben, ihm hatte ſie gehört mit aller Glut und Kraft, deren ihr heißes Herz fähig war und war dafür betrogen, verſchmäht und weggeworfen, wie ein Spielzeug, deſſen die Laune ſatt geworden . . . Und dennoch hatte ſie wieder Stunden, in denen, hätte ſie noch zu weinen vermocht, die Thränen wie einſt in Strömen gefloſſen wären — ſie träumte ſich dann in die erſten Tage von Friedrichs Werbung zurück, ſie hörte ſeine Betheuerungen, das Geflüſter ſeiner Zärtlichkeit, die Schwüre ſeiner Liebe und dann konnte ſie es nicht glauben, daß er wirklich treulos ſein ſollte, daß ſie wirklich verlaſſen ſei: dann kam es ihr vor, als habe ſie ſeine letzten Reden doch nur unrichtig gedeutet, als ſeien ſie wirklich nur der Beſorgniß um ſie entſprungen geweſen. Es war immer möglich, daß er den Plan der Flucht

bereits in sich trug, daß er sie nur darum von sich entfernen wollte, damit sie ihm dabei nicht hinderlich sei — vielleicht bereute er schon lange, daß er es gethan, vielleicht wartete er nur auf den Augenblick, um sich mit seiner vollen Macht und all' seinem neu errungenen Glanze wieder zu ihren Füßen zu legen und für so viel Leid und so viel Liebe zu lohnen. Wenn sie in solchen Gedanken und Bildern sich erging, befand sie sich in einem Zustande, der dem wachen Schlafe glich — das Glück war erträumt und schwand im Erwachen wie Träume: dann sah sie sich wieder in den bodenlosen Untiefen des Abgrunds, in den sie gestürzt war, und fühlte sich hin und her geworfen wie ein steuerlos treibendes Fahrzeug und war blutig getheilt und schmerzlich entzweit zwischen Rache und versöhnender Entsagung, zwischen Liebessehnsucht und ruhlos nagendem Haß.

Der Hufschlag eines Rosses erklang auf dem steinigen Bergpfad; es war ein ungewohnter Laut auf dieser Höhe und als sie aufgeschreckt emporsah, staunte sie noch mehr, da sie den Reiter erblickte; sie irrte nicht, hatte sie ihn auch lange nicht gesehn, so erkannte sie ihn doch auf den ersten Blick. Es war Alphart von Goldegg, wie immer in reichem, zierlichem Ge-

wande, aber behäbiger, als da er um ihre Liebe geworben und auch ſein Rößlein ſchien beſſrer Tage und beſſren Futters zu genießen. Was mochte ihn in dieſe Gegend führen? Sonder Zweifel galt der Ritt einem Beſuch auf einer der zahlreich umher zerſtreuten Burgen; ſie trat etwas vom Erker zurück, um nicht geſehn zu werden und gewahrte mit ſteigender Verwunderung, daß er nicht des Weges fürbaß zog, ſondern gegen Entiklar einlenkte.

„Er kommt wirklich zu mir . . . was kann er wollen . . .“ murmelte ſie halblaut und winkte der Dienerin, welche die Ausſicht, durch ſolchen Beſuch die Einſamkeit unterbrochen zu ſehn, mit unverhehltem Vergnügen begrüßte. Sie flog hinweg und kam eilig zurück. „Bei meiner Ehrlichkeit, edle Frau,“ rief ſie, „ein ſo ſtattlicher Herr und mannlicher Ritter, als dieſe meine Augen jemals einen geſehn! Er kommt hieher und bittet um die Vergunſt, der ſchönen Herrin auf Entiklar ſeine Verehrung zu bezeugen! Und wie höfiſch und fein er das ſagte, wie zierlich er die Worte zu ſetzen weiß und wie ſein Wamms über und über von Gold flunkert! Ihr werdet ihn doch nicht abweiſen, edle Frau? Solch' edler Ritter ſoll doch nicht umſonſt ſo weit heraufgeritten ſein?“

Sabine schwankte einen Augenblick; sie ging die Möglichkeiten durch, die den Goldegger zu ihr führen mochten. War er nicht einer der eifrigsten Anhänger des Herzogs geworden und hatte sie nicht erst unlängst vernommen, daß er bei ihm am Hoflager zu Innsbruck lebe? Konnte er nicht von dort kommen? . . .

„Er mag eintreten," sagte sie dann und schritt dem Ritter entgegen, der sich mit feiner Geberde verneigte und die Rechte, die sie ihm darreichte, zierlich an die Lippen drückte. Er hatte äußerlich unverkennbar gewonnen; sein Benehmen verrieth den höfisch gewohnten Mann, sein Gewand war überladen prachtvoll und reich; goldne Ketten kreuzten einander und selbst der Schwertgriff, den er kunstvoll zu handhaben wußte, schimmerte von edlem Gestein.

„Gebt Gnade, schöne Herrin," sagte er und ließ sich auf dem Erkersitze ihr gegenüber nieder, „erst gestern kam ich aus Innsbruck an vom Hoflager Seiner Durchlaucht und erfuhr erst heute, daß dem Etschlande die schönste Blume, die jemals in ihm erblühte, wieder gegeben ist . . ."

„Nicht weiter!" unterbrach sie ihn. „Ich hasse diese Reden — ihnen zu entfliehen, will ich in diesem Thurme hausen und hätte ich gewußt, daß Ihr also

beginnen würdet, seine Pforte wär' Euch verschlossen geblieben."

„Weil sie aber doch einmal sich mir geöffnet," entgegnete Alphart, „lasset mich in der Weise fortfahren, die Euch gebührt und die Euch gegenüber auch mir ein Bedürfniß ist, wenn ich auch kein Minnesänger bin, der es verstehn mag, die rechte Weise besser zu treffen. Ich habe von Eurem Vorhaben gehört, Euch lebend in diesem Thurm zu vergraben und will Euch an's Herz legen, daß das eine Sünde ist an Euch selbst und Eurer Schönheit — ein Frevel gegen die Welt, die Ihr der Sonne berauben wollt! Ihr könnt das nicht, edle Frau — Ihr dürft dies Vorhaben nicht ausführen!"

„Gedenket Ihr, mich daran zu hindern, Herr Ritter von Goldegg?" fragte sie mit offenem Spott.

„Deßhalb bin ich gekommen . . . Ihr habt Kummer, schöne Frau! Ihn zu überwinden, wollt Ihr in die Einsamkeit fliehn . . . ich bin hier, Euch zu sagen, daß Ihr dazu den falschen Weg gewählt habt. In der Einsamkeit wächst der Kummer Euch über's Haupt, Ihr füttert den Drachen, statt ihn zu erwürgen . . ."

„Und Ihr wollt zum Drachenwürger, zum Siegfried werden um meinetwillen?“

„Statt den Kummer zu hegen, werft ihn von Euch, schöne Frau . . . Ladet ihn andern Schultern auf, die bereit sind, ihn für Euch zu tragen!“

Sie wandte sich ab, die Achseln zuckend und mit noch offenerem Spottlächeln.

„Wendet Euch nur höhnend ab! Spottet und zuckt die Achseln — nur zweifelt nicht an der Heilsamkeit des Raths, den ich Euch gebe. Folgt ihm . . . verlaßt diesen unheimlichen Aufenthalt, kehrt in die Welt zurück, die Eurer mit Sehnsucht wartet . . . hier ist eine Hand, die bereit ist, Euch Euren Kummer abzunehmen, hier ist ein Herz, das ihn für Euch tragen will! — Noch einmal biet' ich Euch Herz und Hand: werdet Ihr sie wieder zurückweisen?“

„Diese Hand . . .“ erwiderte sie, sich stolz erhebend, „werde ich keinem Manne mehr reichen, denn dies Herz wird keinem Manne mehr gehören!“

„Warum diese finstre Grausamkeit? Konnte der Tod eines Gatten, den Ihr nur so kurze Zeit besessen, Euch so tief und unheilbar verwunden?“

Sie stand in ihrer ganzen Höhe vor ihm und die blauen Augen loderten auf ihn wie Blitze. „Spart

die Mühe der Verſtellung, Ritter," rief ſie, „ſie gelingt Euch ſchlecht und iſt unnütz! Ihr habt nicht noth, vor mir zu verbergen, was zu bekennen ich mich nicht ſcheuen werde! — Verrath und Treuloſigkeit iſt Alles, was wir Frauen von Männern zu erwarten haben . . . ich will nicht mehr Euer Spielball ſein . . . der Antheil am Looſe meines Geſchlechts, der mir geworden, iſt mir vollauf genug!"

„Mir wenigſtens thut Ihr Unrecht mit ſolchem Vorwurf!" erwiderte Alphart geſchmeidig. „Daß ich hier vor Euch ſtehe, iſt wohl eine Probe dafür, daß ich mein Gefühl nicht verrathen habe und was mich zu Euren Füßen als Freiwerber führt, verdient das den Namen der Treuloſigkeit?"

„Dann iſt es — Eigennutz!"

„Ihr ſeid hart wie immer," rief Alphart mit flüchtigem Erröthen. „Ihr ermüdet nicht, mich zu necken und zu kränken! Als ich Euch zuerſt genaht, wart Ihr von glänzenden Freiern umgeben, meine Güter waren verſchuldet — damals konntet Ihr glauben, es ſei der Glanz Eurer ſelbſt und Eurer Schätze, was mich zu Euch geführt . . . jetzt ſind meine Anſitze frei, jede Laſt iſt von Goldegg genommen, die Gnade Seiner Durchlaucht des Herzogs

hat mich zum reichen Manne gemacht, Ihr aber lebt jetzt hier einsam und verlassen, schier wie eine Gefangene . . . urtheilt selbst, ob es der Eigennutz ist, was mich jetzt zu Euch bringt."

„Dann ist es Zufall —" erwiderte sie rasch, „leere Neugierde, mich hier zu sehen: von den Beweggründen der Männer wähle ich stets den schlechtesten und weiß, daß ich dann nicht fehl greife."

„Grausam und ungerecht wie immer!" rief Alphart. „Und doch seid Ihr es selbst, der damit am meisten Schaden geschieht! Ich hatte es mir so schön geträumt, Euch dahin zu führen, wo Eure eigentliche Stelle ist — nach Innsbruck . . . das Hoflager Herzog Friedrichs entbehrt mit Euch seiner schönsten Zier!"

„ . . . Nach Innsbruck?" erwiderte Sabine, deren Augen zu glühen begannen. „Dahin wolltet Ihr mich führen? An den Hof des Herzogs als Euer Weib mich führen?"

„Wie sonst?" entgegnete Alphart unbefangen. „Wie wenig kennt Ihr mich doch, schöne Frau!"

„Nein," rief sie, „ich kenne Euch und Ihr sollt nicht mehr die Stirn haben zu sagen, es sei etwas Anderes, was Euch nach Entiklar geführt, als der

ſchändlichſte Eigennutz! Aus meinen Augen — ich gehe ſo wenig nach Innsbruck, als mein Weg im Leben jemals mit dem Eurigen zuſammentreffen wird!"

„Ich kann nur wiederholen," ſagte Alphart mit tückiſchem Blick, „wie ſehr Ihr irrt und Euch ſelber Schaden thut! Nicht alle Männer ſind treulos; nicht alle, die zu vergeſſen ſcheinen, haben wirklich vergeſſen, und wer es vermöchte, in dem wird die alte Liebe neu und ſtärker auflodern als zuvor, wenn er Euch wiederſieht!"

„Wißt Ihr das gewiß?" fragte Sabine, in raſcher Verwirrung ſich vergeſſend. „Hättet Ihr eine Probe dafür?"

„Bedarf's noch einer ſolchen?" ſagte Alphart, ſie mit boshaftem Lächeln betrachtend. „Stehe ich nicht als lebendige Probe vor Euch? . . . Wie gern hätte ich auch das Glück der Minne gekoſtet — wie gern eine edle Geſponſin eingeführt in mein ödes Haus . . . zumal jetzt, wo auch der Herzog daran denkt, auf's Neue ein ſolches Band zu knüpfen . . ."

Sabine ſtarrte ihn mit rollendem Auge an, ihr Buſen flog, ſie mußte nach Athem ringen. „Wie," ſtammelte ſie, „Friedrich dächte daran, ſich zu vermählen?"

„Nicht doch, ich habe mich falsch ausgedrückt! Es wird für ihn daran gedacht! Die schöne Anna von Braunschweig ist ihm bestimmt — das Wohl des Landes, die Pflichten gegen seinen Stamm fordern es unerbittlich, und der Herzog wird sich in das Unvermeidliche finden müssen!"

„Ha, Schändlicher, nun durchschaue ich Dich ganz!" rief Sabine in losbrechendem Zorn, „Du weißt, daß ich den Herzog geliebt und dachtest, daß ich schwach genug sein würde, noch einmal um seine Neigung zu werben? Thörichter Mensch, Du weißt nicht, was mich von ihm getrennt! Nur gegen seine volle, ganze, ächte Liebe habe ich ihm mein Herz geschenkt — er hat mich betrogen und mir schlechten Kiesel gegeben statt des versprochenen Juwels! Und Du wagst von mir zu glauben, daß ich mich wegschleudere an ihn? Du trägst Dich selber an zum Deckmantel seiner und meiner Schande? Hinweg, Nichtswürdiger . . Du wolltest mir einmal einen rothen Psittich schicken, damit er mir stündlich Deine Liebe wiederhole, — ich will es wett machen und Dir den Vogel senden, Dir ohne Unterlaß das Lied Deiner Schmach vorzukrächzen!"

„Nach Eurem Gefallen denn," sagte Alphart mit

schroffer Kälte und griff nach seinem Hut. „Ich habe geglaubt, Euch von Euren Schwärmereien geheilt zu finden und sehe wohl, ich habe mich getäuscht. Ich gehe, um nie wieder zu kommen und behalte auch den andern Plan für mich, um dessen willen ich gekommen . . . Ihr würdet ihn doch nur mit gleichem Abscheu von Euch weisen!"

„Noch einen andern Plan?" rief Sabine. „Welchen? O, er wird des ersten würdig sein — aber redet! Ich will sehen, wie weit Eure Bosheit reicht!"

„Gut — ich lasse die Mummerei fallen, die zwischen uns beiden doch nicht frommt! Ja — ich wollte Euch nach Innsbruck führen: ich erschrak nicht vor dem Gedanken, daß der Herzog seine Gunst Euch wieder zuwenden würde, ich wagte sogar, es zu hoffen — dann war er durch Euch in meiner Macht! Herr des Herrn zu sein; dem gebieten zu können, der sich für den Gebieter hält, ist wohl eines Opfers werth! In den Besitz der Macht führt kein gerader Weg! Sie ist wie der Gipfel eines Berges .... ein Narr, wer sich abmüht, ihn geradezu in seiner Steile erklettern zu wollen, während ein bequemer Umweg vom Rücken her spielend auf die Höhe führt! Drum

wollt' ich dem Herzog Euch wieder bringen und mit Eurer Hilfe das, wornach er am meisten begehrt!"

„Das ist?"

„Der Herzog ist Sieger, das Land unterworfen; der Falkenhorst ist zerstört für immer, seine Mitglieder sind todt, oder haben sich der neuen Ordnung gefügt — nur Einer ist entkommen; Einer, dessen Abfall ihn am bittersten gekränkt, weil es der Freund war, der zum Feind geworden! Drum hat er einen Preis darauf gesetzt und hat geschworen, wer ihm Oswald von Wolkenstein überliefert, dem soll jede Gnade gewährt sein, die er sich erbitten wolle!"

„Und Ihr seid ausgezogen, diesen Preis zu verdienen?"

„Ja und mit Lust! Und habe dabei auf Eure Hilfe gerechnet, denn man weiß, daß Ihr den Wolkensteiner haßt! Auf dem Runkelstein, bei dem alten Vintler, seinem Freunde hält er sich verborgen: es wäre ein Leichtes, die Burg zu überfallen und ihn wegzuführen, aber der Herzog hat alle Gewalt verpönt; bei seinem höchsten Zorn soll kein Schwert mehr gezückt werden in den Landen. Drum gilt es, ihn aus seiner Freistatt hervor zu locken und Eure Zauber-Künste, so dacht' ich, sollten es sein, die das

Meiſterſtück zuwege brächten — ich wollte Eurem Haß dienen und ihm ſelber heimgeben, was er mir angethan!"

„Was er Euch angethan? Wollt Ihr mir künden, was das war?" fragte Sabine lauernd.

„Er hat Schandreime auf mich gedichtet."

„Sieh doch! lachte Sabine auf. „Wie lauten die Reime? Mich verlangt, ſie zu hören!"

Alphart erblaßte. „Nun denn," rief er mit vor Grimm bebender Stimme, „vielleicht habt Ihr bald Gelegenheit, an Euch ſelber zu erfahren, wie ſeine Reimpfeile treffen! Ihr habt meine Hilfe verſchmäht — wohlan denn, ich will Euch zeigen, daß auch ich die Eure entbehren kann!"

Mit kurzer, trotziger Verbeugung verließ er das Gemach und ſchritt eilend die Treppe hinab. Unter der Pforte hielt er an und drückte der ihn begleitenden Magd ein Goldſtück in die Hand. „Du ſollſt deren zehn haben," flüſterte er der überſchwenglich Dankenden zu, „wenn Du, ſobald es Nacht geworden, meiner warten und mir beantworten willſt, was ich Dich frage!"

Sabine bemerkte Waltrauds Abweſenheit nicht; eine Flut neuer Gedanken und Empfindungen war auf

sie hereingestürmt und hielt sie vollständig gefangen. Der Antrag Alpharts hatte mit einemmale alles verändert; es war klar, daß er denselben nicht gemacht haben würde, wenn er nicht dazu veranlaßt gewesen. Der Herzog dachte also noch an sie; er mußte Alphart verrathen haben, daß sein Herz ihn doch noch zu ihr ziehe: sie hatte ihm also doch Unrecht gethan, er konnte wieder der Ihrige werden, vielleicht gelang es ihr, ihn ganz zu fesseln und auch die neue Vermählung zu hintertreiben .... Unklare Pläne und Entschließungen durchwogten ihr Gemüth; nur das Eine stand fest, daß sie eines solchen Genossen nicht bedurfte: er hatte den Funken in sie geworfen, aber was sie thun würde, sollte ihre eigene That ein, sollte Niemand gehören als ihr selbst.

In Sinnen und Brüten versunken, beachtete sie nicht, daß es Abend geworden und daß die Werkleute unvermerkt wieder näher gekommen waren. Bursche und Mädchen von den einzelnen Berghöfen hatten sich zahlreicher eingefunden, die Fidel des Spielmanns, der dem Traminer weidlich zugesprochen, klang immer lustiger und lauter und die fröhliche Gesellschaft schickte sich zum Tanz. Sie wollten „Firlefanz“ [32]) tanzen, einen zierlichen Reigen, bei welchem die Paare in zwei

Schaaren sich einander gegenüber stellten. Die erste Schaar schritt zierlich abgemessen vorwärts und hin und wieder und sang dazu.

„Ihr Vöglein schmiert Eu'r rauhe Kehl',
„Hüpfet höher, singet hell!
„Ihr wilden Thier, erneut Eu'r Fell
„Und wälzt Euch in in den Blümlein gel':
„Du Bauer, pflüg' ein ander mäl,
„Daß Du ein Aerndt' sollst machen!"

Dann trat die zweite Schaar vor zum Reihen und sang hinwieder:

„Durch Berg und Thal forscht das Gewild,
„All Kreatur, die zahm' und wild'
„Sucht seines Gleichen Nachgebild't;
„Mein Roß schreit gen das Maien-Schild,
„Deß thut der Esel lachen!" [33])

Jetzt vereinigten sich die beiden Schaaren, faßten sich an den Händen zum weiten Kreise und begannen nach einer toll lustigen Weise bald hoch zu springen, bald sich tief zum Boden nieder zu neigen und die Bursche strebten, zum Schluß die Mädchen um die Hüfte zu fassen und zu küssen. Dazu ertönte es im allgemeinen Chor:

„Ohn' Verlangen
„Wohl wir prangen,
„Laub verhangen
„Stirn und Wangen,
„Arm umfangen
„Gen das Fräulein zart.
„Tanzen, Springen!
„Geigen, Singen
„Laßt her bringen,
„Klimpern, klingen,
„Mündlein zwingen,
„Deß freut sich mein Part!"

Sabine sah nicht hinab zu den Fröhlichen; sie horchte nicht hin und dennoch schmeichelte sich ihr die Weise des Gesangs ins Ohr; sie kannte ihn wohl, es war eins von Oswalds Frühlingsliedern, in Liebe begeisterter, fröhlicher Stunde entsprungen. Sie ward ebenso wenig gewahr, als Sang und Reigen endeten und der Fidler, der einmal in den Zug gekommen, unmittelbar darauf ein zärtlich Minnelied begann.

„Mein Herz das war versehrt
„Und giftiglich verwund't
„Mit einem scharfen Schwert
„Quer durch bis auf den Grund." [34])

Sabine fuhr aus ihrem Brüten empor, sie kannte auch dieses Lied und dessen schmachtende Weise —

Oswald hatte es an sie gedichtet und ihr oft vorgesungen: sie horchte hin, jetzt mußten die Schlußzeilen kommen.

„... Und lebt kein Arzt auf Erd', der mich verheilen kann
„Als eine Maid, die mir den Schaden hat gethan!"

Sie wartete vergebens, die sehnsüchtige Weise brach plötzlich ab und sprang in einen ausgelassenen Gassenhauer über: dazu erklangen die Worte

„Doch unverweilt
„Ward ich geheilt
„Ohn Balsam und Oel vom Repsen:
„Nun weiß ich gut
„Was helfen thut:
„Was reimt sich wohl auf Krebsen?"

Sabine schwankte, sie fuhr sich an die Stirne, um sich zu vergewissern, daß sie nicht träume, der Spielmann fuhr indessen fort:

„Frau, krön' Dein' edlen Werth,
„Bewahr' Deine schönsten Schätz',
„Damit Dich nicht versehrt
„Die Schand in ihrem Netz . . ."

Dann sprang er wieder in das Spottlied über und schloß:

„Es ſummen hart
„Nach ihrer Art
„Und ſtechen ſehr die Wepſen:
„Nun bin ich g'ſund
„Von jener Stund —
„Was reimt ſich wohl auf Krebſen?"

Sabine war an das Erkerfenſter getreten, wie um genauer zu hören, ſie taſtete nach dem Geſims, ſich daran zu halten. „Alſo wirklich?" ſtammelte ſie. „Er hat den an mich gerichteten Minnegeſang in ein Schandlied verwandelt? . . . Und wenn ich ſchuldig geweſen wäre gegen ihn — jetzt, jetzt bin ich es nicht mehr! Und ich . . .," fuhr ſie grimmig fort, „ich hätte nur einen Augenblick gezaudert . . . ."

Eine Weile ſtand ſie noch wie in tiefem Nachdenken, dann richtete ſie ſich ruhig und entſchloſſen auf und rief Waltraud zu ſich.

— — Im Erker des ſchönen, bilderreichen Saales auf dem Runkelſtein ſaß wenige Tage ſpäter Oswald von Wolkenſtein und hielt grübelnd den Kopf mit der Hand geſtützt. Auf dem Tiſchchen vor ihm lagen Bücher und Schriften, er hielt die Feder in der Hand, aber er hatte auf Schreiben und Leſen vergeſſen und ſchaute gedankenvoll hinaus in das freie, herrliche Land. Die Etſch blitzte auf im Abendroth,

deſſen letzte Strahlen durchs offne Fenſter drangen und die Geſtalten der Ritter vom Tafelrund, von König Artus, Ginevra und Garel vom blühenden Thale mit einem roſigen Schimmer des Lebens überzogen. In der andern Fenſterecke, gegen Ravenſtein und das Sarnthal hin, ſaß Margarethe, den Rocken vor ſich und die Spindel in der Hand; zugleich von Zeit zu Zeit mit dem Fuße die Wiege anſchaukelnd, in welcher ihr Knabe ſchlief. Sie ſummte ein halblautes Wiegenlied und verwandte kein Auge von dem lieblichen Kinde.

Das Abendroth reichte nicht bis zu ihr; dadurch ward es noch mehr ſichtbar, daß ſie nicht mehr ſo friſch und blühend war, wie einſt. Wohl waren die rothen Roſen auf ihren Wangen wiedergekehrt, aber ſie waren höher gefärbt und umgränzt — unheimliche Boten, daß ein Wurm der Zerſtörung an der Wurzel ihres Lebens ſaß. Die Sorgen und Kümmerniſſe während Oswalds Entfernung, die Schrecken der Belagerung auf dem Greifenſtein, die Angſt der Flucht und die Furcht vor der ſtündlich möglichen Entdeckung hatten den zarten Körper verſehrt, wie der Reif einer einzigen kalten Nacht eine Blume trifft und ſie nicht zum raſchen Tode verſengt, ſon-

dern zum langsamen Welken. Für die verlorene Frische war sie noch zarter und geistiger geworden, ihr Auge schimmerte in erhöhtem Feuer und Oswald ahnte nicht, wie sehr er Recht hatte, wenn er manchmal, sie zu schließen, einen Kuß auf ihre Augenlider drückte und schmeichelnd betheuerte, daß ihr Glanz nicht von dieser Erde sei.

Durch Oswalds Regungslosigkeit aufmerksam gemacht, blickte sie empor und trat ihm leise näher. „Du schreibst nicht, Oswald?“ sagte sie, indem sie sich an ihn schmiegte und ihm die Hand auf die Schulter legte. „Bist Du schon weit mit Deiner Dichtung? Wie?“ rief sie, das Blatt ergreifend, „Du bist nicht weiter, als zuvor! Mehr, als eine Stunde habe ich an mich gehalten, Dich ja nicht zu stören und Du hast nicht eine Zeile geschrieben? War es Dir doch erst so recht um's Herz, die Ereignisse Deines Lebens, die Abentheuer Deiner Fahrten in Reimen zu schildern; Du gingst mit solchem Feuer daran — ist es erloschen? Was ist Dir Osly? Worüber sinnst Du?“

„Ich weiß selbst nicht, was auf mir lastet,“ erwiderte Oswald. „Du sagst es, mit welchem Eifer ich das Gedicht begonnen — er ist erkaltet! Wenn

ich wieder lese, was ich geschrieben, genügt es mir nicht; es weht mir nicht daraus entgegen, wie sonst wohl, wenn mir ein Lied gelingt . . . ich glaube, es ist diese Art Gefangenschaft, die mich drückt!"

„Kannst Du das Haus des Freundes ein Gefängniß nennen?"

„Und doch bin ich ein Gefangener! Bin ich nicht an dieses Gemach gefesselt? Muß ich mich nicht vor dem geringsten Knechte scheuen, damit er meine Gegenwart nicht bemerke und mich etwa verrathe? Nur bei Nacht, wie ein Gespenst, darf ich mich hinausschleichen, wenn ich Gottes freien Himmel über mir sehen will . . . Ich ertrage das nicht, Gretly! Mein Leben lang war ich des Wanderns gewohnt und der vollen Freiheit . . . Gott wolle mich bewahren vor Kerker und Gefangenschaft — sie würde mich vernichten . . . Lieber zehnfach den Tod!"

„Welch finstere Gedanken! Du bist hier sicher, mein Freund!"

„In diesem Augenblick noch — vielleicht schon im nächsten bin ich es nicht mehr! Wer weiß, wie bald meine Feinde mich erspähen . . . und wenn ich auch noch bleiben könnte, darf ich es denn? Was soll daraus werden? Muß ich nicht daran denken, uns

einen bleibenden Aufenthalt zu ſuchen, den die Hand des Herzogs nicht erreicht?"

„Unſeliger, ruheloſer Mann," rief Margarethe entgegen, „ſo willſt Du wieder fort? Willſt Dich neuen Gefahren preis geben, Dich von mir und dem Knaben trennen?"

„Ich muß, Margarethe — muß es um Euertwillen! Was auch geſchehen mag, wie auch Herzog Friedrich's Rache mich treffen mag — er wird Frau und Kind nicht entgelten laſſen, was ich gethan, dafür kenn' ich ihn . . . Und was hab' ich denn ſo Furchtbares gethan? Ich habe mich von einem Manne losgeſagt, deſſen Freund ich nicht mehr ſein konnte . . . ich bin es müde, mich dafür wie ein Verbrecher zu verbergen, wie ein gehetztes Wild zu verkriechen . . . Lieber den Tod, als noch länger ein ſolches Leben!"

„Rede nicht ſo!" rief Margarethe, die Hand auf die manchmal ſchwer athmende Bruſt gelegt. „Du weißt nicht, wie jedes ſolche Wort mir das Herz wie mit einem ſpitzigen Meſſer durchdringt! Wohin wollteſt Du? Wie gedächteſt Du zu entkommen?"

„Ich denke nach Welſchland zu gehen," erwiderte er, „ich will das Gewand eines gemeinen Reiſigen anlegen; in zweien Tagen erreiche ich Venedigs Gebiet,

dort bin ich geborgen und kann abwarten, bis ich König Sigmund begegne — ich habe für ihn gehandelt, er muß und wird mich schützen und meinen Frieden mit dem Herzog machen."

Oswald war aufgestanden und schritt erregt durch das Gemach. Margarethe hatte sich an seinen Platz gesetzt und unabsichtlich mit den Blättern und Schriften auf dem Tische gespielt, daß sie sich übereinander schoben. Mit einemmale zuckte sie auf und ein Laut der Ueberraschung bebte von ihren Lippen.

„Was ist Dir?" rief Oswald hinzueilend. „Was erschreckt Dich, Gretly . . . Du siehst bleich!"

„Es ist nichts," erwiderte sie matt, „ich bin oft so schwach, daß ein klein Ding mich über's Maaß ergreift! In der Stube wirst Du's wohl nicht gewahr, daß Dein Gretly viel schwächer und bleicher geworden ist, als da sie noch am schönen Alpsee hauste, oder mit Dir im grünen Tann. Ach," fuhr sie, die Hände ringend, fort, indeß ein Thränenstrom aus ihren Augen stürzte, „wird es uns denn jemals wieder so gut werden?"

„Wie?" entgegnete Oswald, „Du selbst, die sonst immer mich durch ihre Zuversicht beruhigt, Du selbst beginnst den Muth zu verlieren? Laß nun mich den

Tröſter ſpielen und ſage mir, was Dich in ſolche Bewegung bringt?"

„Schilt nicht, Osly," antwortete Margarethe, indem ſie, leicht an ihn gelehnt, mit den großen tiefglänzenden Augen kinderhaft zu ihm empor ſchaute. „Dies Blatt . . ."

Er nahm das bezeichnete Blatt und las die erſte der darauf geſchriebenen Zeilen: Mein Herz das war verſehrt! . . . „Ein altes Minnelied," ſagte er dann, „aus alter, lang vergeſſener Zeit! Du haſt es oft ſchon geleſen — was iſt an ihm, was Dich noch verwunden könnte?"

„Es iſt nicht das," erwiderte ſie wie zuvor, „aber dieſe Zeilen, die am Rande hinzu geſchrieben ſind . . ."

„Du meinſt die Aenderungen, die ich dazu gemacht? Die ſollten Dir erſt recht beweiſen, wie grundlos der Reſt von Eiferſucht iſt, der, wie ſehr Du es auch verbirgſt, doch hinter dieſer Bewegung verſteckt iſt."

„Beſchäme mich nicht, Osly — nein, es iſt etwas Anderes in dieſen Aenderungen — etwas, das mich verletzt, ein Gefühl, als läge darin eine Art von Rache und als ſei es Deiner nicht würdig, Dich ſo zu rächen!"

„Es war in einem Augenblick des Unmuths!“ erwiderte Oswald. „Das Lied hatte Einer gegolten, die mir ein Engel geschienen, ich hatte gerade damals erfahren und gesehen, daß sie eine Teufelin war — drum dünkt' es mich, daß auch dem Liede Horn und Bocksfuß nicht fehlen dürfe.“

Sie schmiegte sich noch fester an ihn und sagte noch inniger und leiser: „Schilt mich nur aus, Osly, wenn ich es verdiene — aber es fuhr mir, wie ein Blitz durch die Seele, daß Du Dich bestimmt fühltest, das Lied noch zu ändern .... Muß ich da nicht fürchten, daß, was ich längst vergessen geglaubt, doch noch forthallt im geheimsten Grund Deines Herzens? Daß Dich doch noch kränkt, was jene Dir angethan ... Oswald ... ich weiß es von meinem Herzen, echt und wahrhaft kann man nur einmal lieben! Wenn Du noch an jene dächtest, wenn ihr Angedenken in Dir noch nicht erstorben wäre — müßt' ich dann nicht glauben, was ich nie geglaubt, daß Dein Gefühl für jene Frau nicht eine vorübergehende Wallung, nicht bloße Selbsttäuschung war, sondern wahrhaftige Liebe — und was ist es dann, was Du für mich Aermste empfindest?“

„Thörichtes Kind,“ erwiderte Oswald zärtlich,

„gieb einer bloßen Sängergrille nicht eine Bedeutung, die sie nicht hat. Die Rechnung zwischen mir und Jener ist ausgeglichen, sie ist nichts mehr für mich — diesen Feind braucht mein Gretly nicht zu fürchten."

„Ich fürchte keinen Feind," sagte Margarethe. „Keinen, der von außen kommt — wir haben Alles, Osly, so lange wir uns selber haben . . . O laß mich Dich nie verlieren, ich ertrüge es nicht!"

Das Geräusch von herannahenden Schritten scheuchte Margarethen aus den Armen des Gatten. „Es wird Frau Vintler sein," flüsterte sie, „die den Imbiß bringt." Die Thüre ging auf, Nikolaus Vintler, der Burgherr von Runkelstein, trat ein.

„Gott zum Gruß," rief er mit freudestrahlendem Gesicht, „ich bin lange ausgeblieben, nicht wahr? Hab' auch einen tüchtigen Ritt gemacht für so alte Knochen, wie die meinen!"

„Nun, alter Freund," sagte Oswald, indem er ihm die Hand schüttelte und der Greis Margarethen mit Herzlichkeit begrüßte. „Du siehst freudig bewegt aus! Von wannen kommst Du so fröhlich?"

„Wirst es nicht errathen, Freund," sagte Vintler, „ich bin auf den Hauenstein hinaufgeritten und hab'

ihn mir beſehen; es iſt nicht ſo ſchlimm, als wir gedacht! Die Mauern, die Gewölbe und Thürme haben dem Feuer tapfer widerſtanden; ich denke, das Schlößlein ſoll bald wieder zuſammengeflickt ſein. Will's für Dich beſorgen, Oswald! Sollſt Deine Freude daran haben; wenn Du Deine holde Burgfrau wieder zurückführſt in ihren Roſengarten und in den grünen Tann! Bin darüber ganz guten Muths geworden und wie ich heimwärts ritt, iſt mir ein noch fröhlicher Abenteuer begegnet — denke Dir nur! Unterwegs traf ich einen Boten des Herzogs — der war an mich geſendet."

„Ein Bote Herzog Friedrich's? Und an Dich?" rief Oswald. „Das hab' ich freilich nicht gedacht, aber was er bringt, läßt ſich errathen."

„Nein," rief fröhlich der Greis, „Du erräthſt es doch nicht! Er brachte ein Schreiben des Herzogs, es ſollt' Alles aus und abgethan ſein. Er will Frieden haben mit Allen im Lande; er ſchreibt, wie er meiner langen, treuen Dienſte gedenke und will — ich ſoll wieder ſein Oberrentmeiſter werden . . ."

„In der That?" erwiderte Oswald, indem er den Burgherrn betrachtete, welchem das Vergnügen

und die geschmeichelte Eitelkeit aus den Augen sah. „Das ist allerdings besondere Mähr' — und was gedenkst Du zu thun?"

„Wie kannst Du fragen!" rief Bintler. „Ich nehm' es an, der Herzog ist 'mal nun wieder Herr im Lande, er sollte es mir wohl übel vermerken, wenn ich es ausschlüge. Du weißt es auch, Freund Oswald, es hat mich immer gewurmt, so fortgeschickt worden zu sein, wie ein ungetreuer Knecht — bin ich wieder Rentmeister, dann ist jeder Makel von meiner Ehre genommen ... Ist auch immerhin ein Geschäft, bei dem sich verdienen läßt, wenn man zu rechnen weiß! O — er soll mir den alten Bintler wohl noch besser kennen lernen! Ich will bald Ordnung schaffen in seinen Pfandschaften und Steuerlisten und Gold zaubern in seine leere Tasche!"

„Ich wünsche Dir und dem Herzog Glück dazu," sagte Oswald kalt, „und sage Dir zugleich Dank für die ritterliche Gastfreundschaft, die Du mir bis zu dieser Stunde gewährt ..."

Der alte Bintler hatte sich's in einem Stuhle bequem gemacht und ließ seine Rechenkorallen durch die Finger laufen, als wolle er schon im Voraus den Gewinn der neuen Rentmeisterei überschlagen. „Wie

wäre mir das?" rief er jetzt sich erhebend. „So ist es nicht gemeint, Freund Oswald!"

„Und kann doch nicht anders sein," entgegnete dieser. „Der Oberrentmeister des Herzogs von Tirol kann dessen ärgsten Feind nicht beherbergen. Ich will fort, es war schon beschlossen, eh Du kamst: Deine Nachricht hat nur die Ausführung meines Vorhabens beschleunigt!"

„Nein, nein!" rief Vintler. „Ich lasse Dich nicht; Du bleibst mein Gast, wie zuvor und wenn ich drüber den Rentmeister aufgeben müßte! Solche Schmach wirst Du einem alten Freunde nicht anthun!"

„Es soll keine Schmach sein für Dich; ich zweifle nicht an Deinem Willen, aber Du kannst mich nicht länger schützen — Du und Deine Veste, Ihr seid beide der List und Gewalt des Herzogs nicht gewachsen!"

Wieder ließen sich Schritte im Vorsaal hören und des Burgherrn Bruder, der dicke Konrad Vintler eilte ganz gegen seine behäbige Gewohnheit rasch ins Gemach. „Gut daß ich Euch gleich so beisammen finde!" rief er. „Ich bringe üble Nachrichten! Hilft auch nichts, wenn ich sie verschweigen wollt', es leidet

keinen Verzug! Ich war zu den Vettern nach Bozen hineingeritten, da nahm mich der Eckan bei Seite und ſagte mir, das Läugnen helfe nichts, er wiſſe es ganz gewiß, daß der Wolkenſteiner auf dem Runkelſtein verborgen ſei und auch der Herzog habe davon bereits Kundſchaft!"

„Siehſt Du Freund Vintler?" rief Oswald. „Da kommt ſchon der Angelhaken zum Vorſchein — ich hab' ihn gleich unter dem Köder geſpürt!"

„Ich wollt' es nicht Wort haben," fuhr Konrad Vintler fort, „aber es half nichts. Der Eckan ſagt', er meine es gut mit uns und mit dem Wolkenſteiner, er ſolle zu ihm nach Bozen kommen, dann wolle er ihm weiter helfen; er rüſte eben einen großen Waarenzug nach Mailand, da könnt' er ſich unter die Schaffner miſchen und ungefährdet aus dem Lande kommen."

„Vortrefflich!" rief Oswald. „Noch dieſe Nacht will ich zu ihm! Steht meinem Weibe bei, edle Frau," fuhr er fort, gegen die Burgherrin gewendet, welche inzwiſchen mit Wein und Imbiß gekommen war und nun zu Margarethen eilte, die bleich und bewußtlos auf dem Erkerſitze zuſammenknickte. „Leih' mir ein Kettenhemd, Freund Vintler und einen Eiſen-

hut; Schild, Spieß und Binde, wie Deine Knechte sie tragen, ich will nach Bozen hinein, als hätt' ich Eckan Botschaft von Dir zu bringen. So Gott will, sollt Ihr bald Gutes von mir hören! Weib und Kind laß ich bei Dir und ich weiß, auch der Rentmeister Herzog Friedrich's wird sie mir treu bewahren!"

„So treu, als mein Leben und meine Ehre," rief Vintler, Oswald umarmend. „Ach daß es so hat kommen müssen!" Mußt Du denn wirklich von uns scheiden?"

„Oswald!" rief Margarethe, aus ihrer Ohnmacht erwachend in tiefstem Schmerz. „Geh nicht von uns, mein Herz sagt es mir, wir sehen uns so nicht wieder! — Osly, ich verliere Dich, wenn Du gehst!"

„Dringt nicht in mich," rief Oswald abwehrend und ernst, „mir steht es vor der Seele, daß ich nicht anders kann! Und ging' ich dem gewissen Untergang entgegen, ich ertrüg es nicht länger, hier müßig zu liegen! Fasse, tröste Dich meine Geliebte und traue diesmal meinem Herzen: es sagt mir, wir sehen uns wieder! In mir lebt die Zuversicht, daß ich wiederkehre und daß Deine Hand es sein wird, die mich

auf den Hauenstein zurückführt, in Deinen Rosengarten, um ihn dann nie, nie wieder zu verlassen!"

— Es war eine dunkle Nacht, als Oswald im Gewande eines Reisigen aus dem Burgthore des Runkelsteins trat; ergriffen blickte er zurück, da die Zugbrücke sich zu heben begann und ihm die nachwinkenden Freunde und Margarethen verdeckte, die in herzbrechendem Schmerze in den Armen der Burgfrau lag. Finster schritt er durch die finstere Nacht den steilen Bergpfad hinab; es kam über ihn, wie eine Ahnung, als sei mit Margarethens Anblick sein guter Geist von ihm gewichen, als gehe er wirklich einem schweren Geschick entgegen: die Gedanken tosten lauter in ihm als die wilde Talfer zu seinen Füßen.

Er gewahrte nicht, daß eine dunkle Gestalt hinter ihn am Burgwege aufgetaucht war, ihm eine Zeit lang folgte und dann über die Felsen hinhuschte, ihm einen Vorsprung abzugewinnen. Bald war das liebliche Plätzchen erreicht, wo er zuerst nach seiner Heimkehr im Kastanienschatten geruht und wie damals ging ein Säuseln durch die Wipfel und wehte ihm wie grüßend den Duft des wilden Thymians entgegen. Er blieb stehen und gedachte der damaligen

Stunde und ſein ganzes ſeitheriges Leben glitt raſch aber mit eindringlicher Frage und Mahnung an ſeiner Seele vorüber. Mit welchen Gefühlen, Hoffnungen und Wünſchen hatte er hier geruht und wie war es ſo ganz anders geworden! Nichts von all dem, was ihm damals als das Höchſte gegolten, hatte er erreicht: Freundſchaft und Liebe hatten ihn getäuſcht und dennoch — welch' reiche Blüthenkrone des Glücks hatte ſich ihm um das Haupt geflochten! Da ward ihm frei und leicht ums Herz und er blickte in die Nacht zum Himmel empor mit einer Wallung des Dankes, daß er es ſo gelenkt und mit der Bitte, ihm die Kleinode zu erhalten, die in der Burg zurückgeblieben, welche jetzt unnahbar und faſt unheimlich aus ihrer Wolkenhöhe zu ihm herniederſtarrte. Nur dieſen beiden reinen Weſen wollte er fortan leben und wenn er die Sängerkrone noch nicht ganz verdient, ſo wollte er ſtreben deren würdig zu werden — kein niedriger Gedanke, kein Groll ſollte ſie mehr entweihen!

Als er wieder vorwärts ſchritt, kauerte die dunkle Geſtalt, die ihm gefolgt, mitten im Wege.

„Wer iſt hier?" rief er, die Wehre vorſtreckend. „Gieb freien Paß, oder ich mach' ihn mir frei!"

„Oho," rief es entgegen, „ein Held, wie Oswald von Wolkenstein wird doch ein Weib nicht fürchten?"

„Du kennst mich?" entgegnete er, ohne seine Stellung zu verändern. „Wer bist Du?"

„Wie sollt' ich Euch nicht kennen — seid Ihr's doch, auf den ich gewartet habe."

„Auf mich? Wie konntest Du wissen..."

„Bei meiner Ehrlichkeit, das war nicht schwer zu errathen! Es ist ruchbar geworden, daß Ihr auf dem Runkelstein haust, da ließ sich's denken, daß Ihr Euch bald davon machen würdet. Ich hab' eine Botschaft an Euch: mit der wart' ich schon den ganzen Tag... Da! Nehmt!"

Sie reichte ihm ein zusammengerolltes Blatt, mit einer Schnur umschlungen und versiegelt. Zugleich holte sie hinter dem Gestein eine Laterne hervor ihm zu leuchten. „Werdet wohl Schrift und Siegel kennen Herr Ritter? Ist wahrlich nicht das erstemal, daß Ihr sie in Händen habt!"

Was erblick ich?" rief Oswald. „Das Wappen der Hausmannin! Das ist ihre Hand und Du — bist Du nicht Waltraud, ihre Gürtelmagd?"

„Bin's, Herr Ritter, bin's! Bei meiner Ehr-

lichkeit, es freut mich, daß Ihr uns noch kennt und die alten Zeiten nicht vergeſſen habt! Das giebt mir gute Hoffnung, daß ich nicht umſonſt gekommen und daß Ihr mir folgen werdet!"

„Dir folgen? Wohin?"

„Bei meiner Ehrlichkeit, Herr Ritter," rief die Magd mit widerlichem Kichern, „das iſt eine wunderliche Frage! Denkt Ihr, ich habe dieſen Weg bei Nacht und in ſolchem Gewand ohne wichtigen Grund unternommen? Aber leſt nur Herr Ritter! Leſt!"

Er entfaltete das Blatt. „Die Zeilen," hieß es, „die Ihr erblickt, ſchreibt eine Sterbende, mit der letzten Kraft und Hoffnung ihres Lebens. Ich habe ſchwer an Euch gefrevelt, Oswald; aber in der Nähe des Grabes haust die Erkenntniß und kehrt die Reue ein: ich kann nicht ſterben ohne aus Eurem Munde gehört zu haben, daß Ihr mir verzeiht. Die Erde von Golgatha und das Waſſer vom Bache Kidron, die Ihr einſt für mich aus dem gelobten Lande geholt, ſollen mich in die Ewigkeit begleiten — legt ſie mit Eurer Vergebung auf das brechende Herz der einſt Euch ſo theuern ... Sabine...."

Oswald ſtand erſchüttert und eine Thräne trat ihm in's Auge. „Das alſo iſt das Ende!" ſagte er

vor sich hin. „Schon so früh dem Tode verfallen, ein Leben, das so schön begonnen! Ein so trostloser Tod nach einem verlorenen Sein!“

„O Herr,“ sagte Waltraud mit heuchlerischer Betrübniß, „wenn Ihr sie in ihrem Leiden sähet, Ihr würdet zugestehen, daß so noch kein Weib gelitten hat! Eilet doch zu Ihr! Zögert nicht, die letzte Bitte einer Sterbenden zu erfüllen und ihr den letzten Erdentrost zu bringen!“

„Wo weilt sie?“ sagte Oswald unschlüssig.

„Ich werd' Euch führen, Herr! In ein paar Stunden sind wir dort, ich weiß eine Furth, wo wir leicht über die Talfer kommen; an der Etsch wartet ein Nachen auf uns und drüben, am andern Ufer stehen Roß und Saumthier bereit. Es ist alles vorgesehen — meine arme Herrin hat fest darauf vertraut, daß Ihr mir folgen werdet. „Ich kann mich nicht in ihm täuschen,“ hat sie gesagt, „ich kenne sein edles Herz. . . .“

Oswald schwankte noch und sah wieder in die Nacht empor; ein frischer Wind hatte das Gewölk verjagt und das tiefblaue Gewölbe schimmerte von unendlichen Sternen. „Eure Zahl ist die Unendlichkeit,“ sagte er, die Hand auf die Brust legend,

„hier leuchtet nur ein einziger Stern! — Ich nehme Euch zu Zeugen, daß mein Herz ſich nicht mehr regt bei jenem Namen, aber die Sterbende will ich nicht zurückweiſen . . . Wenn es ihr ein Troſt iſt, ſoll ſie ohne Groll in die Ewigkeit hinübergehen! — Ich thu' es um Deinetwillen, Gretly: Du ſelbſt würdeſt mir dieſen Gang nicht wehren — Du würdeſt mich mit eigner Hand an das Sterbebett der verſöhnten Feindin führen ... Voran Waltraud, ich folge Dir!"

Die Wanderung und der nächtliche Ritt währten ziemlich lang; Mitternacht war vorüber, als der Pfad aus den ſumpfigen Etſchniederungen bergan ſtieg, die Führerin hatte den kürzern, wenn auch beſchwerlicheren Weg gewählt. Ueber den Berggipfeln begann die Nacht ſchon zu erblaſſen, als der Thurm von Entiklar finſter aus dem Kaſtanienwalde hervorſtieg. Oswald lockerte das Schwert in der Scheide und folgte der voranſchlüpfenden Waltraud in den Thurm, ſie ſuchte eine Ampel hervor und leuchtete auf die Treppe, welche in die untern Gewölbe führte.

„Wohin führſt Du mich?" fragte Oswald. „Iſt Deine Herrin nicht oben in den Gemächern?"

„Nein, Herr," erwiderte Waltraud mit eigenthümlichem Lächeln, „ſie hauſt ganz unten, wie es

einer Büßerin geziemt! Kein Ort iſt ihr düſter genug für ihre Reue!"

Eine eigenthümliche Regung wandelte den Ritter an; er wollte anhalten, allein ſchon hatte Waltraud die Thür eines Gewölbes aufgeſtoßen, es wäre muthlos geweſen, jetzt noch zurückzutreten.

Eine Lampe hing vom Gewölbe herab und warf ihren vollen Schein auf das dürftige, unweit der Thür bereitete Lager: eine weibliche Geſtalt in dunklem Gewand und mit abgewandtem Angeſicht lag darauf hingeſtreckt.

Oswald erkannte Sabine und ſtand einen Augenblick ergriffen und ſchweigend neben dem Lager.

„Edle Frau," ſagte er dann mit ſchonend gedämpfter Stimme, „Ihr habt mein verlangt. Mit Trauern ſeh' ich, wie Ihr hinfällig geworden, — aber ſo mein Wort Euch zu helfen vermag, ſo möget Ihr geneſen und in Frieden leben — ich verzeihe Euch!"

Bei den Worten des Ritters war eine fieberhafte Bewegung über die Frau gekommen, jetzt ſprang ſie auf und trat in voller trotziger Kraft aufgerichtet vor ihn hin. „Verzeiht Ihr mir, Herr Oswald von Wolkenſtein?" rief ſie höhniſch. „Wer aber hat Euch

geſagt, daß Sabine Hausmann Euch verzeiht?"

„Was iſt das?" rief Oswald und legte die Hand an's Schwert. „Ihr ſeid nicht krank? Es iſt alſo nur eine Lüge, daß man mich zu einer Sterbenden gelockt?"

„Es iſt keine Lüge!" rief ſie mit funkelnden Augen. „Ich wäre geſtorben, hätte ich es nicht erreicht, mein Kerbholz mit Euch auszugleichen — darum ſeid Ihr es doch, dem ich meine Geneſung ſchulde!"

„Unſeliges Weib," entgegnete Oswald, „was haſt Du vor? Iſt es möglich, daß Du ſo tief geſunken? Das Heiligſte, was der Menſch hat, die Hoffnung der Ewigkeit haſt Du mißbraucht zu Trug und Verrath? Ich trage keine Schuld gegen Dich — was willſt Du noch von mir?"

„Räthſt Du es nicht?" erwiderte ſie in immer ſteigender Wuth. „Du kundiger Sänger, Du kluger Meiſter, ſo wohl bewandert in alten Geſchichten und Liedern, kennſt Du kein Beiſpiel von einem Weibe, das ſeine Kraft gebraucht gegen einen Feind, der in ihre Hand gegeben war?"

„So verſucht, was Eure Kraft an mir vermag!" ſagte Oswald ruhig. „Wohl hab' ich nicht gedacht,

auf ſolche Art zu enden — aber ich war ein weich-herziger, leichtgläubiger Thor, der noch einmal der Teufelin getraut — ich muß es tragen!"

„Teufelin?" keuchte Sabine. „Iſt das der Name, den Ihr mir gebt? Warum nennt Ihr mich nicht, wie Ihr mich in Euren feinen Geſängen genannt? Eine Kebſin bin ich Euch! Das Wort iſt Euch wohl aus den Nibelungen geläufig? Eure zärtliche Chriemhilde hat es wohl ihrem Siegfried zugegirrt? — Wohlan denn, wenn Ihr mich zur Brunhilde macht, ich habe Willen und Kraft, ihr zu gleichen!"

Sie winkte drei wildausſehenden, ſtämmigen Männern, welche unbemerkt in einem dunklen Seitengewölbe gelauert hatten; ſie ſprangen hervor, im Nu war Oswald von rückwärts gepackt, entwaffnet und zu Boden geriſſen.

„O Verrätherin," rief Oswald, „Alles an Dir iſt falſch — ſelbſt Deine Tücke! Du willſt Deine Kraft über mich gebrauchen und dingſt fremde Meuchlerhand! Du biſt zu feig, mir ſelbſt den Dolch in's Herz zu ſtoßen!"

„Haltet ihn feſt," rief Sabine den Männern zu, „feſſelt ihm Arme und Beine zuſammen und legt ihm

den Eiſenring um den Leib! Dort — an dem Haken mag er hängen und mit den Mäuſen um die Wette Spottlieder pfeifen!“ [35])

Die Geſellen, worunter ein ſtarker Mann mit auffallend wildem Haar und Bart, waren eifrig daran, das Gebot zu erfüllen; die Ketten klirrten, die Eiſenringe ſchloſſen ſich um Glieder und Leib des Gefangenen, daß das Blut ſchmerzhaft nach den gefeſſelten Stellen drang; dann hoben ſie ihn empor und Sabine ſelber legte den Ring in den Haken; elend verkrümmt, mit vergehenden Sinnen hing er an der Wand.

„Nun?“ rief Sabine, indem ſie vor ihn hintrat und ihm den weißen Bart raufte, „Du mauriſcher Sängerkönig, haſt Du kein Kleinod mehr eingebunden in Deinen Bart? Haſt Du kein Ringelchen mehr zu verſchenken? Nun ſieh zu, Siegfried, ob Deine Chriemhilde Dich aus der Gewalt der Kebſin befreit!“

„Ich dulde, was mir gebührt . . .“ ſagte Oswald mit erlöſchender Stimme, „ich erkenn' es, ich habe gegen Dich gefehlt, Sabine . . . Als ich bei meiner Rückkehr . . . Dir wieder begegnete . . . habe ich Deine Schwäche nicht bedacht . . . Statt Dich ruhig

zu verlaſſen, habe ich meine Verachtung auf Dich geſchleudert — ich bereue es jetzt, denn ich habe Unrecht gethan . . .“

„Ah, kriechſt Du zu Kreuze, hochmüthiger Ritter? Bettelſt um Gnade bei dem Kebsweib?“

„Es war unverdient . . . damals . . .“ fuhr Oswald, mit der Beſinnungsloſigkeit ringend, fort, „jetzt aber . . . jetzt wiederhole ich das Wort! Jetzt iſt es kein Unrecht mehr — jetzt iſt es verdient, möge mit mir werden, was immer . . . Weib, ich verachte Dich!“

Die Sprache ſtockte, die Stimme verfiel dem Gemarterten, völlige Ohnmacht umfing ſeine Sinne. Regungslos, wie verſteint, ſtand ihm Sabine gegenüber: in geſteigerter Wuth, mit der Gier eines Raubthiers hatte ſie bis dahin jedes Wort, jede Geberde ihres Opfers belauſcht, ein grimmiges Vergnügen blitzte aus ihren Augen — die letzten Worte hatten ſie mit einmal verwandelt und wie mit einem Eisſtrom übergoſſen. „Weh' mir,“ ſchrie ſie auf in ſchmerzlich plötzlicher Erkenntniß, „welch' wüthender Wahnſinn hat mich verblendet . . . Er verachtet mich noch . . . jetzt erſt verachtet er mich! Als er dies Wort zum erſtenmale gegen mich ſprach, hat es mich entflammt . . .

warum iſt es jetzt, als ob ſein Laut mich lähmte bis in's innerſte Leben hinein? . . . Fort!" rief ſie, den Männern zugewendet, „er ſoll mich nicht verachten dürfen . . . Er ſoll kein Recht dazu haben! . . Nehmt ihn herab! Meine Rache hat er gefühlt . . . nun mag er von dannen ziehn . . . Was zaudert Ihr?" fuhr ſie fort, als die Männer keine Miene machten, ihr zu gehorchen. „Muß ich noch einmal befehlen?"

„Ihr könnt die Mühe ſparen," ſagte der Mann mit dem wilden Bart und ſtruppigen Haar, „der Befehl wird doch nicht vollzogen!"

„Menſch, was erkühnſt Du Dich?"

„Abnehmen vom Haken wollen wir ihn, da es Euch ſo beliebt — das war Euer Spruch, den mögt Ihr zurück nehmen: aber frei werden ſoll er nicht . . . Gebt ihr den Sänger los — wohlan, dann iſt er mein Gefangener . . ."

Sabine taumelte zurück; der Mann hatte Haar und Bart abgeriſſen, Alphart ſtand vor ihr.

„Ihr habt mich als Genoſſen Eurer Rache verſchmäht —" rief er, „darum hab' ich mich als ihren Knecht verdungen! Ihr habt meinen Vorſchlag verworfen und dachtet doch ihn heimlich für Euch zu nützen . . . wohl denn, ſo geſtattet nun, da Ihr Eure

Rache gekühlt, daß auch ich der meinen genüge! ... Fort mit ihm, Knechte! Schleppt ihn hinauf — nehmt ihm die Eisen ab, die Pferde stehn bereit, bindet ihn aufrecht auf eines derselben ... die kühle Morgenluft wird ihn bald zu sich bringen — dann vorwärts, und mit verhängten Zügeln nach Innsbruck ..."

„Nimmermehr!" rief Sabine, aus einer Art Betäubung erwachend. „Er ist in meinen Händen und Ihr sollt mir ihn nicht entreißen!"

„So wehrt Euch dessen, wenn Ihr glaubt, Ihr findet Hilfe ... die Einsamkeit von Entiklar kommt mir zu statten! Eure Gürtelmagd wird Euch öffnen, wenn wir von hinnen und weit genug sind, daß Niemand uns einzuholen vermag ... bis dahin laßt es Euch auf Entiklar behagen!"

Die Beiden hatten Oswald ergriffen und schleppten den Bewußtlosen die Treppe hinan; Alphart folgte. Sabine wollte ihm nachstürzen, aber vor ihr schmetterte die Eisenthür in's Schloß und ohnmächtig brach sie auf der Schwelle zusammen.

Fünftes Capitel.

Zum goldenen Dach'l.

Wieder wie vor Jahren drängte eine zahllose Menschenmenge, Kopf an Kopf durch die engen Straßen von Innsbruck; es war kaum möglich, vom Graben her auf den Stadtplatz zu gelangen und noch stärker war das Gewühl gegen die Otto-Burg und das Innbrückenthor hin: es schien, daß von dorther der Glanzpunkt des Festes kommen sollte, das nach allen Anzeichen sich vorbereitete. Diesmal aber war es heller, früher Morgen; über den Dächern und Bergen wölbte sich heiter und klar der blaue Herbsthimmel, nur manchmal von ziehenden Wolken umschleiert, die aber nur dazu dienten, bei wieder durchbrechendem Sonnenschein die Schönheit und Farbenpracht des Anblicks noch heller und glänzender hervortreten zu lassen. Die Reisigen und besonders die

Hakenschützen des Herzogs waren zu beiden Seiten in Reihen gestellt, noch stattlicher und kraftbewußter als früher, und auch die Festanzüge der Ritter und Edelfrauen mit den blanken Helmkleinodien und wehenden Hutfedern schimmerten zwischen ihnen noch zahlreicher dahin. Hier und da wurden ehrsame Bürger in ihren Prunkgewändern sichtbar und außer diesen schob und drängte sich unübersehbares Landvolk, daß die Mauern der kleinen Stadt es nicht zu fassen vermochten und die Neugierigen weithin im Freien sich lagern mußten: den Inn-Rain hinauf und den großen Anger entlang, welcher der Saggen hieß und von welchem aus die jenseits des Inns aus dem Unterinnthale heranführende Straße weithin zu übersehen war.

„Ei, Gott zum Gruß, werther Herr!“ rief ein Mann in bürgerlicher Tracht einem andern, feiner Gekleideten zu, der vom Graben her durch das Thor zu gelangen suchte und sich bedenklich den Menschenstrom betrachtete, in den er sich stürzen mußte und der dem steif gefältelten Halskragen ebenso gefährlich zu werden drohte, als dem langen Mantel und dem güldenen Kettlein über dem schwarzen Wamms. „Das macht der Zufall gut, daß er uns wieder hier zusammenführt!“

„Gott zum Gruß hinwider,“ ſagte der Angeredete. „Seid Ihr nicht der Meiſter Harniſchmacher, mit dem ich hier zuſammentraf in der Nacht, als Herzog Friedel dem bärtigen Ludwig von Ingolſtadt das Bankett gab? . . . Damals nach dem bairiſchen Frieden?“

„Freilich bin ich's, Herr,“ entgegnete der Meiſter. „War eine andere Zeit damals! Aber kommt immer hieher zu mir, hinter den Bogenpfeiler da — die Menge iſt wie eine Waſſerflut, die ſich geſtaut hat: Ihr könnt nicht durch. Es iſt beſſer, Ihr ſtellt Euch einen Augenblick beiſeit, daß wir eins plaudern! Wollt ſicher auch zu Hof, weil Ihr Euch ſo ſtattlich angethan?“

„So iſt's,“ antwortete der Kaufmann, „die Gilde hat ihre Abgeordneten gewählt, bin auch darunter und hab' mich nur verſpätet; die Andern ſind ſchon hinein. Wir bringen der Braut eine Ehrung von koſtbaren Gewandſtoffen aus Sammet und Seide und einen Perlenrock, wie ihn die Kaiſerin nicht ſchöner hat. Wir haben ihn eigens aus Venedig kommen laſſen.“

„Wir haben uns lang nicht geſehen, Herr,“ ſagte der Harniſchmacher. „Ihr ſeid wohl fort geweſen?“

„Gewiß, Meiſter. Seit die Straßen frei und ſicher ſind, gehen die Geſchäfte, daß man kaum Athem ſchöpfen kann. Das Waſſer hatte ſich auch geſtaut,

wie hier, aber der Herzog hat verſtanden, ihm Bahn zu machen. Seit er die Bergneſter ausgenommen und dem Raubgevögel Schnabel und Krallen geſtutzt, ſeitdem blüht Handel und Wandel wie ein Baum, der unter Geſträuch und Geſtrüpp nicht in die Höhe kommen konnte und dem endlich Luft gemacht worden iſt . . . Freilich, Meiſter, Ihr werdet weniger davon erfreut ſein . . . Euer Handwerk nährt ſich vom Krieg!"

„Deß hab' ich keine Sorge," lachte der Bürger. „Wenn's auch bei uns Frieden iſt, irgend wo gibt's immer Krieg und meine Harniſche, Herr, die gehen weit: die werden überall geſucht! — Heißt es doch ſchon, es gäbe wieder Händel zwiſchen den Mailändern und Venedigern und ſoll ein Kriegszug gehalten werden nach Böheim gegen die Huſſen, die ſich dem König nicht unterwerfen und ſich dafür rächen wollen, daß man ihre Gans gebraten hat!"

„Es iſt wie Ihr ſagt," rief der Kaufmann. „Der König Sigmund will mit den Venedigern anbinden — das ſoll auch mit ein Grund ſein, warum er nach Innsbruck gekommen!"

Der Harniſchmacher ſchüttelte nachdenklich den Kopf. „Der römiſche König in Innsbruck!" ſagte er. „Bei Herzog Friedel! Den er erſt verfolgt hat,

als wollt' er nicht ruhen, bis er ihn unterm Erdboden hätte und nun ist Acht und Bann vom Herzog genommen, er ist mit dem König ausgesöhnt, als wenn gar nichts geschehen wäre! — Es ist als ob man ein Mährlein erzählen hörte! Wie das nur so gekommen sein mag?" [36])

„Jedes Ding hat mehr Ursachen, als eine," sagte der Kaufmann mit wichtiger Miene. „Es ist dem König in Kostentz nicht nach Wunsch gegangen: er braucht den Herzog und noch mehr, er braucht Geld. Kann's Euch wohl im Vertrauen sagen . . . hab's in den Kaufbuden und in den Wechselstuben gehört . . . der Frieden und die Versöhnung ist mit einer Kette gebunden worden, die aus siebzigtausend Goldgulden besteht! Auch hat sich das Blättchen ein wenig gedreht — Friedel ist wieder Herr und Vogt im Lande, er hat den Erfolg für sich und auch einen mächtigen Feind weniger!"

„Ihr meint den Lichtensteiner, den Bischof von Trient? . . . So ist's wahr, daß er gestorben ist?"

„Sicher; der hat zu schüren und zu hetzen aufgehört; auch ist schon ein Anderer zu seinem Nachfolger gewählt . . . der Probst von Isnina, der's von jeher mit dem Herzog gehalten. [37]) Ich glaub' auch,

Meiſter, daß die Feindſchaft zwiſchen den zwei Herren niemals gar ſo arg geweſen — nur die Ritter waren's, die an dem König hetzten und ihm Hoffnung machten Tirol an's Reich zu bringen ... Nun — ſie haben's bitter gebüßt! Die Meiſten hat der Krieg zu Grunde gerichtet und ihnen kaum mehr gelaſſen, als daß ſie ihre Burgen wieder aufbauen und in aller Stille darauf leben können — die Rädelsführer aber ſind alle zu Grunde gegangen!"

„Wohl, wohl," rief der Meiſter, „der Starkenberger iſt ganz verſchwunden und ſeit dem Greifenſteiner Tag hat man nichts mehr von ihm gehört! Man ſagt, des Herzogs Büchſenmeiſter hab' in den Felſen eine Mine, oder wie ſie es ſonſt heißen, gebohrt und wie die losgegangen, hab' es ihn mitgenommen in die Luft!"

„Ich glaub's nicht, daß er todt iſt," ſagte ein nebenſtehender Mann in Bauerntracht, der dem Geſpräche zugehört. „Es heißt, ſeines Bruders Tod hab' ihm das Herz gebrochen, er ſei als Pilger nach Jeruſalem gewallfahrt' und werde nicht wieder kommen, weil daheim doch alles für ihn verloren ſei ..."

„Gott ſei ihm gnädig, wo immer er iſt!" ſagte der Harniſchmacher mit einem Seufzer. „Es iſt

Schad' um ihn! Wahr iſt es — unbändig und wild iſt er geweſen, aber doch ein tüchtiger Ritter und ein Bild von einem Mann! Ich möcht' weinen, wenn ich dran denke, wie ich ihm den goldeingelegten Stahlharniſch gemacht und wie er darin dahergeſchritten kam, ſelber wie ein Fürſt! Wenn ich damals hätte denken müſſen, es ſollt' einmal ein ſolches Ende nehmen mit ihm! Und er iſt's nicht allein — der Wolkenſteiner liegt auch gefangen auf Leben und Tod und der von Lebenberg ſoll gar Hand an ſich ſelber gelegt und ſich in's Waſſer geſtürzt haben!"

„Das iſt wahr," ſagte der dritte, erſt hinzugekommene Mann. „'Sind noch nicht vierzehn Tage, daß ich in's Etſchland gewandert war, hatt' eine Ladung Küchelberger Trauben und Pfirſiche von Bozen über den Jaufen herüber getragen. Bin der Hitze wegen bei Nacht gegangen und ſind Unſer mehrere geweſen und wie wir ſo an der Etſch hinwanderten, da ſtanden die rothe Mendel und das Vigilijoch ſo recht ſchwarz da in der Finſterniß und hat man die weißen Mauern und Thürme von Lebenberg ſo recht deutlich drauf geſehen . . . Da ging's auf einmal beim Schloſſe auf, wie Feuerſchein und währte ſchier eine Viertelſtunde und hatt' es gerade Mitter-

nacht geſchlagen auf dem Kirchthurme von Terlan. Ich meint', es möchte wohl Feuer ausgekommen ſein in der Burg; die mit mir gingen, wußten's aber beſſer und ſagten mir, das ſei der Degen Fuchs. Der habe den Kaplan von Marling in den See auf dem Vigilijoch geworfen, darüber ſei er verzweifelt und habe ſich dann ſelbſt in den See geſtürzt — nun ſei er verdammt, als Geſpenſt umzugehen und müſſe als feuriger Reiter um das Lebenberger Schloß herumreiten, jede Mitternacht!" [38])

„Gott ſtehe jedem guten Chriſten bei!" rief der Harniſchmacher, indem er ſich bekreuzte.

„Uebel Werben bringt übel Sterben," ſagte der Kaufmann, „will nun aber doch fort, Meiſter, und will trachten, mich hinein zu drängen — ich fürchte, ſonſt gar zu ſpät zu kommen!"

„Habt keine Sorge, Herr, und bleibt noch," rief der Harniſchmacher. „Es kann nahe gegen Mittag werden, ehe die Braut kommt: ſie hat das letzte Nachtlager in Hall genommen und wird ſich wohl auch nicht gar zu früh auf den Weg machen. Auch iſt der römiſche König noch in der Hofburg und Ihr wißt doch, daß er ihr entgegen reiten und ſie einholen ſoll."

„Der König ſoll des Herzogs Brautführer ſein?“ fragte der Traubenträger. „Das iſt ja wunderbar große Ehr'!“

„Wohl, wohl,“ ſagte der Harniſchmacher, „und der andere Brautführer iſt der bairiſche Herzog Ludwig von Ingolſtadt, der Herr im Bart; der war immer unſerm Friedel beſonders hold. Nun hat er ihm die Braut aus dem fernen Braunſchweig herbei geführt und ihren Geleitsmann durch's Baierland gemacht. Aber ſeht, Herr, da kommen die Bauern — die kommen wohl durch's Gedräng', an die ſchließt Euch an! Ein ſtattlicher Zug!“ fuhr er dann fort. „Der Herzog hat's eigens verlangt, daß aus jedem Thal, aus jeder Stadt und Gemeinde Abgeſandte kommen ſollten: das Volk hab' ihm wieder in's Land geholfen, ſagt' er — darum ſollt' ihm das Volk auch das Geleit geben an ſeinem Ehrentag!“

„Ja, er meint's gut mit den Bauern!“ rief der Traubenträger wieder. „Er hält am alten Recht und hat den Bauern und Bürgern den gleichen Platz gegeben neben den Edelherren und der Pfaffheit!“

„Da ſind ſie ſchon,“ rief der Bürger. „Voraus die Innthaler mit den gelben grün gefütterten

Hüten und die Pusterthaler mit den breiten grünen Hüten und den langen Bändern dran!"

„Wer sind die dort, mit den schwarzen Jacken und den kleinen runden Filzkappen?"

„Das sind die Duxer, Herr — und die in den langen braunen Röcken und blauen Strümpfen sind im Vintschgau daheim. Die Meraner mit den rothen Umschlägen auf dem braunen Kittel und den grünen Hosenträgern drunter, kennt Ihr wohl selber ... Die Stattlichsten aber sind doch die Saarnthaler! Was für einen Staat die hochrothen Röcke machen ... dazu die große weiße Krause, der grüne Hut und die gelben Schuhe!" [39])

Der Zug der Landleute näherte sich seinem Ende und der Kaufherr beeilte sich, mit ihnen durch das Gedräng' zu kommen. Gleichzeitig flog das Gebrause vieler Stimmen durch die Menge hin und verkündete von der Brücke her, daß der dort aufgestellte Reisige seinen Eisenhut auf den Spieß gesteckt und in die Höhe gehoben habe; solche Posten waren in kurzen Zwischenräumen bis nach Hall aufgestellt, um das Zeichen schnell weiter zu tragen, wenn Herzogin Anna von Braunschweig, die erwartete Braut, das Nachtlager verlassen und sich auf den Weg gemacht

habe. Im nämlichen Augenblick trat die Sonne aus dem Gewölk hervor, ihr vollster Schein fiel auf die Hofburg und deren Erker und das auf demselben angebrachte goldene Dach blitzte und funkelte weithin, daß das Auge schier geblendet sich abwenden mußte.

„Hei, wie das goldene Dachl gleißt!" rief der Harnischmacher. „Das wird des Herzogs Feinden in die Augen beißen!"

„Ist es denn wahr," fragte der Bauer, „daß es aus lauter schweren Goldplatten gemacht ist?"

„Das weiß ich nicht, Landsmann; aber die Spötter des Herzogs, die ihn den Friedel mit der leeren Tasche geheißen, die mögen dran erkennen, daß er sich die Tasche wieder gefüllt hat! Und so will er sie uns allen füllen und will haben, daß Frieden und Ruh' ist im Land und Jeder sich seines Hauses freuen kann, wenn auch kein goldenes Dach darauf liegt!"

„Ho," rief der Bauer, „Herzog Friedel soll leben und sein Wahrzeichen, das goldne Dachl, daneben!" und von dem Zuruf geweckt, wälzte sich ein Freudengeschrei des Volkes durch die hallenden Gassen.

In seinem Gemach in der Hofburg saß indessen Herzog Friedrich in festlich prachtvoller Fürstentracht, bereit, mit der neu erwählten Gattin vor den Altar

zu treten. Gegenüber saß Sigmund, der römische König; zwischen beiden stand ein Tisch, mit Schriften überdeckt. Friedrich nahm den pelzverbrämten erzherzoglichen Hut vom Haupte und schüttelte die vorfallenden mächtigen Locken zurück; seine Züge waren ruhig und heiter, das Auge sicherer und klarer, als früher und wenn auch ein leiser Zug um die Wimpern an ausgestandene schwere Tage gemahnen mochte, hatten doch Unbill und Ungemach, weit entfernt ihn zu beugen oder zu brechen, ihn eher gestärkt und verschönt.

Desto veränderter war das Aussehen König Sigismunds, der ein Pergament mit seiner und des Herzogs Unterschrift und mächtigen Siegeln daran in Händen hielt und gedankenvoll hineinstarrte, als könne er mit dem Inhalt nicht zu Ende kommen. Sein Haupthaar war um Vieles mehr ergraut, der Bart fast völlig weiß geworden; um die Augen hatten sich Kummerfältchen eingegraben und selbst das Feuer derselben schien matter und glanzloser geworden. Nach einer Weile hob er, wie sich besinnend, den Kopf empor, fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen und wandte sich mit schwachem Lächeln gegen den Herzog.

„Ihr staunt über mein Gebahren?" sagte er. „Verhehlt es nicht, Herr Erzherzog von Oesterreich —

ich wundere mich ſelbſt darüber, ich bin ein Anderer geworden und noch nie hab' ich es ſo ſehr empfunden, als in dieſem Augenblick, daß die Sonnwende meines Lebens hinter mir liegt und mir der Herbſt entgegen weht!"

„Ich begreife ſolche Stimmung, Majeſtät," entgegnete Friedrich, „aber ich begreife ſie nicht in dieſem Augenblick, der ſo eben ein großes Werk des Friedens und der Verſöhnung zur Reife gebracht!"

„In der That, ein großes Werk!" entgegnete der König. „Ich habe meine Unterſchrift mit Freude auf dieſes Blatt geſetzt — zum Zeichen, daß alles abgethan und ausgeglichen ſein ſoll, was zwiſchen uns gegrollt und gehadert worden. Ich freue mich, daß, was unſere Räthe in Mersburg und Bludenz vorberathen, unter uns ſelbſt ſo raſch zum Abſchluß gekommen. Zweifelt darum nicht an meiner Aufrichtigkeit, wenn ich Euch ſage, daß eben dieſer Abſchluß, gerade dieſer Vertrag es iſt, der mich betrübt! ... Ihr mögt Euch immerhin des wieder errungenen Beſitzes freuen — Ihr habt das volle Recht dazu — aber mir werdet Ihr auch nicht verdenken, wenn ich mein Vorhaben nur mit Trauer geſcheitert ſehe ... zum Heile des Reichs wäre es beſſer geweſen, wenn es gelungen wäre!"

„Die Fürſten bilden das Reich," entgegnete Friedrich beſtimmt — „wie könnte, was einen Fürſten ſchädigt, zum Heil des Reiches ſein?"

„Die Fürſten bilden das Reich?" rief Sigmund mit Nachdruck. „Wir ſind allein, Herr Herzog, und dieſe Wände haben hoffentlich keine Ohren — ich will Euch ſagen, was ich davon denke — die Fürſten ſind's, die das Reich zerſtören! Sie denken nur daran, ihre einzelnen Länder groß und ihre Häuſer mächtig zu machen, auf Koſten des Reichs und des Unſeligen, den man ſeinen König nennt! Gott iſt mein Zeuge, mit welchen Entwürfen und Gedanken ich in Koſtentz einzog, das nicht bloß eine Kirchenverſammlung ſondern auch ein Reichstag werden ſollte . . . ich wollte den Landfrieden neu begründen, wollte gleiche Münze ſchaffen für alle deutſchen Länder, gleiches Maaß und gleiches Recht — was hab' ich davon erreicht? Nichts! Wer hat es verhindert? Ihr Fürſten! An Eurem Widerſpruch, an Eurer Zähigkeit und Saumſal iſt Alles geſcheitert — Ihr habt nur an Euch gedacht und nicht geſorgt und gefragt, ob Reich und König nicht dadurch zu Falle kommen." Er erhob ſich, trat vor den Herzog hin und legte ihm feierlich die Hand auf die Schulter.

„Wir werden es nicht erleben, Erzherzog," sagte er, „aber es werden Zeiten kommen, in welchen das Anwachsen der Fürsten von einem König deutscher Nation nichts übrig gelassen haben wird, als den Namen — eine Zeit, wo auch dieser Name verschwindet, weil er achtlos und machtlos geworden: dann aber mögen die Fürsten auf der Hut sein, die nach Euch auf Euren Thronen sitzen werden! Sie mögen glauben, am Ziele zu sein — das deutsche Volk aber wird sich dann erst erinnern und fühlen, was es verloren und was man ihm nach und nach genommen, wird es auf einmal wieder fordern!"

Der Herzog schwieg und sah nachdenklich vor sich hin. „Ihr seht in so weite Fernen, mein König," sagte er dann, „daß nicht zu wundern ist, wenn Euch die Ferne düster erscheint. Die Fürsten ehren des Königs Macht, wenn der König das Recht der Fürsten ehrt — der Vertrag hier ist ein Beweis dafür! Hab' ich nicht das ganze Aargau, Schaffhausen und den Rhein von Zürich bis Basel hingegeben, nur des Friedens wegen, nur um Euren Willen zu thun? Ich habe das schwere Opfer mit blutendem Herzen gebracht — verlangt Ihr noch mehr Beweis dafür, was ein Reichsfürst vermag für König und Reich?"

„Still, still," rief Sigmund mit abwehrender Handbewegung, indem ein halb trauriges, halb spöttisches Lächeln seine Lippen umspielte, „laßt uns darüber nicht streiten! Die Fürsten sind es auch nicht allein, die so denken — die Städte, die Edlen, die Stände alle sind leider gleichen Sinns. Statt von dem Ihrigen freiwillig der Macht des Reiches zuzulegen, stutzen und zwacken sie daran, wie's ihren Zwecken taugt ... die Stunde, in der sie es bereuen, bleibt nicht aus: mög' es nicht zu spät sein, wenn sie schlägt!"

„Wie," fuhr er fort und richtete den Blick fest auf den Herzog, „wenn ich nun noch einen Beweis verlangte, was Tirol für das Reich zu thun bereit ist? Einen Beweis, bei welchem nicht die Gewalt der Umstände mit in die Wage fällt — nein! die rein in Eurem freien Belieben steht? . . . Ihr haltet Oswald von Wolkenstein gefangen — gewährt mir eine Bitte und gebt ihn frei!"

„Nichts davon, Majestät!" rief der Herzog unmuthig aufspringend. „Das hat mit meiner Reichspflicht nichts zu schaffen! Nicht der Reichsfürst: der Graf von Tirol ist es, an dem er gefrevelt — es ist mein Recht als Landesherr, ihn zu strafen, wie es mich recht dünkt!"

„Ihr solltet immerhin bedenken," sagte Sigmund ernst, „da er gegen den Landesherrn gefehlt, hat er dem König gedient . . . Doch kein Wort weiter: wir kommen wohl ein andermal darauf zurück, ich denke, der Graf von Tirol wird sein Recht nicht mißbrauchen! Eure Weigerung überrascht mich aber nicht — sie ist nur eine Probe mehr für das, was ich gesagt . . . Wie oft hab' ich gefühlt, wenn ich so recht im vollsten Glanz auf dem Königsthrone saß und fast kein Volk der Erde war, dessen Fürsten nicht vor mir standen, dessen Gesandte sich nicht vor mir beugten — wie all' dieser Glanz nur ein kaltes Licht sei, das Niemand zu erwärmen vermag, nur ein leerer Schein, hinter dem sich in Wirklichkeit keine Macht verbirgt! Bei Gott, es lohnt der Mühe nicht, sich so viel Sorge, Leid und Enttäuschung aufzuladen um dieser unfruchtbaren Krone willen!"

Der König hatte sich wieder in den Stuhl geworfen und stützte das gramvolle Haupt mit der Hand.

„Ist's möglich Herr, daß Ihr so kleinmüthig seid, nachdem Ihr so Großes erreicht? Wer ist, der sich rühmen könnte, Aehnliches vollbracht zu haben? Die Kirchenversammlung zu Costentz ist ein Werk wie die Welt noch keines gesehen!"

Der König verharrte in seiner trübsinnigen Stellung. „Kennt Ihr," sagte er dann, „die alte Fabel von dem kreissenden Berge, aus dem ein Mäuschen schlüpfte?"

„Ihr mehrt mein Staunen! So nennt Ihr die wieder erlangte Einheit der Kirche?"

„O rühmt das nicht — jetzt seh ich's ein, ich bin ein schlechter Arzt gewesen! — Was war der Grund der Spaltung? Warum kam es so weit, daß drei Päbste sich um den Stuhl Petri streiten konnten? Die Kirche war krank in allen Gliedern; die Spaltung und die drei Päbste waren die äußern Zeichen und Symptome der innern Krankheit, wie Wunden und Geschwüre aufbrechen an einem siechen Leib — eine Heilung von innen heraus, eine Neubelebung der verdickten Säfte hätte Noth gethan. Ich habe dem Leidenden die Wunde zugeheilt! Nun bleibt er krank und das Uebel wird wieder kommen, schlimmer, als zuvor . . . Der Kranke aber fühlt sich kräftig genug und hat den Arzt mit spöttischem Lachen abgedankt!"

„Ein bitteres Gleichniß!" rief der Herzog.

„Bitter, wie die Lehre, die ich bekam!" erwiderte Sigmund. „Sie war es auch, die mein hartes Urtheil über Euch gemildert und mich zuerst zur Versöhnung gestimmt. Dieselbe Macht, die Euch in ihr verderb-

lich Netz zu locken gewußt, hat auch mich überlistet!.. Wie sie mich bestürmten! Wie sie überflossen von Versprechungen und süßen Worten, nur damit ich nachgeben sollte, daß vor der Kirchenreform die Pabstwahl vorgenommen würde! Sie gelobten mir, mit vereinten Kräften dafür zu sorgen, daß dann die Neugestaltung der Kirche geschehen sollte, wie die Nationen es verlangten... Der neue Papst selber war unter denen, die es versprachen. Nachdem gewählt war, fing der Fluß zu stocken an, wie ein glühender Erzguß, der im Lauf erkaltet und dessen plumpe Last keine Gewalt mehr von der Stelle rückt. Alle, Gerson, Chambery, die Prälaten und Professoren alle, sie fingen zu schwanken an, bis der Tod meinen allein getreuen Hallam, den Bischof von Salisbury mir von der Seite riß — bis Rom das alte Spiel wieder gelang, zu theilen und zu herrschen! Dem vereinigten Andrang der fünf Nationen hätte es nicht zu widerstehen vermocht — darum ward heimlich mit Jeder einzeln verhandelt und Jede unter dem Vorwand, als sei ihr mehr Recht eingeräumt als den andern, zum Abschluß eines besondern Vertrags geködert! Wie ein Thor stand ich zuletzt allein mitten in dem Getrieb und Gewebe und meine ganze Kö-

nigs-Klugheit bestand darin, es zu verbergen, um nicht vor aller Welt als solcher dazustehen! . ." Er hielt bewegt inne. „Und doch — ich darf nicht murren!" fuhr er dann fort, wie mit sich selber redend, „ich trage nur, was ich verschuldet! Ich weiß eine Stunde, in der Gott einen großen Gedanken in mein Herz legte und mir den geraden Weg zu seiner Ausführung vorzeichnete. Ich bin abgewichen von dem geraden Wege, ich habe der List und der Schlauheit Gehör gegeben und bin ihr auf ihre krummen Pfade gefolgt — ich darf nicht murren, wenn die Vollführung aus meiner unwürdigen Hand genommen wurde . . . der große, göttliche Gedanke ist für mich verloren . . . der schönste Theil meines Lebens ist es mit!" [40])

„Majestät!" rief Herzog Friedrich erschüttert.

„Nichts mehr davon," erwiderte Sigmund, indem er sich aufrichtete. „Es drängte mich und hat mir wohlgethan, mein Herz zu öffnen — von jetzt an soll es wieder verschlossen sein. Glaubt nicht, daß ich darum kleinmüthig bin — das Aeußere soll mein Inneres nicht mehr verrathen! . . Ich werde meinen Platz dennoch behaupten, werde meine Bahn zu Ende gehen, bis ich auch die Kaiserkrone auf dem Haupte

trage. Ich will leben und wirken als König und Kaiser, damit ich als ſolcher ſterben kann. Wenn es einmal ſo weit ſein wird, daß mir die Augen zuſinken für immer, dann will ich mir den Kaiſermantel bringen laſſen und mit der Krone auf dem Haupte will ich ſterben [41]) ... Doch — derlei Geſpräch ziemt ſich nicht für den heutigen Tag, nicht für Hochzeit und Bräutigam ... Es wird wohl bald Zeit ſein der ſchönen Braut entgegen zu reiten!"

„Noch iſt keine Meldung eingetroffen, Majeſtät!"

„Ihr ſeid ein Glückskind!" rief der König mit einem Seufzer. „Während Andern alle Blüthen zu welken beginnen, geht Ihr auch hier einem ſchönen Hoffen entgegen ... Ihr habt Eure Braut noch nicht geſehen?"

„Nur im Bilde, Majeſtät," entgegnete der Herzog indem er eine goldene Kette von der Bruſt nahm und die perlenbeſetzte Kapſel öffnete, welche daran hing; ein weibliches Bildniß zeigte ſich: lang und ſinnend betrachtete es der König.

„Ein bleiches, aber hübſches, ſäuberliches Frauenbild," ſagte er dann ... „Aus dieſen Augen ſpricht ein Herz!"

„Auch mir macht das Gemälde einen eigenen

Eindruck," ſagte der Herzog, „den ich mir nicht erklären kann! Es zieht mich an und verwirrt mich faſt — ich weiß, daß ich das Urbild dieſes Gemäldes noch nie geſehen und doch kann ich die Augen nicht davon abwenden und meine, ich müſſe es längſt gekannt haben!"

„Die Züge des Menſchen lügen nicht — aus dieſem Bildniß aber ſpricht ein rein und edel Frauengemüth — das zieht Euch zu ihr! Folgt denn Eurem guten Sterne Herr Herzog und ſeid glücklich — mir iſt es nicht ſo gut geworden; das Geſchick hat mir auch dieſen Freudenkelch verbittert! Wohl Euch — Ihr wißt nicht, was es heißt, an ein Weib gebunden zu ſein, deren Schönheit nichts iſt, als die grünende Decke über einem Sumpf — nichts als die Hülle über einem Abgrund unedler Leidenſchaft!"

Die Augen des Herzogs ſenkten ſich in ſchuldbewußter Verwirrung.

„Dankt Eurem guten Glücke, wenn es Euch ſolches erſpart! Unſere Königin hat durch Leichtſinn ihren Rang beſchimpft, durch niedere Buhlſchaft die Ehre ihres Gatten geſchändet [42]) — wir haben ſie von uns geſtoßen und gebannt, aber bei dem Streiche, den wir nach ihr geführt, haben wir das eigene Herz

mitgetroffen. Gottlob," unterbrach er ſich ſelbſt, als von der Straße herauf die Trompeten zu ſchmettern begannen. „Da tönt das Zeichen und mahnt, unſere Pflicht als Brautführer zu thun! — Gehabt Euch wohl; wir wollen unſern Roſſen ſo tapfer die Sporen geben, daß Eure Sehnſucht nicht Grund haben ſoll, über unſere Langſamkeit zu klagen!"

Raſch eilte der König die Treppe hinunter und ſchwang ſich auf ſein Pferd: eine glänzende, feſtgeſchmückte Schaar ſchloß ſich an und unter dem Schmettern der Zinken und dem Wirbeln der Heerpauken ſprengte der Zug über die Innbrücke und am linken Ufer gegen Mühlau hin, denn dort ſollte die Begegnung und feierliche Einholung ſtattfinden.

Friedrich war im Begriffe, ſich den anweſenden Rittern und Herren anzuſchließen, als Müllinen hinzütrat und ihm einige Worte zuflüſterte. „Es iſt ſo, gnädigſter Herr," ſagte er, als dieſer ihn befremdet betrachtete. „In dem neuen Spital liegen die Beiden; ich weiß nicht, ob es Pilger ſind, oder Mönche. Der Eine davon, ein älterer Mann, begehrt durchaus, mit Euer Durchlaucht zu ſprechen und hat als Wahrzeichen dieſen Zettel geſchrieben!"

Der Herzog las und auf einen Augenblick trat

die Röthe der Freude von ſeinen Wangen zurück. „Die Kette bricht!“ rief er verwundert. „Von wem kommt dieſe Loſung in dieſer Stunde? Der ſie geführt, kann nicht hier ſein — und wehe, wenn er es wäre! Welch neuer Abgrund von Verwirrung und Unheil würde ſich öffnen! Schnell, laß uns zu ihm eilen, Niemand, als ich ſelber darf ihn ſehen!“

Ohne Blick und Gruß auf die im Vorſaal Anweſenden, trat er in ſein Gemach; bedeckte ſich mit einem gewöhnlichen Hut, warf einen dunklen Mantel über das Prunkgewand und eilte durch Nebenthür und Seitengang aus der Burg.

Verwundert blickten die Hofleute und Ritter ſich an; es waren die allzeit Getreuen des Herzogs aus den Vorlanden mit wenigen Ueberreſten des Falkenbundes. Auch Mancher, der inzwiſchen in fremden Landen geweilt, um nicht Partei ergreifen zu müſſen, war zurückgekehrt, nachdem die ſchwere Wahl nicht mehr zu treffen war. Neben dem Herrn von Firmian, der am Wiener Hofe den Sturm abgewartet, ſtand wohlgemuth der kühne Condottiere von Caſtel Barko, in zierlichem Venetianer-Stahlgewande, gleich bereit zu Gelag und Kampf.

„Nun, was ſagſt Du dazu?“ flüſterte Gebratſtein

dem Stuber von Wisberg zu, indem er mit demſelben in eine Fenſter-Niſche trat. „Es giebt ja der Räthſel immer mehr! Wir glauben, der Herzog komme ſchon auf uns los, um uns zu begrüßen und zu danken, daß wir ſo weit und ſo zahlreich hergekommen zum Brautgeleit . . . da eilt er fort, an uns vorüber und läßt uns ſtehen ohne Wort und Gruß! Sind wir nicht größrer Rückſicht werth?"

„Mir iſt dabei nichts räthſelhaft!" entgegnete der Wisberger. „Der Herzog thut, wie er die Macht hat: woher ſoll da die Rückſicht kommen? Der Herzog ſteht oben und ſchaut herab auf uns, die wir tief unten liegen!"

„Wir liegen unten," ſagte Gebratſtein, etwas leiſer, „aber wer oben ſteht, ſollte bedenken, daß was liegt, ſich wieder erheben kann!"

„Still, Wildfang," rief Stuber, „damit iſt's vorbei! Ich habe mich dem Herzog freiwillig unterworfen und dien' ihm nun in ernſten Treuen und dien' ihm gern: früher ſchwankte ſein Entſchluß unſtät hin und her, jetzt hat er gezeigt, daß er Herr zu ſein verſteht! Und wär' auch das nicht . . . ſchau' um Dich und ſage, ob eine Erhebung noch möglich iſt! Wo ſind die Männer die uns angeführt? Der Rot-

tenburger, der von Salleck, der Liebenberger, der wilde Degen-Fux . . . sie sind gefallen, Aldrigeto ist geködert, weil es heißt, es solle zum Kriege kommen wider Venedig für Mailand und Genua . . . Die noch leben, haben an ihren wunden Leibern, ihren zerfallenen Burgen und ihrem durchlöcherten Säckel zu flicken; sie gehn wohl in der Heerde, dem Leithammel nach, . . . ohne ihn, für sich allein sind sie die Nullen vor der Zahl!"

„Du hast doch Einen vergessen . . . den trotzigen Alten, den noch nichts gebändigt hat, den alten Peter von Spaur!"

Der Condottiere wandte sich und trat zu den Redenden. „Scheut Euch nicht vor mir, Ihr Herren," sagte er, „ich habe mit angehört, was Ihr spracht... Der Herzog hat Geld, mein Vortheil ist bei ihm! Thut Ihr, was Euch beliebt, auf den alten „Greif' mich nicht an" rechnet aber nicht mehr . . . der ist todt!"

„Todt? Spaur wäre wirklich todt?" rief Gebratstein. „Schon einmal hat es so geheißen, aber der Tod scheute sich sogar, den Alten anzugreifen!"

„Diesmal ist's wahr . . . ich hab' ihn sterben sehen. Ich kam vom Nonsthal an Sporeggio vorbei da dacht' ich, den Alten zu besuchen, denn es hieß,

er ſei krank und ich wollte hören, ob es Wahrheit ſei oder nur eine Finte, um der Erklärung und Verhandlung mit dem Herzog auszuweichen ... Er war wirklich krank. Bleich, matt und eingefallen lag er auf ſeinem Lotterbett, aber völlig angethan, wie Einer, der nicht daran glauben will, daß er krank iſt und der meint, das Siechthum müßte ſeinem Trotze weichen, wenn er ſich ihm nicht füge ... Ich trat ans Lager und grüßt' ihn und er begehrte von mir zu hören, wohin ich unterwegs ſei. Da ſagt' ich's ihm und wie die Andern Alle, die es vermöchten, ſich anſchickten, auch nach Innsbruck zu des Herzogs Hoflager zu reiten ... Drauf wandt' er mir den Rücken zu und legte ſich auf ſein Kiſſen ... „Ich hab' genug gelebt," ſagt' er und that den letzten Athemzug ..." [43])

Die Ritter hörten ſchweigend; noch Andere waren hinzugetreten während des Berichts.

„Was ſoll nun aus uns werden?" fragte nach einer Weile Gebratſtein.

„Was werden kann," erwiderte Stuber, „ich ſpüre nur ſo viel ... die Zeit in der wir bisher gehauſt, iſt aus! Das Reich iſt fern und hat keine Macht mehr, uns zu ſchützen, der Bürger und der

Bauer hebt immer mächtiger das Haupt — es bleibt uns kein Raum übrig, als bei den Fürſten!"

„Ihr ſeid ein kluger Mann," ſagte Hörer von Katzenſtein, der ſich genähert, „aus Eurer Rede ſpricht beſonnene Ueberlegung. Bei den Fürſten iſt künftig unſer Platz! Es war ein unheilvoller Gedanke, daß der Herzog ſich dem Volk' in die Arme geworfen — aber er that's in der Noth und gezwungen . . ."

„Und wer waren, die ihn dazu gezwungen?" rief Stuber. „Niemand Andrer, als wir ſelbſt!"

„Drum iſt's auch an uns, gut zu machen," entgegnete der Katzenſteiner eifrig. „Das Volk wird immer mehr begehren; drum müſſen wir Ritter und Edlen uns zu dem Fürſten und vor ihn ſtellen; wir müſſen eine Mauer bauen, einen Damm gegen den Wildſtrom, der ſonſt uns und ihn mit ſich fortſpült!"

„Ich muß geſtehen," ſagte der beleibte Herr von Kaldöß, „mich dünkt es ganz angenehm, ſo wie es nun geworden! Nun kann man doch einmal ſeines Lebens froh werden — nun hat die ewige Unruhe ein Ende. Das ſtete Gehetz mit Fechten und Reiten, die immerwährende Sorge vor Ueberfall und Fehde! Nun muß der Herzog uns wie Alle ſchützen!"

„Und unſer Recht?" fragte Gebratſtein finſter.

„Unſre edlen Freiheiten, für die ſo viel edles Blut gefloſſen?“

„Sie bleiben uns!“ rief der Katzenſteiner. „Die Art wird etwas anders ſein, die Sache bleibt dieſelbe. Glaubt mir, es wird nur bei uns ſtehen, was wir als Recht zu behaupten nicht vermocht, als Gnade wieder zu erlangen . . . wenn mir die Sache bleibt, wird Klugheit und beſonnene Ueberlegung niemals fragen, wie ſie mein geblieben! Es heißt auch, der Herzog woll' einen Landtag nach Bozen rufen und mit uns neuen Vertrag abſchließen!“

„Ja wohl, einen Landtag,“ entgegnete Gebratſtein, „wo der Bauer neben uns ſitzen wird und wo wir beſchließen müſſen, was man von uns verlangt! Nein nein, Ihr Herren — warum es uns verhehlen . . . es iſt aus mit uns, das freie Ritterthum iſt begraben!“

„Ihr nehmt's zu ſchwer,“ ſagte der Katzenſteiner, „wir werden fortan nicht ſchlimmer fahren! Eine kleine Berechnung zeigt, daß wir eher gewinnen, als verlieren! Ich bin mit drei Söhnen und drei Töchtern geſegnet — was ſoll ich mit ihnen machen? Das immerwiederkehrende Theilen zerſplittert den Beſitz, bis die Ganerben in Einer Burg beiſammen ſitzen und Keiner etwas hat! Ich kann nicht jedem ein

Schloß und Land und Leute geben, kann die Dirnen nicht aussteuern, daß sie einen Gesponsen fahnden — da ist der Herzog und sein Hof der beste Helfer! Er hat die älteste Tochter zum Hoffräulein gemacht im Staat der neuen Herzogin, der zweite Bub' ist Edelknecht und kann's wohl zum Kämmrer bringen, für den Dritten hat er mir eine Pfründe zugesagt im Brixner-Stift! Soll ich da nicht zugreifen? Von unsren alten Rechten hätt' ich das nicht zuweg gebracht . . . Was war denn unser vorzüglichstes Recht? Daß der Herzog nicht mehr sein solle als Jeder von uns, der Erste unter Gleichen.. Wir haben erfahren, wie's mit der Gleichheit steht! Mag wer da will, am alten Rechte halten, ich bin der Thor nicht mehr, mich mit dem zu balgen, der doch der Stärkere ist!"

„Und der noch dazu nicht viel Federlesens macht!" sagte Prechtl. „Das haben wir an dem Goldegger gesehen; der war ihm ergeben, wie Einer und doch hat er ihn gefangen gesetzt und hält ihn auf dem Vellenberg eingekerkert!"

„Ich habe davon gehört," rief Wisberg. „Wie kam es doch? War's denn nicht der Goldegg der ihm den Wolkensteiner ausgeliefert, nach dem er so sehr verlangte?"

„Er war's," erwiderte der Katzensteiner, „aber der Herr war doch unzufrieden damit . . . Er hat den Wolkensteiner wohl behalten, aber die Art, wie er gefangen worden, hat er getadelt . . . es heißt, der Goldegger hab' ihm eine Falle gestellt und ihn überlistet — was weiß ich mehr davon! Wenn er ihn nicht strafte, hat der Herr gesagt, so möchte man denken, er heiße die Ueberlistung gut und sei wohl gar damit einverstanden! Und wie der Goldegger aufgepocht und die Gnade verlangte, die dem versprochen worden, der den Verräther überliefere, da rief er ihm zornig zu . . . mir hat's der Doktor Kreigius, der dabei zugegen war, erzählt . . . Es sei Gnade genug, daß er ihm den Kopf nicht vor die Füße legen lasse!"

„Ich möchte nicht in seiner Haut stecken," sagte Prechtl, „und in jener Oswald's noch weniger. Ich will froh sein, wenn ich wieder auf Kaldöß sitze — zum Hofmann taug' ich nicht . . . man soll doch denken, man macht es gut, wenn man des Herzogs Willen thut und dann wird man dafür gestraft, daß man's gethan!"

Der Küchenmeister des Herzogs, Kunrath trat ein und unterbrach das Gespräch. Er lud die Herren ein, ihm in den Nebensaal zu folgen. Es werde spät

werden, bis man heut zur Tafel komme, meldete er; drum sei auf Befehl Seiner Durchlaucht ein Becher Wein und Imbiß zur Stärkung bereit gestellt. Die Ritter folgten, Herr Prechtl drängte den Andern voran und war glücklich Einer der Ersten, der einen Becher erhaschte. Rasch setzte er an und begann mit Behagen, zu schlürfen, aber eben so schnell setzte er wieder ab und verzog das Gesicht, als ob er Wermuth gekostet. „Straf' mich Gott," murrte er, „wenn das nicht Gewächs von meinem Weingut in Kaltern ist . . . will sagen, von dem Weingut, das einmal mein war . . . ich kenne das Gewächs, es kommt ihm kein Anderes gleich an Feuer und Milde . . ."

„Das ist freilich ein bittrer Tropfen in den Kelch," spottete Gebratstein.

„Thut nichts," entgegnete Prechtl und setzte wieder an, „dann will ich wenigstens meinen Antheil redlich heraustrinken! . . ."

— Wo jetzt, unweit der prächtigen Burg und des einstigen Wappenthurms sich die Franziskanerkirche mit ihren Erz- und Marmor-Denkmalen erhebt, stand damals ein kleines und niedriges Gebäude, aus wenig Zellen bestehend und von einem kleinen Kirchlein mit hölzernem Thurme überragt. Es war die

vorläufige Zufluchtstätte der grauen Ordensbrüder, welche der Herzog aus Welschland beschieden hatte und deren Ankunft stündlich gewärtigt ward. Kirche und Klösterlein, die er zu bauen gedachte, sollten ein Zeichen des Dankes sein, daß der Himmel ihn wieder auf den Thron zurückgeführt; Pilger, fahrende Leute und Sieche sollten da eine Unterkunft finden, denn er hatte an sich selber erprobt, wie willkommen eine brüderlich helfende Hand dem ist, der arm und verlassen den harten Weg des Elends tritt. Bis die grauen Brüder kamen, war das Spital den frommen Schwestern eines nahen Klosters übertragen.

In einer der Zellen war auf dem Steinpflaster ein Strohlager aufgeschüttet und eine Decke darüber gebreitet; ein Jüngling im verblichenen Mönchsgewande lag darauf, mit fahlem, hagerem Angesicht und so tief eingesunkenen Augen, als sollten sie dem irdischen Lichte sich nicht wieder öffnen.

Es war Florentin.

Er schlief unruhig und athmete schwer, in der Gluth des Fiebers oder unter der Last eines finstern Traumes, der ihn umfing. Am Fußende des Lagers kniete eine Frau im schwarzen Nonnengewand, den weißen Schleier eng um das ernste altersgefurchte

Antlitz, ein Glaskrüglein mit ſtärkendem Balſam in der Hand, dem Leidenden, falls er noch einmal zu ſich käme, noch eine letzte Labung zu reichen.

Nebenan, auf niedrigem Schemel, in eine ſchlechte Kutte gehüllt, ſaß Baldaſſaro Coſſa's hohe Geſtalt: eine dunkle Kapuze deckte den Scheitel, auf dem noch kurz die dreifache Krone geruht.

Tiefe Stille, nur unterbrochen von den bangen Athemzügen des Kranken, waltete in der von einem kleinen Fenſterchen nur matt erhellten Zelle. Nach einer Weile trat geſenkten Blicks eine andre Nonne ein, mit jüngerem aber gramverdunkeltem Angeſicht; ſie näherte ſich der Aelteren und flüſterte ihr einige Worte ins Ohr. Dieſe erhob ſich und deutete der Schweſter an, ihren Platz bei dem Sterbenden einzunehmen.

Ueber dieſen ſchien eine eigenthümlich zuckende Bewegung zu kommen: es war, als ob er durch den Schlaf und trotz der geſchloſſenen Augen gewahre, wer ſich ihm genaht. Er lallte unverſtändliche Worte und bewegte ſich unruhig; dann erhob er ſich halb, wandte das verfallene Antlitz und ſah mit den ſtarren, brechenden Augen angeſtrengt nach der Knieenden; Coſſa beugte ſich zu ihm, ihn zu ſtützen.

Die Nonne ſah in das todtenhafte Angeſicht, ſie begegnete dem erſtarrenden Blick, ſie hörte die lallende Stimme ... ſie erkannte den Kranken nicht mehr.

„Seht Ihr," rief er, ſich aufraffend, „mein Gebet iſt nicht verloren! Der Herr hat mich gehört ... er ſammelt zu ſich Alles, was verloren war ..."

„So hoffen wir ..." ſagte Coſſa dumpf und gebeugten Haupts.

„Ihr ſeid es," erwiderte Florentin, nach ſeiner Hand taſtend, „Ihr ſeid bei mir, Ihr verlaßt mich nicht ... O wie kann ich Euch danken ... Ihr bleibt bei mir im Tode ..."

„... Wie Du bei mir geblieben in Kerker und Schmach ..." ſagte Coſſa und drückte die feuchte Hand des Jünglings.

„Laßt ſie mir, dieſe Hand ..." rief dieſer wieder, „entzieht ſie mir nicht, bis ich vollendet habe ... dieſe Hand war es, die mich herausgeriſſen aus dem Strom der Sünde ... O ich hatte wieder einen ſchrecklichen Traum! Das Leben kam noch einmal vor meine Seele und lockte mich ... ich hörte das Klingen wieder ... das Schmettern ... das Roß bäumte ſich, das ich am Zügel führte, ich ſah ſie vor mir ſtehn ... in der purpurrothen Henke, das

furchtbar schöne Weib mit der herrlichen Gestalt, mit den sinnverwirrenden Blicken ... sie lächelte mir zu ... ich fühlte wie das Wasser mir den Boden unter den Füßen aushöhlte ... ich fühlte die Flut an mich heransteigen, der Strom hob mich und wollte mich wieder fortreißen in seinen Wirbeln ..."

„Blicke fest hin auf das Gaukelspiel," sagte Baldassaro, „die Versuchung wird schwinden ..."

„Sie ist verschwunden ..." rief Florentin wieder, „ich faßte nach Eurer Hand ... ich schrie zu Gott aus meiner tiefsten Noth ... da trat eine andre Gestalt zwischen mich und die Versucherin ... eine ernste Gestalt im Nonnengewand ... diese war es, es war die fromme Schwester, die hier kniet! ... Rede," fuhr er mit lauterer Stimme und sich höher aufrichtend fort, „wenn Du bist, die ich meine, so sprich! Ich habe den Ton Deiner Stimme nicht vergessen ... rede, damit ich es glaube, damit ich erkenne, Gott habe mein Gebet erhört ..."

Die Nonne kniete gesenkten Angesichts; reichliche Thränen strömten über das bleiche schöne Angesicht und die gefaltenen Hände — sie konnte wieder weinen, aber die Lippen blieben geschlossen.

Florentin sank erschöpft zurück.

„Sie iſt gerettet ...“ ſtammelte er, „ſie iſt nicht verloren ... ſie hat den einzigen Zweig erfaßt, der vor dem Unterſinken rettet ... ſie betet! Bäume Dich nur auf vor mir, Du Elend der Erde ... Du kannſt nicht mehr heran bis zu mir, das Gebet trägt mich hinauf ... O mein Herr und Heiland, wir werden droben Alle vereinigt ſein ... Da ſind die Meinen Alle! Alle die ich gekannt und geliebt ... die ich erſt kennen und lieben ſoll ... Meine arme, arme Mutter! Sie umarmt mich ... ich habe meine Mutter wieder gefunden ... Und auch meinen Vater! Nicht wahr, es iſt Vatershand, die ich halte und drücke ... ich habe meinen Vater gefunden ...“

„Das haſt Du ...“ ſagte Baldaſſaro mit innigem Tone, „Du biſt mein Sohn ...“

„Euer Sohn ...“ lallte Florentin und aus dem letzten Blick des brechenden Auges quoll eine Fülle der Liebe, als wäre ihm zum erſtenmal der Sinn des ſchon oft geſprochenen Wortes klar geworden ... ſeine Athemzüge wurden ruhiger, kürzer und leiſer, bis ſie vollends verwehten. Baldaſſaro verhüllte ſein Haupt; die Nonne betete lang. Dann erhob ſie ſich, der würdigen Mutter den Tod des Gaſtes zu künden: von dem hölzernen Thürmchen läutete ein helles

Glöcklein zum Zeichen, daß eine christliche Seele heimgekehrt zu ihrem Heiland und Herrn. —

Baldassaro blieb unbeweglich; er vernahm es kaum, als auf dem Steinpflaster des Ganges Männertritte hörbar wurden und Herzog Friedrich in die Thüre trat, begleitet von der ältern Nonne, welche schweigend auf den Verhüllten zeigte und sich dann entfernte. Müllinen blieb auf dem Gange und schritt einer Wache gleich manchmal an der geöffneten Thüre vorüber.

„Wer ist hier, der mein verlangt?" rief Herzog Friedrich. „Wer antwortet auf die Losung, daß die Kette bricht?"

„Sie ist gebrochen," erwiderte Cossa, indem er sich erhob und dem Herzog näher trat. „Nehmt meinen Dank, Herr Erzherzog, daß Ihr den alten Wahlspruch nicht völlig vergessen!"

„Seid Ihr es wirklich?" rief der Herzog, — „ich hatte nicht gedacht, daß wir beide uns noch einmal gegenüber stehen würden im Leben! Verargt mirs nicht, wenn ich befremdet bin . . . ich hätte Euch wahrlich nicht wieder erkannt und weiß nicht wie ich Euch nennen soll? . . ."

„Gebt mir keinen von jenen Namen, die ich

nie hätte tragen ſollen — ich bin Baldaſſaro Coſſa, der unterſte Knecht derer, die dem Herrn dienen .... Warum betrachtet Ihr mich ſo?“ fuhr er fort, als er bemerkte, daß der Blick des Herzogs unverwandt an ihm haftete, „ich denke, Ihr habt den Wandel des Lebens an Euch ſelber erfahren!“

„Ich gedenke jener Sturmnacht auf dem Arlberg,“ antwortete Friedrich. „Noch ſeh ich Euch vor mir, wie Ihr gegen das derbe Wort meines Gefährten aufgebrauſt und mit der Miene eines Weltbeherrſchers ausrieſt ... Baldaſſaro Coſſa iſt nicht mehr — ich will nicht, daß ferner ſein gedacht werde unter den Lebenden!“ —

Der Mann im Mönchsgewande ſah unbeweglich zur Erde. „Der Hochmuth iſt die Schwelle des Falls,“ ſagte er dumpf. „Wer ſich aufbläht, den zerbricht der Herr!“

„Wie anders klingt dieſe Sprache, als die Ihr in Freiburg geführt — aber Eure Farbe iſt die des Chamäleons — Ihr habt viele Zungen im Munde. — Wer iſt Bürge, daß es jetzt Wahrheit iſt, was von Euren Lippen geht?“

Coſſa richtete ſich aus ſeiner gebeugten Stellung auf und etwas, wie eine Erinnerung des alten Geiſtes

ging über sein Antlitz. „Könnt Ihr im Ernst so fragen?“ rief er mit Nachdruck. „Ich bin frei, Herr Erzherzog! Hätte Baldassaro Cossa seinen Sinn nicht wirklich geändert — er stände jetzt nicht hier — stände nicht in diesem Gewande vor Euch!“

„Das ist wahr,“ rief der Herzog, „doch darum nicht minder unbegreiflich! Wie kommt Ihr in dies Gewand? Wie seid Ihr frei geworden?“

„Der Kerker hat's gethan; die Gefangenschaft war's, die mich befreite! — Seht mich nicht verwundert an, ich rede nicht irre — ein tiefer Sinn liegt in dem Widerspruch ... Ihr habt viel erfahren, Herr Erzherzog, aber wißt Ihr auch, was das Wort Einsamkeit bedeutet? Wie sie sich an den Menschen klammert und immer wieder und wieder hartnäckig ihm den Spiegel vorhält und wenn er auch den Blick noch so oft davon abwendet, ihn endlich und endlich zwingt, hinein zu schauen und sich in ihm zu sehen ...? Die Einsamkeit ist schrecklich ohne Gott! — Erst lacht' ich meiner Zelle — ich höhnte die verriegelten Pforten und spottete der Gitterstäbe an meinem Fenster, — mein Geist war noch frei, war der Zelle noch nicht unterthan! Ich dachte nur, wie ich dem Kerker entfliehen könnte, ich

ſann nur darauf, das unterbrochene Werk neu und kräftiger wieder zu beginnen ... Die Vorſicht meiner Wächter war ſtärker, als meine Liſt! ... Ich aber gab mein Vorhaben nicht auf, ich verſchob es nur und rief das Leben wieder an mich heran, auf daß es mich betäube während der qualvollen Zeit des Wartens ...' Er hielt inne und ſchien der Sammlung zu bedürfen.

„Sie geizten nicht mit mir," begann er dann wieder, „ſie gönnten mirs, wenn ich die Wände mit den bunteſten Blumen verhing, wenn ich Riegel und Gitter hinter Kränzen vom betäubendſten Duft verbarg — die Stunden, die der Genuß nicht verſchlang, ſollten der Wiſſenſchaft gehören; ich dachte und las in manchem Buche, das mich in andern Tagen angelockt und gefeſſelt — aber die Freude war nur ein Scheingericht, das keine Nahrung bot ... es ſtachelte nur den Hunger immer wieder an, es höhlte mein Inneres aus und die Philoſophie Plato's vermochte nicht die Leere zu füllen ... Da kam ein Gefährte zu mir in die Einſamkeit, die er zu theilen verlangte — ein einfaches Gemüth, das an mir hing mit unerſchütterlicher Liebe ... Mich ſchleuderten Unmuth und Grimm, Trotz und Verzagtheit zwiſchen ſich hin

und her, wie ſtürmende Wellen einen unterſinkenden Schwimmer ... ihn ſah ich beten, ſah ihn hingeworfen vor Gott, ohne Wunſch und Hoffnung, in der ganzen Einfalt ſeiner gläubigen Seele ... ich neidete ihn um dieſes Glück! Es war mir, als würde mir ein rettendes Tau zugeworfen im Schiffbruch ... Ich warf mich neben ihn auf die Kniee, ich rang mit dem Hochmuth meines Geiſtes und rang mit Gott, daß er mir ein einfaches, zerknirſchtes Herz geben ſolle, wie dieſem ...“

„Ihr erſchüttert mich,“ ſagte leiſe der Herzog.

„Auch ich ward erſchüttert!“ rief Coſſa. „Ich erkannte, daß es ein Frevel geweſen, den reinen Tempel des Herrn auf eine Grundlage bauen zu wollen, die aus Sünden und Gräueln gehäuft und mit Blut gekittet iſt — ich erkannte, daß es ein Wahn geweſen, dieſen Unterbau zu verhüllen: ein Traum, die Vergangenheit vergeſſen zu machen durch den Glanz der Gegenwart und die Hoffnungen der Zukunft — die Vergangenheit läßt Keinen frei, der ſich nicht von ihr losgerungen durch Sühne ... Es war ein harter Kampf: dieſe Erkenntniß allein hat mich geſtützt, daß ich ihm nicht unterlag. — Ich warf mich ſelbſt und was ich noch werden konnte hin, um

vergeſſen zu machen und zu büßen, was ich nie hätte ſein ſollen ... Martin, der jetzt auf Petri's Stuhle ſitzt, erfuhr meinen geänderten Sinn: er war einſt mein Freund und ſeinem Fürwort dank' ich es, daß ſich mir die Thüre des Kerkers zu Mannheim aufthat, wohin ſie mich geſchleppt. — Er wußte und glaubte mir, daß keine irdiſche Abſicht mehr in mir lebe: er gab mir auf, zu Fuß als Pilger nach Rom zu fahren — ich bin auf dem Wege dahin. Dort will ich mich zu ſeinen Füßen werfen, will mich laut wegen des Aergerniſſes anklagen, das ich gegeben, wegen des Unheils, das ich angeſtiftet — dort will ich es bekennen vor aller Welt, daß ich nichts bin, als ein ſündiger Menſch!" [44])

„— Und was iſt, das Ihr von mir begehrt?" fragte Friedrich ernſt nach einigem Schweigen.

„Mein Freund — der Gefährte meines Bußganges iſt mir entriſſen," entgegnete Coſſa, ſich ſammelnd, „ich bin des Wegs unkundig und der Sprache, auch des Wanderns noch nicht gewohnt ... Der Graf von Tirol hat mir einſt freies Geleit zugeſagt in ſeinen Landen: ſo wird der Gonfalonier von Rom mir den Führer nicht verſagen und dem Wallfahrer

ein Gewand und Sandalen reichen ſtatt dieſer zerriſſenen . . .“

„Um Gott, Herr, Ihr ſollt haben, was Ihr nur begehrt!“

„Es wird wenig ſein, doch danke ich dafür, wie für das Größte!“

„Wann wollt Ihr fort?“

„Sobald dieſer begraben iſt. — Wie er bei mir ausgehalten, will ich es auch bei ihm . . . Bei Gott, er war mir ſehr theuer . . . das erſte Pfand der Vergebung aus der Vergangenheit!“

„Wer iſt der Todte?“ rief der Herzog und näherte ſich dem Lager.

„O laßt ihn,“ erwiderte Coſſa abwehrend, „ich gedenke des Wahlſpruchs, den ich gemalt geſehen auf Eurem Schloſſe zu Freiburg, an die auflodernde Flamme, die mit der Spitze in den Aether reicht — an Dieſem hat der Sinn des quiescit in sublimi ſich erfüllt — er ruht im Höchſten!“

„So beſtimmt denn die Zeit Eurer Reiſe; Ihr ſollt alles bereit finden und wenn Ihr von hinnen geht — ſo ſei es ohne Groll!“

„Ich darf nur Einem Weſen grollen — nur mir ſelbſt! Weh mir, wollt' ich den Splitter richten

im Auge des Bruders und des Balken im eigenen vergeſſen.“

Coſſa kehrte an ſeinen Sitz neben der Leiche zurück, verhüllte ſein Haupt und ſchien wieder in Gebet zu verſinken. Herzog Friedrich warf von der Schwelle noch einen Blick zurück, dann ſchritt er nachdenklich der Pforte des Klöſterleins zu.

Dort ſtand die ältere Nonne, bereit ihm zu öffnen; die Jüngere, welcher ſonſt der Pförtnerdienſt oblag, eilte in einen Seitengang, aber nicht ſchnell genug, daß der Herzog nicht noch ihr Angeſicht erblickt hätte. Er ſtand wie angewurzelt und ſah ihr lange nach.

„Träume ich denn mit wachen Sinnen?“ ſagte er, als er an der Thüre ankam. „Wer war die fromme Schweſter, die Euch eben verließ? Ruft ſie doch zurück ... und auch Eure Züge, würdige Frau, dünken mich nicht fremd ...“

„Geht hinaus in die Welt und verfolgt Euren Weg,“ ſagte die Nonne, „um Eures Heiles willen aber laßt die Vergangenheit und ihre Gräber undurchwühlt und weckt ihren Fluch nicht auf! Mich habt Ihr wohl gekannt — als ich noch in der Welt war, hieß ich Agnes von Rottenburg — jene Schweſter

aber wird Eurem Rufe nicht folgen: ſie hat erſt kurz das Kleid des Ordens genommen; ſie heißt Schweſter Demuth und hat ewiges Schweigen gelobt . . .“

Die Glocken der Jakobskirche begannen zu läuten und kündeten als erſtes Zeichen die Nähe des Brautzugs; als Friedrich mit Müllinen wieder die Burggemächer betrat, eilte ihm der Marſchall Wilhelm von Knörringen mit der Meldung entgegen, daß man von ferne, in der Gegend von Mühlau die Schaar der fürſtlichen Reiterei bereits erglänzen und ſchimmern ſehe. „In Gottes Namen denn,“ ſagte der Herzog, deſſen Stimmung eine ſehr feierliche und doch heitere geworden, vor ſich hin, „es iſt etwas in mir, was mir ſagt, daß ich dem Glück entgegengehe . . . die Vergangenheit liegt hinter mir . . .“ Er hatte während deſſen den Fürſtenhut wieder ergriffen und ein Kämmerling hatte ihm ſtatt des ſchlechten Mantels die prachtvolle goldgewirkte Henke mit den roth eingeſtickten Tiroler Adlern um die Schultern gelegt. „Nur Eine heilige Pflicht habe ich noch zu erfüllen,“ fuhr er vortretend und mit lauter Stimme fort . . . „Als ich von Allen verlaſſen im Kerker lag, als ich gebannt und von Gefahren umringt, im Elend ſchweifte, als ich einſam in der

Wüſte hauſte zwiſchen Felſen und Eis, hat Einer bei mir ausgehalten — drum hab' ich es in der Einſamkeit des Oetzthals bei mir ſelber gelobt ... wenn ich je wieder zu Thron und Macht zurückkehrte, wollte ich es vor Aller Augen und Ohren bekennen und ihm danken! Dieſer iſt es," rief er, indem er Müllinen an der Hand faßte und vorführte, „Hans von Müllinen, der treue Mann! Drum dank' ich ihm laut vor meinem ganzen Hof und Land, und will ihn nie von mir laſſen — er ſoll mir wie ein Bruder ſein und mein Kanzler ſoll den Bundesbrief darüber fertigen ..." [45])

„Gnädigſter Herr," rief Müllinen gerührt und wollte das Knie vor ihm beugen.

„Nicht ſo," rief Friedrich, indem er ihn in den Armen empfing und emporzog, „komm' in meine Arme — komm' mein Bruder, komm' an dies Bruderherz!"

Er umarmte ihn und drückte ihm einen innigen Kuß auf die Lippen; die Ritter aber klirrten mit den Schwertern und die Hofherren riefen Beifall und Heil dem edlen Fürſten, Friedrich dem Gnädigen.

Eine von der Treppe her entſtehende Bewegung

unterbrach den Ruf. „Was iſt?“ rief der Herzog. „Wer wagt, hier ſich einzudrängen?“

Niemand antwortete; ſchweigend theilten ſich die Reihen und eine Frau, in Schwarz gekleidet, den dunklen Schleier auf dem Kopfe, erſchien auf den obern Treppenſtufen. Ihr Angeſicht war weiß wie eine Lilie; ſie war athemlos vor Aufregung und Haſt und mußte ſich am Geländer feſthalten, das glänzende Auge hing unverwandt an dem Herzog.

„Die Wolkenſteinerin ... Oswalds Frau ...“ ging es in leiſem Gemurmel durch die Reihen.

„Wer Ihr auch ſein mögt,“ rief Friedrich, „entfernt Euch — das iſt nicht Zeit, mir in den Weg zu treten!“

„Das iſt die Zeit, Herr Herzog,“ entgegnete Margarethe, ſich ermannend, „das iſt die rechte und die einzige Zeit! Ich habe ſie gewählt, weil Kummer und Siechthum mich ans Krankenlager gefeſſelt hielten und mir verwehrten, früher dieſen Gang zu gehn ··· ich mußte ſie wählen, weil Ihr in dieſem Augenblick meine Bitte mir nicht abſchlagen dürft! Weil Euer Fuß, der ſich heben will, die Liebe und das Glück in dieß Haus zu führen, nicht hinweg

ſchreiten kann über mich, über das zertretene Glück meines Hauſes und meiner Liebe!"

„Eurer Liebe?" fragte ſtaunend der Herzog. „Ihr ſeid . . ."

„Ein unſeliges Weib, Herr, das für ſich um den Gatten, für ihren unmündigen Knaben um den Vater bittet . . . gebt ihn uns frei, Herzog Friedrich! Gebt ihn uns wieder . . . ich bin Margarethe von Schwangau, die Hausfrau Oswalds von Wolkenſtein . . ."

Sie war vorgetreten und wollte ſich aufs Knie niederlaſſen; der Herzog trat raſch und unmuthig zurück und zog den Mantelſaum an ſich, nach welchem die Bittende gehaſcht. „Fort," rief er, „erhebt Euch . . . ich will dieſen Namen nicht hören!"

„Ihr müßt ihn hören," rief Margarethe wieder und erfaßte, ihn auf den Knieen verfolgend, dennoch ſein Gewand. „Ich weiche nicht, bis Ihr ihn befreit . . . Ihr habt Gnade gehabt für Alle — warum habt Ihr nur Strenge für ihn? Gerechtigkeit, mein Fürſt!"

„Die ſoll ihm werden — zweifelt nicht!"

„Ihr übt ſie nicht, Herr . . . Alle, die Euch widerſtrebten, trifft die gleiche Schuld — warum die

ungleiche Vergeltung? Entweder war die Gnade ein Unrecht, die Ihr den Andern gewährt, oder die Strafe ist es, mit der Ihr Oswald trefft!"

„Ihr seid im Irrthum, edle Frau," sagte der Herzog finster, „es ist nicht die gleiche Schuld, wofür er büßt! Die Falken, die sich gegen mich aufgelehnt, haben für ein vermeintes altes Recht gestritten, das ihnen theuer war, sie waren mir durch nichts verbunden und haben sich mir offen als meine Feinde gegeben ... Der, für den Ihr fleht, hat sich freiwillig, unaufgefordert zu meinem Anhänger erklärt, er hat sich zum Vermittler aufgeworfen ... ich habe ihn meinen Freund genannt ... die Andern mochten mich immerhin bekämpfen: Oswald allein durfte mich nicht verlassen!"

„So ist es der Freund, der Mann, den er in Euch gekränkt?" rief Margarethe feurig, indem sie sich erhob. „Warum tretet Ihr ihm dann nicht gegenüber, und haltet dem treulosen Freunde seinen Abfall fort ... wie es sich gebührt, Stirne gegen Stirne und Mann gegen Mann? Warum borgt Euer Zorn den Arm des Fürsten?"

„Um Gott, edle Frau," rief ängstlich dazwischen tretend Doktor Kreigius, der schon lange unruhig an

seiner Halskrause gezerrt, „was redet Ihr! Wollt Ihr ein crimen laesae majestatis auf Euch laden und die Schuld Eures Gatten noch erschweren? Statt auf Gerechtigkeit zu dringen, bittet und fleht um Gnade ... Aufruhr, Felonie, Hochverrath lastet auf ihm und über seinem Haupte schwebt das Schwert!"

„Wähnt Ihr mich damit zu schrecken?" entgegnete Margarethe fest. „Ihr habt nicht das Recht, Oswald zu richten! Wer ist hier, der es wagen darf, im Grabe der Vergangenheit zu wühlen, ohne den Fluch zu wecken? Wessen Auge hier ist von seinem Balken so frei, daß es den fremden Splitter bestrafen dürfte?"

Der Herzog erblaßte — die Bilder Cossa's und der Nonne im Spital zogen an seiner Seele vorüber. „Wer hat Euch dies Wort gelehrt?" rief er zurücktretend.

„Ich brauche keinen Lehrmeister, als mein Herz — der Pfeil ist am besten gewählt, der am tiefsten trifft!"

„Unerhörte Kühnheit!" rief der Doctor wieder.

Margarethe trat hart zu Friedrich, daß nur er zu vernehmen vermochte, was sie mit gedämpfter Stimme flüsterte. „Einen Verräther, einen Treulosen

nennt Ihr Oswald? — Beim Leben meines Kindes, er ist sich treuer geblieben, als manch' Einer sich rühmen kann, der darum nicht in Ketten liegt! Wie, Herzog Friedrich, muß ich den prunkenden Mantel emporheben, mit dem Ihr Euren Groll behängt? Zwingt mich nicht dazu . . . Oswald hat von je an Euch mit ganzer Seele gehangen, er hat mich um Euretwillen verlassen und sein Herz hat geblutet, als es sich von Euch losreißen mußte . . . um Euer selber willen laßt mich nicht glauben, daß es nicht der Verrath ist, den Ihr an Oswald bestrafen wollt . . . nein, daß Ihr im geheimsten Grunde Eurer Seele bekennen müßt, daß er kein Unrecht begangen — daß Ihr die eigene Beschämung an ihm rächen wollt . . ."

Eine unruhige Bewegung ging durch die Versammlung; der Herzog stand gelassen, sein Auge ruhte lang' unverwandt auf Margarethen, dann durchflog es den Kreis und blieb auf Müllinen bedeutsam haften.

Der Ritter verstand den Blick.

„Laßt!" rief Friedrich seiner Umgebung zu, von der Einige sich anschickten, die Bittende fortzuschaffen. „Wir gedenken wohl selbst mit dem kühnen Weiblein zu Ende zu kommen! Ihr seid so unbesonnen, als

Ihr kühn ſeid!" fuhr er mit drohendem Stirnfalten gegen Margarethe fort. „Kann ich nach Eurem Sinne nicht Richter ſein, ſo iſt doch die Gewalt in meiner Hand und Wahnſinn iſt es, den Mächtigen noch zu reizen! Wer wollte mir wehren zu handeln, wie mir gefällt — doch ich verzeihe Eurem Schmerz . . . ſeinetwillen will ich vergeſſen, was Ihr geſagt, wie Ihr vergeſſen, vor wem Ihr ſteht!"

„Gewalt?" entgegnete Margarethe feſt wie immer. „Rühmt Euch deren nicht. — Des Sängers Haupt iſt gefeit und geweiht . . . Ihr wagt es nicht, Euch an ihm zu vergreifen!"

„Wer iſt Euch dafür Bürge? Hat er die höhere Gabe vom Himmel, ſo wird deſto mehr von ihm gefodert . . . ſo wird ſein Verbrechen nur noch ſchwerer . . . Ihr ſelber verurtheilt ihn, da Ihr ihn vertheidigen wollt!"

„Und Ihr verdammt Euch ſelbſt, wenn Ihr ihn verurtheilt!"

„Nicht weiter, Frau! Genug hab' ich angehört und verziehen . . . denkt, daß auch Ihr in meiner Macht ſeid!"

„Und daß Ihr auch mich in den Kerker werfen könnt . . . das weiß ich! Wenn er gefangen bleiben

ſoll, ſo laßt mich ſeinen Kerker theilen — und ich murre nicht mehr!"

„Sagtet Ihr nicht, Ihr ſei't Mutter? Iſt das Mutterliebe, die um des Gatten willen das Kind verläßt?"

Margarethe kreuzte die Arme über der Bruſt und ſchaute gen Himmel. „Mag es verantworten," ſagte ſie, „wer ein Mutterherz zu ſo grauſamer Wahl zwingt . . . Mein Knabe iſt Oswald's Sohn, er iſt in Gottes Hand . . . Adlerbrut verdirbt nicht!"

„Kann ich Euch auch nicht zu Willen ſein," ſagte der Herzog, „ſo bewundere ich doch Euren Muth . . . wie ich ſolche Liebe beklage, der ſo ſchlecht gelohnt wird."

„Meiner Liebe? Was meint Ihr, Herr?"

Der Herzog faßte ſie an der Hand, als wollte er ſie beiſeite führen und neigte den Mund zu ihrem Ohre. „Ich will Euer Vertrauen von vorhin vergelten," flüſterte er. „Solltet Ihr allein nicht wiſſen, wer Oswald in meine Hand geliefert?"

„Ich weiß es," erwiderte ſie und ſchlug die mächtigen dunklen Augen wie verwundert zu ihm auf. „Jene Unſelige kam ſelbſt zu mir, ſie wollte wenigſtens durch ihre Warnung gut machen . . . ſie lag

in Verzweiflung vor mir auf den Knieen und klagte sich selber dessen an, was sie nicht gewollt und doch gethan . . .“

„Sie hat ihn gelockt und mag mit sich rechten darüber . . . aber daß Oswald der Lockung gefolgt . . . hat das Euer Herz nicht verwundet? Wie, wenn es ein Rest alter Liebe gewesen, der ihn zu ihr gezogen . . .?“

„Dann wär' ich sehr unglücklich . . .“ stammelte die Frau mit schimmernden Augen, „aber meine Pflicht bliebe dieselbe . . . Mir liegt es ob, ihn zu retten: meine Liebe muß ihn befreien, wenn Jene ihn in Fesseln schlug . . . Gebt mir Oswald frei, gnädigster Herr! Wenn ich es nicht von Eurer Gerechtigkeit erlangen kann . . . so sei es, so will ich meinen starren Sinn beugen . . . ich will ihn als ein Geschenk Eurer Gnade erbetteln! Ich bin sein Weib und darf nicht erröthen, die Waffen des Weibes zu gebrauchen. Auf meinen Knieen, Herzog Friedrich . . . mit Thränen bitt' ich Euch . . . gebt mir Oswald frei!“

Alles schwieg, der Entscheidung gewärtig; der Herzog, in Margarethens Anblick verloren, stand lange wortlos.

„Ich kann nicht,“ sagte er dann, „ich habe es

geſchworen, Oswald von Wolkenſtein ſolle nie wieder in die Freiheit zurückkehren . . . aber Eines will ich um Euertwillen thun. Ich will ihn in andern Gewahrſam bringen und ihm einen andern Kerkermeiſter beſtellen . . .“

Er wandte ſich gegen die Ritter, Müllinen trat aus der Reihe, neben ihm Oswald.

„Wollt Ihr mir geloben, dieſen Mann fortan auf Hauenſtein zu feſſeln . . . ſo nehmt ihn hin!“ [46])

„Osly . . .“ rief Margarethe aufjauchzend und breitete die zitternden Arme nach ihm aus, der unſchlüſſig ſtand, ob er an ihre Bruſt fliegen oder zuerſt zu Friedrich's Füßen eilen ſollte. Sie enthob ihn der Wahl, denn im nächſten Augenblick hing ſie ſchluchzend an ſeinem Herzen!

„Zieh' hin, Oswald,“ ſagte der Herzog, „ich bin nicht ſo hart, ſo gegen Dich allein erbittert, allein ich hatte mir's gelobt, Du ſollteſt nur frei ſein — wenn Du Dich freiwillig vor mir beugſt . . . Dein edles Weib hat den Bann gelöſt . . . Ich weiß ja doch, im Grunde haſt Du mich noch lieb, wie dort in der Hofburg . . . ich weiß, daß Männer wie Du nicht auf den Bäumen wachſen! Wenn jene Arme Dich loslaſſen, ſo komm' in die Meinen . . . mich

verlangt es, mit Dir wieder zu ſingen und zu ſagen von Minne und ſolch edler Frauen Preis . . .“

An Margarethens Arm trat Oswald vor den Fürſten und wollte das Knie vor ihm beugen, dieſer reichte ihm die Hand und umarmte ihn. „Laß' uns wieder die Alten ſein . . . heut regieren andere Geſtirne und ihre Aſpekten rufen uns wieder zu . . . Friedel und Oswald heut . . .“

„Friedel und Oswald allezeit!“ rief Oswald und Margarethe mit ihm.

„Du ſollſt mir den Brautreigen ſingen, Oswald,“ begann der Herzog wieder, „und ſollſt Dir im Voraus dafür eine Gnade erbitten!“

„Ich denke heute mein ſchönſtes Lied zu ſingen von Lieben und Treuen einer edlen Frau,“ erwiderte Oswald, Margarethens Hand an die Lippen drückend, „darum nehm' ich ſchon im Voraus meinen Lohn und erbitte mir die verheißene Gnade . . .“

„Fodere, — ſie iſt gewährt!“

„Als ich noch zu Vellenberg eingekerkert war — lag im Verließe neben mir ein anderer Gefangener . . . ein ärmerer Mann als ich, denn er hatte in ſich nichts, was ihn tröſten konnte in der dunklen Oede; ein Unglücklicherer als ich — denn er war nicht ſchuldlos...“

„Versteh' ich Dich? . . . War's nicht der Goldegger, der Dich verrieth?"

„Er ist es — schenkt mir die angebotene Gnade für ihn. Er hat mir einst gesagt, daß die Fidel eine schlechte Gefährtin sei, der kein Platz gebühre neben dem Ritterschwert — laßt mich ihn widerlegen, Herr, und gebt ihn frei!" [47])

„Du bist mein alter Oswald," rief der Herzog warm, „Du sollst Deinen Willen haben! Bleibe hier zurück mit Deiner edlen Gattin, indeß ich gehe, die meine zu empfangen . . . Gebe Gott, daß auch mir ein solches Kleinod zu Theil werden möge!"

Wieder läuteten die Glocken, näher tönten die Festfanfaren der Heerpauken und Trompeten, und der Marschalk meldete, es sei Zeit, die Braut am Brückenthor zu empfangen und in die Kirche zu geleiten. Der Herzog schritt die Treppe hinab; vor dem Thore standen die Hakenschützen, Weißbriach an ihrer Spitze, vor ihnen in Reihen aufgestellt, das Geleite der Bauern: Jubelruf aus zahllosen Kehlen begrüßte den Fürsten. Indessen war unter dem Thorbogen schon der schimmernde Brautzug erschienen: auf einem milchweißen Zelter saß die Fürstin Anna von Braunschweig in goldgewobenem Brokatgewand, das myrtenum-

ſchlungene Krönlein im Haar. Zur Rechten ritt König Sigismund, zur Linken im blauweißen Wappenrock der bärtige Herzog von Ingolſtadt. Jetzt hielten die Marſchalken die Roſſe an, die beiden Brautführer ſchwangen ſich aus den Sätteln und traten zur Braut, ihr Bügel und Zügel zu halten; ihre Frauen und Fräuleins drängten heran. Sie hob den Schleier und ſchritt geſenkten Auges zwiſchen Sigismund und Ludwig dem Herzog entgegen, eine ſchlanke, wohlgebildete Geſtalt; ein Antlitz bleich, aber ſchön, mit Augen, aus denen, als ſie dieſelben erhob, ein Gemüth ſchaute, rein und thauig, wie ein ſchöner Frühlingsmorgen.

Betroffen hielt der Herzog bei ihrem Anblick inne ... „Mein Gott,“ flüſterte er für ſich, „welch' wunderbare Aehnlichkeit ... daher der Eindruck, den jenes Bild auf mich gemacht ... das iſt Moidele im Fürſtenſchmuck ...“

Verwirrt und zuſammenhangslos war die Begrüßung des Bräutigams, aber die Verwirrung ſagte mehr, als die kunſtvollſte Rede; ſeine Seele quoll aus ſeinen Augen und begegnete einem verwandten Strahl aus dem ihrigen.

Einen Augenblick in ihr Anſchau'n vertieft, fühlte der Herzog eine Hand, die ſich auf ſeinen Arm legte;

als er verwundert aufsah, stand Ruzzo von Rosen vor ihm.

„Du auch hier, Alter?“ rief er. „Nimm meinen Dank, daß Du zu diesem Tage gekommen bist.“

Der Bauer hatte sichtbar gealtert; der einst so stramme Nacken war etwas gebeugt und das Haar an den Schläfen verblichen. „Ich hab' wohl kommen müssen,“ sagte er, „weil ich eine Botschaft an Dich hab', Herzog Friedel ... Den Strauß da schickt Dir das Moidele, sie hat verlangt, daß ich ihn Dir bringen soll, es ist ihre letzte Bitt' g'wesen ...“

„Ihre letzte Bitte?“

„Ja, Herr — das Moidele ist g'storben und dasmal ist's Ernst ... Wie Du fort warst, ist sie alleweil stiller und stiller worden und schwächer und schwächer, bis sie eingeschlafen ist, wie ein Kind ... das ist das Andenken, das sie Dir versprochen hat.“

Ehe der Herzog erwidern vermochte, war der Rosner im Gedränge verschwunden; er hatte Friedrich einen Strauß von Steinraute in der Hand zurückgelassen.

Dieser sah darauf hernieder und eine schöne Thräne umflorte den Blick.

„Erlaubt, schöne Braut,“ sagte er dann, „daß

ich dieſen Strauß ... die koſtbarſte Alpenblume der neuen Heimath Euch übergebe ... Steckt ſie an Euren Buſen — bei Gott, ich habe Euch keine ſchönere Hochzeitsgabe zu bieten ..."

Die Braut folgte dem Gebot und der Duft der Raute umwehte das Paar, als wäre es der Fittig einer Seligen, der ſie umfächelte. [48])

Die Fanfaren des Brautzuges ertönten nur noch aus der Ferne, das Jubelgeſchrei des hinter demſelben nachſtrömenden Volkes verſtummte; noch ſtanden Oswald und Margarethe allein in dem einſam gewordenen Burggemache und hielten wortlos einander umſchlungen. Margarethe lag erſchöpft an des Gatten Bruſt, ihr Athem flog und ſie ſchien ſich erſt ſammeln zu müſſen von der Bewegung der vorhergegangenen ſchweren Augenblicke; Oswald war von dem Wiederſehen, von der unerwarteten Freiheit erſchüttert, daß er nicht ſprechen konnte und der Anblick Margarethens erweichte vollends ſein Herz ... er hatte ſie lange genug nicht geſehen, um mit ſchmerzlichem Schrecken in dem geliebten Antlitz die Zeichen eines unaufhaltſamen und unerbittlichen Welkens zu erkennen.

Mit einer Thräne im Auge ſah er auf ſie hernieder.

„Du weinſt, Osly?“ ſagte Margarethe, wie es ihre Art war, an ſeiner Bruſt zu ihm emporblickend. „Ich habe Dich noch nie weinen geſehen . . . worüber weinſt Du? Ich habe viel geweint, ſeit Du von mir gingſt, in den Tagen des Leids — aber jetzt in der Stunde der Freude habe ich keine Thräne . . . Weinſt Du über mich? Nicht wahr, ich bin ſehr verändert?“

„Ich weine nicht über Dich,“ erwiderte Oswald, „das Glück, das uns nun wieder umfangen ſoll, wird bald dieſe bleiche Trauerfarbe von Deinen Wangen geſcheucht haben — ich weine über uns Beide! Alle Kunſt, alle Beredſamkeit des Dichters und Sängers verſtummt in dieſem Augenblick . . . geliebtes, edles, heldenhaftes Weib . . . womit ſonſt kann ich Dir danken? Welch andern Kranz kann ich um Deine ſchöne Stirne winden? Der höchſte iſt für Dich zu gering — Du haſt es erreicht, wir haben uns wieder.“

„Siehſt Du nun — mein Herz hat recht geahnt, als Du von mir gingſt, ich wußte, daß wir uns verlieren würden!“

„Du hatteſt Recht — vergieb, Du reines Herz, Du von keiner Wallung ungetrübtes Auge, vergieb, daß ich einmal Deinem Lichte nicht gefolgt! Welch' Leiden hätt' ich Dir, welch unſäglichen Schmerz mir

ſelber erſpart ... aber Du haſt es gut gemacht ... Dir hat das Sturmgewölk nicht zu widerſtehen vermocht, der Himmel hat ſich aufgehellt ... wir haben uns wieder!"

Margarethe richtete ſich leicht und leiſe auf: „Und iſt es denn wirklich wahr, Osly?" flüſterte ſie. „Iſt es denn kein Wahn ... haben wir uns wieder?"

„Geliebte ... könnteſt Du zweifeln?"

„Muß ich nicht, Oswald? Gedenk' unſeres letzten Geſprächs an dem verhängnißvollen Abend des Scheidens — denk' meiner Beſorgniß um Deine Liebe ... Muß ich nicht an ihr irre werden, wenn ich des dunklen Ganges jener Nacht gedenke?"

„Konnt' ich denn anders?" rief Oswald, ſie feſt an ſich drückend. „Es war nicht Liebe, die mich jenen unſeligen Weg geführt, es war der Gedanke, daß zwiſchen mir und jenem Weibe Alles rein ſein, daß nichts zurückbleiben ſolle, was einen Schatten herüber werfen könnte aus der Vergangenheit — es war Mitleid, Margarethe ... es war eine Sterbende, zu der man lügneriſch mich rief ..."

Margarethe drückte die Hand an ihr hoch aufklopfendes Herz, als wollte ſie das ungeſtüme Schlagen deſſelben beſchwichtigen. „Das hab' ich mir

ſelber oft genug geſagt," erwiderte ſie leiſe, „in jedem Augenblick, wenn der Kummer in mir aufwallte und zum Groll werden wollte, hab' ich es mir vorerzählt, daß Du nicht anders gekonnt, — daß es edel von Dir war, an Verſöhnung zu glauben . . . daß ich, hätt' ich zu entſcheiden gehabt, Dir vielleicht ſelbſt zugerufen hätte . . . Geh und verſag' einem brechenden Auge die Friedenshand nicht, es zuzudrücken ... und doch — doch! . . . Ich muß ganz offen gegen Dich ſein, Osly, kein Fältchen in mir ſoll verborgen bleiben vor Dir — doch hat mein armes, ſchwaches Herz ein bitt'res Gefühl in ſich nicht zu erſticken vermocht! Jene Nachricht traf mich wie ein tückiſcher Natternbiß an der empfindlichſten Stelle . . . die Wunde iſt geſchloſſen und vernarbt, aber im Innern ſchmerzt ſie noch und hat zu bluten nicht aufgehört!"

„O ſie wird heilen, Geliebte — heilen bis auf die letzte ſchwache Erinnerung! Sie ſoll Dir nicht mehr ſein, als ein böſer, ſchreckhafter Traum, aus dem Du erwacht . . . meine Liebe wird ſie heilen."

„Wie gut Du biſt," ſagte Margarethe, indem ſie ihm ſanft das Haar aus der Stirne ſtrich. „Beruhige Dich nur und habe Geduld mit Deinem

Gretly . . . es muß erſt wieder lernen, bei Dir zu ſein.“

„Du glaubſt mir nicht?“ rief Oswald feurig. „Ich liebe Dich — als ich jenem Rufe folgte, rief ich Gottes Sterne zu Zeugen, daß ich Dich liebe, nur Dich! Jetzt erſt kann ich mit voller Gewißheit ſagen . . . ich habe nie ein Weib geliebt, als Dich, Margarethe!“

„Ich glaube Dir . . .“ erwiderte ſie mit ſchwachem Lächeln, „es wäre mein Tod, wenn ich es nicht vermöchte . . . Ach, es iſt ſo ſelig, zu glauben!“

„Und Dein Glaube ſoll ſich bewähren und wirklich werden — mein ganzes Leben ſoll fortan nur Dir und den Liedern zu Deinem Preiſe gehören! Komm, folge mir — laß uns hinweg eilen aus der rauſchenden Freude dieſes Hofes, laß uns ganz nur uns ſelber gehören! Komm' mit mir auf den Hauenſtein — mache meine Ahnung wahr, daß Deine Hand es ſein wird, die mir ſeine Pforten wieder öffnet.“

„Was Du willſt, Osly — wohin Du willſt . . .“

„So komm — der Roſengarten blüht! Laß uns eilen, um ihn nie wieder zu verlaſſen.“

Margarethe blickte ihm ernſt aber innig in's Auge. „Nie wieder,“ hauchte ſie, „nie — bis der

ernſte, unerbittliche König kommt und Similden heimholt in ſein fernes dunkles Reich . . .“

„O Margarethe . . . welch ein Gedanke! Sehnet Similde ſich fort von dem armen Laurin?“

„Sie ſehnt ſich nicht — aber die Stunde wird kommen, auch unerſehnt! Doch traure darum nicht, mein Geliebter! Komm', ich geleite Dich in den Roſengarten zurück — das Andere iſt all in Gottes Hand! . . . Du ſagſt, Du liebſt mich, Osly, ſo haben wir uns ja wieder und was auch kommen mag — wir verlieren uns nicht.“

Auf dem einſamen Hauenſtein erblühte dem Paare ein Spätſommer des Glücks — leuchtend und ſchön, aber kurz. Wie einſt umfing ſie wieder der kleine freundliche Burghof, durch die klare, kühle Luft grüßten die Felſen des hohen Schlern herüber, in den Bäumen des grünen Tann rauſchte es herbſtlich ſtark; der Harzduft ſtieg aus der Tiefe wie ein Gruß und miſchte ſich mit dem Athem der perſiſchen Roſe, die Brand und Sturm überdauert hatte und neue grüne Ranken, mit einigen Spätlingen von Blumen beſteckt, an dem Gemäuer angeheftet hatte; der Ort des einſtigen Glückes war derſelbe, er ſchien ſelbſt verſchönt, wie eine Gegend, über welche ein erfriſchendes

Gewitter dahin gezogen; nur die Träger des Glücks waren nicht die alten geblieben. Wohl saß Oswald wieder in dem halboffenen Thurmrunde, Schriften und Bücher vor sich — aber seine Miene war schwermüthig und fast finster geworden, seine Kraft schien erschüttert von den Mißhandlungen auf Entiklar, von dem Kerkerungemach zu Vellenberg und Innsbruck; die Ketten hatten ihm die Arme wund gemacht und die Male wollten nicht heilen, als sollten sie ein ständiges äußeres Denkzeichen der Stunden sein, die innerlich doch unvergessen bleiben. Er ließ Kiel und Blatt ruhen und sein Blick haftete trauernd auf Margarethen, die unfern im Lehnstuhle lag und schlummerte.

In den ersten Tagen hatte es geschienen, als sollte neues Leben über sie kommen, aber die Hoffnung währte nicht lange — ihre Aufgabe war erfüllt, sie hatte Oswald befreit und in sein Heim zurückgeführt: mit der Aufregung dieser Erfüllung hatte auch die Spannung nachgelassen, die bis dahin sie aufrecht gehalten und ihr Leben schwand in stillem schmerzlosem Verfall, wie die Blätter im Herbste sich färben, verdorren und fallen. — Ueber den Lehnstuhl ragte ein Rosenbusch mit späten weißen Rosen herein,

Margarethens Antlitz war selbst vollständig zu einer solchen geworden, ihre Züge waren noch durchsichtiger, es war als erblicke man die aufstrebende Seele, die ihre Hülle von innen durchleuchtet und verfeint, bis ihr gelungen, sie zu durchbrechen ... mit dem letzten vom Herbstwind fallenden Blatt war auch die weiße Rose vom Schwansee verwelkt und entblättert.

Vernichtet kniete Oswald an dem Lager der Sterbenden — durch das Bogenfenster glänzte der Widerschein des im Abendroth erglühenden Rosengarten: gegen denselben zog finsteres Gewölk und ließ die ersten Schneeflocken fallen, als wolle auch der Himmel nicht säumen, Blüthen auf diese Gruft zu streuen.

Oswald ertrug es nicht lang' in der Einsamkeit; die alte Wanderlust erwachte und als er seinen Sohn den Brüdern anvertraut, zog er hinaus, den großen Schmerz seines Lebens in neuen Fahrten und Abenteuern zu betäuben. Er schlug die ruhmlosen Schlachten mit gegen Ziska und die Hussitenschaaren, er geleitete Sigmund nach Italien und stand ihm zur Seite, als der Papst ihm die Kaiserkrone auf's Haupt setzte. Als er heimkehrte, war er ein Greis und

hauſte einſam auf dem Hauenſtein, in Erinnerungen verſenkt, bemüht die Beſchreibung ſeiner Wanderzüge zu vollenden oder zur geliebten Harfe manch Lied der Sehnſucht und Klage dichtend; der Klage um die Flucht des Lebens und die Vergänglichkeit des Schönen — der Sehnſucht um das Ende und um den geheimnißvollen Anfang, der nach dem Ende kommt. Er überlebte lang' ſeine Zeit; Sigmund und Friedrich waren lang' zu Grabe gegangen, als auch des „letzten Minneſängers" müdes Auge brach.

Friedrich aber hat Wort gehalten. Gereinigt durch das Unglück war er ſeinem Volke ein guter Herr und ſchuf ihm den Frieden. Er vollendete ſein Werk; die Ritter, in die neue Ordnung ſich einfügend, ſtiegen von ihren Burgen, die zu Trümmern einſtürzten oder in denen der Bauer ſich die Behauſung einbaute. Seit jenen Tagen ſchreibt es ſich, daß die Macht und der Kern des Landes in ſeinen wackern Bauern ruht und ſie haben ſeitdem in manchem blutigen Kampfe bewährt, daß die alte Kraft in ihnen nicht erloſchen iſt. Das Volk aber hat das Andenken des Herzogs mit der leeren Taſche nach Jahrhunderten noch dankbar bewahrt und wenn

es in den Spinnstuben oder Sennhütten sich zum Heimgarten versammelt und die Sagen und Mähren vergangener Zeiten erzählt, fehlt sicher darunter nicht die von Friedel und Oswald.

Ende.

Anmerkungen.

[1]) Die Beschreibung des Oetzthales und des davon abzweigenden Rofnerthals ist wohl am anziehendsten und geistvollsten geschildert in L. Steubs Drei Sommer in Tirol. München 1846 S. 220 u. f. Ueber die statistischen und andern Verhältnisse gibt Aufschluß Staffler, Tirol und Vorarlberg II. Th. I. Bd. S. 369.

[2]) Alle Einzelheiten über Wohnung, Kost, Sitten u. A. im Rofen verdanke ich meinem trefflichen Freunde Prof. Adolf Pichler in Innsbruck.

[3]) Die „saligen Fräulein" ein letzter verklingender Ueberrest germanischen Heidenthums sind nirgends so sehr daheim als im Oetzthal. Steub a. a. O. S. 224 erzählt auch die Sage vom Hirten. Eine anziehende Zusammenstellung über den ganzen Gegenstand gibt v. Hörmann in der Illustr. Zeitschrift Der Heimgarten Bd. I. S. 441.

[4]) Das zweite Gesicht ist bekanntlich eine Art von Visionen oder Verzückungen, vermöge deren der damit Behaftete Dinge

sieht, die anderswo, oft in weitester Entfernung vorgehn. Die Anlage dazu ist häufig in Schottland, kommt aber auch in andern nebligen oder trüben oder gebirgigen Gegenden, so namentlich im Oetzthal vor. Der Glaube an diese Gabe ist dort allgemein verbreitet; Pichler in seinem Aufsatze „Aus dem Oetzthal" (Heimgarten Bd. II. S. 84) erzählt davon einige auffallende aber verbürgte Beispiele. Die damit Behafteten sind brave nüchterne Leute ohne eine Spur von Ueberspanntheit; sie rühmen sich ihrer Gabe nicht und scheuen es, darüber beredet zu werden.

5) Zur damaligen Zeit stand nur Ein Rosener-Hof; jetzt sind es zwei. Für die dem flüchtigen Herzog gewährte Zuflucht erhielt der Hof einen eignen Burgfrieden mit unmittelbarer Unterordnung unter den Landeshauptmann an der Etsch; das Asylrecht und vollständige Steuerfreiheit. Die letztere genießt er noch heute. Staffler a. a. O. S. 368.

6) Am 20. Tag Oktobris, wy mitwochen nach galli, als do Hertzog Heinrich von Bayren und Hertzog Ludwig von Bayren mit einander stöß heten und mit einand schlugen, do wartet sein Hertzog Heinrich und rant jn an, vor dem Hauß zu der Armbrost, als man von den hoffen abher geet und schlug Hertzog Ludwigen darnieder und gab jm zwu wunden un reyte damit hinweg. Richental p. 40.

7) Richental sagt p. 60. — „Also kam er in den Bann, so tief, daß ihm niemand zu geben wolt, noch kein Gemeinschaft mit jm haben. Da reit er heimlich aus der Stadt." Eine andere Chronik sagt: „Do fing er an je lenger je mer zu Costnitz nit allein bey der geistlichkeit, sondern auch bei andern Leuten verhaßt zu werden, daß niemants mer mit jm Gemeinschaft haben noch jm etwas zu kaufen geben wollte. Brandis S. 112.

Die Sage von dessen beabsichtigter Hinrichtung ging im Volke um. Weber 285.

8) Dieser Namen wurde dem verarmten und verachteten Fürsten allgemein gegeben. Als er davon hörte, erwiderte er: „Ich denke meine Tasche wohl wieder zu füllen.“ Brandis. Nach Lichnowsky S. 183 war es sein Bruder Ernst, der ihm den Beinamen gab.

9) Nachdem er zuvor als widerspenstig erklärt und feierlich suspendirt worden war, erfolgte in der 11. Sitzung des Conziliums seine förmliche Absetzung. Es wurde allen Christen verboten, ihn ferner als Papst anzuerkennen, das Urtheil ward für unwiderruflich erklärt und er dem Gewahrsam des Kaisers auf so lange übergeben, als das Conzil es für nöthig erachten werde. Die angeführten Worte sind der Sentenz entnommen. Fünf Cardinäle eröffneten ihm das Urtheil; er unterwarf sich ruhig und lieferte die Insignien aus. Sein Siegel wurde zerbrochen, sein Wappen vernichtet. Wessenberg Bd. 2 S. 152. — Aschbach II. 92.

10) Der König hatte Alle aufgefordert zu erscheinen, welche irgend einen Anspruch an Friedrich geltend zu machen hätten und die Betheiligten ließen sich das nicht zweimal sagen. Sie kamen in großer Zahl; Brandis 112 u. Lichnowsky S. 170 führen sie einzeln an. Der Hauptgegner und Kläger war und blieb aber Lichtenstein, der unversöhnliche Bischof von Trient. Die Verhandlungen darüber sind ziemlich vollständig erhalten und bei Brandis (Urkunden-Anhang Nr. 87) abgedruckt. Das Conzil ließ sich durch keine Vertheidigung von seiner einmal gefaßten Absicht abbringen und erließ das erwähnte Monitorium, einen so ungerechten Spruch, daß selbst Weber nicht umhin kann, zu

sagen, es sei bedauerlich, ihn in den Akten des Conzils finden zu müssen. Weber 287.

11) Sigmund zeigte sich auch hier, wie öfter zweideutig und treulos. Die Schweizer wollten auch nach der Unterwerfung Friedrichs nicht von dem belagerten Baden weg und als des Königs Boten dort eintrafen, kamen sie zu spät: das Schloß war erstürmt und mit dem ganzen habsburgischen Archiv verbrannt. Die Schweizer entschuldigten sich damit, daß es nicht möglich gewesen, das Kriegsvolk zurückzuhalten. Der König verlangte nun, sie sollten ihre Eroberungen an das Reich abtreten und als sie sich darauf beriefen, daß Jedem das was er erobern würde, versprochen worden sei, mußten sie als Erwiderung hören, wegen ihres mit Friedrich bestehenden fünfzigjährigen Friedens hätten sie den Krieg nicht als Eidgenossen führen können, sondern nur als Reichsglieder — und Sigmund war es doch gewesen, der denselben Frieden zuvor als nicht verbindlich erklärt und sie zum Bruche gezwungen hatte. Aschbach S. 8.

12) Das Gelöbniß eines solchen Bundes zwischen Fürst und Vasall ist durch eine in der Kirche zu Wilten noch vorhandene Votivtafel beglaubigt, auf welcher Beide zu Füßen der Gottesmutter betend knieen. Müllinen hat das Wappen mit den Mühlsparren neben sich.

13) Friedrich bestach seinen Wart in Constanz, verkleidete sich und entfloh (28. März 1416) noch eh der Tag angebrochen war und fand in Berneck, der Burg seines treuen Müllinen die erste Zuflucht. Brandis S. 119. Bei Arenpeck heißt es: „Dato notabili pretio cuidam sibi servienti seu ipsum custodienti, cujus adjudorio postmodo evasit.“ Er war also,

wie ein Gefangener bewacht. „Am Montag vor eingehenden April" heißt es bei Richental p. 60 u. 25 „ritte H. Friderich one Urlaub und Erlaubniß von der Stadt Costentz und ritte nur selb vierdt über seinen eid und kam des Tags nach Feldkirch." Die Flucht erregte allgemeine Bestürzung; am ungelegensten kam sie seinem Bruder Herzog Ernst, der sich in Tirol festzusetzen begann und nur die Städte und Bauern gegen sich hatte. Er schrieb daher an das Conzilium, aber man traute ihm nicht. Aschbach S. 230. Lichnowsky S. 181.

14) Das geschah 1599 wirklich, indem vom Vernagtferner ungeheure Eisblöcke niederstürzten und durch einen mächtigen Damm den Lauf der Rofner Ache absperrten, daß sie, von drei Seiten durch hohe Berge eingeschlossen, sich zum See ausdehnte. Im Jahre 1600 hatte das Wasser den Damm durchfressen, es brach aus und richtete schreckliche Verwüstungen an. Solche Ausbrüche wiederholten sich noch 1678 und 1680; 1771 hat sich die Lage geändert und der See floß ruhig ab. Jetzt ist der Vernagtferner um mehr als zwei Stunden hinter seine damalige Grenze zurückgewichen. Staffler a. a. O. S. 346.

15) Die Steinraute, auch Edel- oder Joch-Raute (Artemisia glacialis oder mutellina) hat diese Eigenschaft, daß sie erst getrocknet einen außerordentlich lieblichen Duft entwickelt und behält. Sie wird daher von den Gebirgsbewohnern mehr als andere gerühmten und gesuchten Alpenkräuter hoch gehalten. Man pflückt sie sammt der Wurzel und trägt sie so am Hut; da sie nur in den höchsten Gegenden vorkommt, ist sie meist nur sehr gefährlich zu bekommen. Ihr Aussehen ist unscheinbar und ähnelt dem Wermuth.

16) Landeck besteht aus zwei durch den Inn geschiedenen Theilen, Perfuß und Angedair und bildet den Knotenpunkt, wo

die Straßen aus Vorarlberg, dem Unterinnthal und Vintschgau zusammentreffen. Es hat daher zu allen Zeiten in der Geschichte Tirols eine bedeutende Rolle gespielt. Staffler a. a. O. S. 224. Steub S. 203 u. f.

17) Wo jetzt die schöne gothische Kirche steht, stand bis in die Mitte des 15. Jahrhnnderts, also auch noch zur Zeit Friedrichs, ein kleines Marienkirchlein „im finstern Wald" genannt. Da für dasselbe ein Ablaßbrief v. 1270 vorhanden ist, muß es schon damals geraume Zeit gestanden haben. An der jetzigen Kirche befindet sich die Jahrzahl 1506. Die Aussicht auf dem Platze vor der Kirche und unter der Linde in's Innthal und gegenüber auf das Stanserjoch ist von außerordentlicher Schönheit. Staffler S. 228.

18) Die älteste Handschrift eines in Tirol aufgeführten Bühnenstücks ist von 1518, es ist also wohl anzunehmen, daß auch früher schon solche oder ähnliche Aufführungen stattfanden. Näheres darüber so wie über deren Beschaffenheit gibt Pichler Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. Innsbr. 1850. S. 3, dann 71. Die Lustspiele waren nicht selten, und haben manchmal einen ganz örtlichen Charakter wie z. B. das Gaie-Theidingen im Unterinnthal; wo ein Bauernbursch den Richter spielte, und der Geishirt als Kläger alles vorbrachte, was von den Dorfbewohnern während des Jahres Unanständiges oder Unsittliches geschehen war.

19) Die Legende erzählt Staffler a. a. O.

20) Do ich gedacht an prodemsê
zestund tet mir der peutel wê
mit schilling ich das a b c
must lêren py der wyde.

Vermuthlich ein Haus „zur Weide," in welchem Oswald zu Constanz gewohnt. Geb. S. 38.

21) Die Sage erzählt noch jetzt auf Schloß Lebenberg von dieser Unthat des „Degen Fux." Wer das paradiesische Meraner Thal besucht, wird kaum das reizend gelegene und höchst anziehende Schloß Lebenberg übergehn, und mag sich dann von seinem gastlichen Besitzer, dem biedern Hrn. Kirchlechner bei dessen trefflichem „Flaschenwein" die alten Mähren verkünden lassen. Auf der Terrasse am alten Thurm, vor sich die rothe Mendel und das Eden des Etschlandes, hören sie sich doppelt reizend an.

22) Die bedenkliche Stellung, in welcher Oswald von Anfang zwischen Friedrich, Sigmund und den Adelshäuptern stand, erörtert Weber S. 262, 285 und anderwärts.

23) Die Art, wie Friedrich verkleidet durch ein solches Spiel die Bauern für sich gewann, ist eine allgemein verbreitete Sage; geschichtlich nachweisbar ist sie natürlich nicht. Sinnacher in seiner Geschichte von Säben und Brixen verweist sie, so wie Alles, was über Friedels heimliches Umherirren im Lande, über den Aufenthalt auf Rosen und andre Abenteuer verbreitet ist, in's Bereich der Fabel. Weber folgt ihm darin, und sucht S. 292 u. f. zu zeigen, daß alle darauf hinzielenden Privilegien, z. B. daß Landeck das Recht hat, einen eignen Vertreter zum Landtage zu senden u. s. w., theils unbegründet seien, theils aus frühern Zeiten stammen, und daß Friedrich, welcher 38 Tage nach seiner Flucht schon an der Spitze eines ansehnlichen Heeres gestanden habe. Das sei nicht möglich gewesen, wenn er in der Irre herumgegangen, also habe er wohl seine Zeit besser angewendet. Dabei ist nur vergessen, daß Weißbriach, Müllinen

und die andern Freunde während seiner Verborgenheit für ihn thätig sein und das Heer sammeln konnten und daß er erst als Alles vorbereitet war, mit einem Eklat in Landeck persönlich auftrat. Am meisten geniren den frommen Weber die vielen Liebesabenteuer des Herzogs, von denen er ihn wie von andern Anschuldigungen gar zu gern weiß brennen möchte. Er schließt mit den Worten: „Er verdankt seinen Ruhm der kühnen Mannesthat und nicht romantischen Gefühlen." Ich bin anderer Ansicht: gerade die Romantik seines Lebens ist, die ihn berühmt gemacht hat. Brandis und auch Hormayer erzählen die erwähnten Vorgänge als geschichtlich.

24) Die Anwendung dieser Waffenart bezeugt Weber S. 311.

25) Die Wirkung dieses Feuers beschreibt Oswald selbst in einem Siegesliede über den abgeschlagenen Sturm. Ged. S. 50.

Do hub sich ein gestober aus der glut
all nider in die Kofel, das es alles plut
pantzer und armbrost, dorzu die eysenhut
die liessen sy uns zur letze, dô burd wir freudenreich.

Die handtberch, die hutten und ander iz gezelt
das ward zu ainer aschen in dem obern veld

und weiter:

das mangem ward gezogen ain spann lange niet
von ainem pfail geflogen durch armbrosts gepiet.

Am Schluß:

Die Potzner, der riten und die von merân
hafning, der melten, die zugen oben heran
Sartner, Senesier, die fraidigen man
die wolten uns vergnen, dô kamen wir davon.

Die erste Belagerung (um 1418) blieb erfolglos; Friedrich mußte abziehn — erst bei der späteren (um 1422) in Folge einer neuerlichen letzten Adelserhebung fiel die Burg durch Uebergabe.

[26]) Margarete war mit Oswald auf dem Greifenstein. Ueber sein Leben mit ihr eine Stelle aus Weber S. 320. „Margarethe wußte sich trefflich in die Mißstimmung ihres Mannes zu fügen, mit jener Liebe, die eine verständige und gefühlvolle Frau in ganz eigenem Ueberflusse in der Seele trägt. Er bekannte selbst, daß er an ihr einen köstlichen Schatz habe, und wenigstens einmal an jedem Tage heiter werde im Gefühl der gut getroffenen Wahl. Das Aufbrausen ihres Mannes verstand sie auf die liebevollste Weise zu dulden und zu dämpfen. „Es sei im Grund ein gutmüthig Ding, solch' ein Wolkensteiner Zorn" scherzte sie lächelnd. — Hauenstein war inzwischen ausgebrannt, konnte aber doch bald wieder hergestellt werden.

[27]) Diese That geschah wirklich, noch dazu in meuchlerischer Weise. Der Bürgermeister kam als Gesandter, wurde wohl bewirthet und bis zur Dunkelheit aufgehalten. Dann rief Starkenberg den Mathias Zelscher und zehn seiner Leute und trug ihnen auf, dem Bürgermeister aufzulauern und ihn über den Kogel hinabzuwerfen. Sein Schloßhauptmann Ortner warnte ihn, solche Mörderei wäre nicht gut, er aber erwiderte: „Ich mag ihm anderst nicht zupkhomen, Ich mag ihm khain Statt abgewinnen, Ich mupß ihm zupkhomen, wie ich mag" und die That wurde vollzogen. Darauf hin nahm Alles an dem Kriege Theil. Brandis S. 155. Weber ist auch hier ungläubig und glaubt, die Thäter hätten nur die Schuld von sich auf den Abwesenden gewälzt. Er glaubt, sonst würde der Adel sich mehr gegen ihn betheiligt haben, der im nämlichen Jahre in Innsbruck die versöhnlichsten Gesinnungen gegen die Starkenberger gezeigt habe. Ist nicht auch die Annahme möglich, daß die

trotzigen Dynaſten ihn nicht fallen ließen, trotz des auf ihm liegenden Verdachts? Wenn es wäre, wie Weber ſagt, würde dann wohl der von Brandis erwähnte Landkrieg gegen Greifenſtein von den Ständen beſchloſſen worden ſein?

28) Starkenberg war aus Greifenſtein entkommen, und ſoll ſich in Baiern gezeigt haben, iſt aber dann vollſtändig verſchollen. Die Beſatzung, ohne alle Kunde von ihrem Herrn, übergab daher die Veſte bei der zweiten Belagerung. Weber 378.

29) Oswald's Gedichte S. 190.

Ach got, wer ich ain pilger (e)in
als ich vor zeiten ainer was
So walt ich zu den swestern mein
gar bruederlichen âne has
Vil abenteuer, neuer mer
bolt ich in lôsen
scharpff in das orichin ân gever
freuntlichen kôsen. Repeticio.
Zwey stabichin hett ich pald genaet
auf ainen mantel, wie ich taet
darunter klosterlich verdraet
schôn als ain prueder
der seine swestern lieber suechte dann die mueder
etc.

30) Nachdem Papſt Johann XXIII. abgeſetzt war, wurde zur Wahl eines neuen Papſtes geſchritten und das ſog. Kaufhaus in Conſtanz in der beſchriebenen Weiſe dazu eingerichtet. Vergeblich drangen der König, die deutſche und engliſche Nation darauf, daß vorher die Reform vorgenommen werden ſolle; die Cardinäle wußten wohl, daß Sigmund, der ſchon ihre Ver-

haftung beschlossen hatte, nicht der Mann war, derlei Maßregeln durchzuführen. Die Franzosen und Spanier waren dagegen, weil sie das deutsche Uebergewicht fürchteten und Aehnliches dachten die Italiener. Auch Gerson und d'Ailly verließen den König und behalfen sich damit, daß sie versprachen, für den Fall, daß der neue Pabst die Reform verhindern sollte, gegen ihn zu stehen. Als der Bischof von Salisbury Robert Hallam starb, fielen auch die Engländer ab und die Deutschen waren allein. Sie sahen wohl ein, daß sie unterliegen mußten, aber sie unterlagen rühmlich und die dem Conzil eingereichte Denkschrift wird der deutschen Nation für alle Zeiten zur Ehre gereichen. Auch in ihren Reihen wurden aber Schwache gefunden; der Erzbischof Wallenrod von Riga und Bischof Abondi von Chur, bisher die eifrigsten Verfechter der Reform, wurden durch das Versprechen der Bisthümer Lüttich und Riga gewonnen und so kam nur die Auskunft zu Stande, daß fünf Punkte beschlossen wurden, welche für die Reform nach der Papstwahl maßgebend sein sollten. Man hatte den Deutschen auf Sigmund's Antrag die Zusicherung gegeben, das Conzilium werde sich durch eine schriftliche Urkunde verpflichten, daß gleich nach der Wahl des Papstes, noch vor seiner Krönung und seinem Amtsantritt die Reform vorgenommen werden solle — als die Deutschen nachgegeben hatten, wollten die Cardinäle nichts mehr davon wissen. — Wessenberg Bd. II. S. 183 u. ff. Aschbach II. S. 267 u. ff.

31) Die Hausmannin konnte das Vorgefallene nicht verwinden. Dazu kam noch ein Familienzwist, da die Familie Jäger Erbansprüche an die Wolkensteiner und namentlich auf Schloß Hauenstein zu haben behauptete, worüber der Streit sich Dezennien hinzog. Sie war daher gern bereit, als Werkzeug gegen ihn zu dienen und lud ihn heimlich zu sich ein, indem sie an das frühere Verhältniß erinnerte und die Ausgleichung alles Zwistes hoffen ließ. Oswald war gutmüthig

genug, zu kommen, indem er eine Wallfahrt vorgab. Daß er die Unselige nicht zu vergessen vermochte, mußte er schwer genug büßen; gleichwohl war er so edel — oder so weichherzig, daß er nach Jahren bei der Nachricht ihres Todes in Thränen ausbrach, und daß ihr Liebesverhältniß mit Friedel ein Hauptgrund war, der ihm die Aussöhnung mit ihm schwer machte. In den Gedichten, worin er diese Hergänge erzählt, klagt er S. 61 selbst

mit meines puelen freund must ich mich einen.

Er ward von zwei Brüdern Sabinens und einem Dritten überfallen und so mißhandelt, daß er an Krücken gehen mußte. Sabine legte ihm einen 3 Finger breiten Eisenring um den Hals und ließ ihm die Füße mit schweren Fesseln schränken und reiben. Fünf andere Eisenringe hemmten jede natürliche Bewegung: so hängte sie ihn die erste Nacht in einem Saale im Thurm Entiklar an einer Stange auf. Er singt S. 47

das prufft ich bol, dô mich der smertz
macht kerren an dem strange;
do sy mir pfaiff der katzen lôn
do dart ich ir der meuse dôn,
funf eysen hielten mich gar schôn
durch yren willen lange

und etwas vorher:

des ward ich hubschlîch auff gedraet
mit fuessen an die stange.

Trotz Oswald's eignen Angaben macht Weber, der unverbesserliche Schönfärber den Versuch, Friedrich von der Liebschaft mit der Hausmannin zu reinigen, geräth aber natürlich mit sich selbst in Widerspruch. S. 355, 356 u. 392.

[32]) Oswald sagt S. 117

Gar waidelich tritt sie den firlifantzen,

eine damals übliche, graziöse Tanzart. Er braucht das Wort aber auch in etwas andrem Sinne und sagt von dem üppigen

Grünen und Blühen der Bäume im Wehen der Frühlingsluft „firlafantz aller pame.“

33) Ir voglîn smirbt eur rauhe kel
trett auff höher, singet hel
ir wilden tier, verneut ewr fel
hart welgt euch in den bluemlin gel,
ir freulîn, gailt euch sunder quel
pawr, reutt ain ander mel
das du den herbst wilt pachen

und weiter unten:

Rayen, springen,
lauffen, ringen,
lât her bringen
klumpern, klingen,
mundlîn zbingen,
frolîch dringen
gên den freulîn zart.
An verlangen
well wir prangen
in den sangen,
mit verhangen
laub die wangen,
mit ermlein umbfangen,
zunglîn zangen:
des freut sich mein part.

Gedichte S. 115.

34) Frei behandelt nach Oswald:

Mein hertz das ist versêrt
und giftiklîchen wunt
mit ainem scharffen swert

zbir durch bis an den grundt.
und lebt kain artzt auff erd, der mich verhailen kan
nur ain mensch, das mir den schaden hat getân.
S. 189 u. f.

35) Als Oswalds Vergewaltigung ruchbar wurde, nahmen seine Brüder und einige Freunde einen der Vertrautesten des Herzogs, den Probst Millauner von der Straße weg und warfen ihn in das Schloß Aichach und drohten ihn gefangen zu halten, bis Oswald frei sei. Friedrich mußte einschreiten, versprach auch Oswald auf Trostburg zu stellen: als er aber an ihn abgeliefert war, hielt er nicht Wort, sondern führte ihn als Gefangenen nach Innsbruck (1421). Oswalds Bruder erklärte ihm dafür offene Fehde, weil er „Oswald mit Huren und Buben in die Falle gelockt." Auch König Sigmund schrieb Drohbriefe, und so mußte der Herzog sich bequemen, ihn frei zu geben (1422). Oswald verließ hierauf Tirol und ging zum König; für den Adel gegen Friedrich zu wirken: als er sich später wieder ins Land schleichen wollte, wurde er bei Wasserburg am Bodensee von Friedrichs Spähern erkannt, gefangen genommen und in sehr unritterlicher Weise nach Bellenberg bei Axams im Unterinnthal geschleppt. Beide Gefangenschaften sind hier in Eine verschmolzen. Weber S. 357 u. f., 387 u. f.

36) Sobald der neue Papst gewählt war und Sigmund etwas freie Hand bekam, gedachte er, Herzog Friedrich zu bekriegen und mit Gewalt wie früher zu unterwerfen. Um den Schein der Parteilichkeit, die man ihm Schuld gab, abzuwenden, berief er ein Fürstengericht nach Constanz, das unter dem Vorsitze des Kurfürsten von Brandenburg sein Verfahren gegen den Herzog gut hieß. Die Reichsglieder wurden neuerdings zum Kriege aufgeboten, es kam aber nicht dazu, weil der neue Papst Martin V. ein früherer Anhänger Johanns) sich sehr warm für Friedrich

verwendete und auch die deutschen Fürsten es nicht gern sahen, daß an Einem von ihnen ein solches Exempel königlicher Reichsgewalt statuirt werde. So kam es zu Unterhandlungen erst zu Mersburg, dann zu Ueberlingen und schließlich zur Versöhnung, bei welcher der Herzog schlimm wegkam. Erhielt er auch im Wesentlichen seine Lande wieder, so blieb doch das Aargau und manche schöne, inzwischen reichsunmittelbar gewordene Stadt verloren. Windeck, Sigmunds Biograph, sagt: „In ein Jungfrowen Closter do teidnigt man wol vierzehn tage, doch zuleze muste der Herzog des Königs willen tun und muste sich verschreiben einliff artigkel, das so nye ein fürste sich so sere verbant noch verschriben hat und muste sich darzu geben Sibenzig tausend rheinischer Gulden" — Aschbach a. a. O. 341 u. f. Brandis 132.

37) Als Friedrich nach Tirol zurückgekommen, hatte er sich beeilt, seiner Verpflichtung gemäß, den Bischof von Trient aufzufordern, in sein Bisthum zurückzukommen und hatte ihm dazu sicheres Geleit gegeben. Der Bischof kam, aber die Bürger wollten ihn nicht einlassen und mußten durch Androhung der Reichsacht dazu gezwungen werden. Die Unversöhnlichkeit des Bischofs brachte es aber bald dahin, daß die Fehde mit dem Herzog wieder ausbrach; Spaur und Lodron standen auf bischöflicher, Venedig auf herzoglicher Seite. Der Krieg wurde mit wechselndem Glück geführt, als des Bischofs Tod Allem ein Ende machte; denn der neue Bischof Johann von Isnina war ein Anhänger Friedrichs. Brandis S. 136 u. f.

38) Bis zur Stunde sieht das fromme Landvolk den bösen „Degen Fux" auf feurigem Pferde seinen nächtlichen Umritt um Lebenberg und den See auf dem Vigili-Joche halten.

39) Ueber die Trachten vergl. Schmidl, Das Kaiserthum Oesterreich I. Band, Stuttgart 1837. S. 26. — Daß Friedrich

zum Beweise, wie er seine „leere Tasche“ wieder gefüllt, ein kleines Dach an seiner Burg vergolden ließ, ist bekannt: noch bestehend, ist es so zu sagen, das Wahrzeichen von Innsbruck. Er hatte aber seine Tasche wirklich gefüllt und hinterließ für jene Zeit ganz außerordentliche Schätze. Brandis S. 191 führt auf: 69 Mark goldnes Geschmeide, 127 Mark Silbergeräth, 46 Ctr. Silber in kleinen Fässern, allerlei kostbare Edelsteine und unverarbeitetes Gold, in Baarem 14,500 Dukaten und 54,500 rheinische Gulden. Dreißig Jahre vorher war er genöthigt gewesen, an zwei Baseler „seinen perlin rokh, genennt mit geprochen Redern, Strawssen federn und Netzen für 1800 guldin Dukaten zu rechten Pfand“ zu geben.

40) S. ob. Anm. 36. — Von Allem, was Sigismund gewollt, war nur das Eine, die Beseitigung der Kirchenspaltung erreicht, allerdings ein nicht gering anzuschlagendes Werk. Daß er für das Reich nichts ausrichtete, war nach Aschbachs Zeugniß (a. a. O.) nicht seine Schuld. „Die Selbstsucht der Fürsten, ihr gänzliches Abschließen von dem gemeinsamen Vaterland, ihre Eifersucht gegen die Städte machte sie taub und unzugänglich gegen jede Verbesserung, gegen jede neue Einrichtung, welche irgend ein Opfer oder Zugeständniß von ihrer Seite zu erheischen schien.“ — Die Reform war so gut wie unterblieben; nach der Wahl hatte man keine Lust mehr dazu und betrieb über Hals und Kopf den Schluß des Conzils. Die Hauptbeschwerdepunkte waren gewesen: die ausschließliche Besetzung der Cardinalstellen durch Italiener, die Vorbehalte, wodurch die Besetzung von Bisthümern immer mehr in die Hände der Päpste kam; die Annaten, Jahresgebühren, welche die Bischöfe nach Rom zahlen mußten, die Berufungen nach Rom, der Handel mit Dispensen und Abläßen u. s. w. Die Deutschen legten einen förmlichen Entwurf vor, den Martin V., wenn auch mit vielen Beschränkungen, billigte. Die andern Nationen konnten sich darüber nicht einigen, es ge-

lang Eifersucht und Zwiespalt unter ihnen zu erregen, und so kam das Anerbieten des Papstes, gesonderte Conkordate abzuschließen, gelegen. Alles war kümmerlich und verklausulirt; die Beschlüsse des vorberathenden Reformkollegiums über Lebensordnung und Enthaltsamkeit der Geistlichkeit wurden gar nicht zur Berathung gezogen. Cardinal Zabarella erklärte die Priesterehe als einzige Abhilfe, Gerson war entgegen, stellte aber die Ansicht auf, die Enthaltsamkeit, welche der Priester gelobe, beziehe sich nur auf die Unterlassung der Ehe; wer sich daher nicht vereheliche, breche sein Gelübde nicht, so schwer er auch sonst sündige. Gerson war Eines der ersten, wichtigsten und gelehrtesten Häupter des Conzils. S. Bischof Wessenberg a. a. O. S. 194 bis 230.

41) Er that das wirklich. Windeck erzählt: „Des Tags also er verscheiden solt, do hies er sich anlegen wie einen romischen kaiser des morgens mit seinen alten Epistoler Rock und Evangelier Rock, sein Chorkappen, sein kaiserliche Cron und horte die Messe. Und nach der Messe ließ er sich wieder austun und sprach: Nu tut mich an also mon mich begraben wil. Das tet mon. Also sas er auf einem Stule und verschide."

42) Die Königin trieb ihre Ausschweifungen später so weit, daß Sigmund sie verstieß und nach Preßburg in die Verbannung schickte. „Und man hielt sie gar ermlich, si und ir tochter und alle ir Jungfrawen, daß sie alle krank wurden: wenn es geschah, mannig male, daß sie zu tische sassen, daß sie weder brot noch wein auf dem tische hatten und lis sie gen in ihren cleidern, daß sie lusig und unrein warent wenn sie musten ligen wo si gingent." Als er nach Ungarn kam, that sie ihm einen Fußfall, er konnte den Thränen der schönen Frau nicht widerstehn und nahm sie wieder auf. Aschbach Bd. II. S. 398.

43) Weber a. a. O. S. 384 nach alten Urkunden.

44) Johannes wurde zuerst auf das Schloß Gottlieben gebracht, wo auch Hus gefangen saß. Dann ward er dem Pfalzgrafen Ludwig übergeben und in Heidelberg in anständiger Gefangenschaft gehalten, worin er sich mit poetischen Versuchen beschäftigte. Er hatte einsehn gelernt, daß er des päpstlichen Stuhls unwürdig war, und sagte, er sei nur dem Namen nach Papst, den Sitten nach aber stets ein Verkehrter gewesen. Viele seiner Anhänger, darunter der Erzbischof von Mainz, dann Cosimo Medici dachten ihn zu befreien und dadurch das Schisma zu erneuen: er ließ sich aber nicht darauf ein und als er dem Pfalzgrafen seine Freiheit um 30,000 Dukaten abgekauft hatte, hielt er sich in Italien bei Freunden verborgen. Da man ihm nachstellte und ernstlich die Erneuerung des Schisma fürchtete, erschien er plötzlich freiwillig in Florenz vor Martin V. und begrüßte ihn als das einzig rechtmäßige Kirchenoberhaupt. „Als er ankam," heißt es bei Aretino, „kam die ganze Stadt ihm entgegen, in Thränen ergossen und sah mit unglaublichem Mitleiden den von solcher Höhe und Würde in solches Unglück gestürzten Mann. Er selbst schritt in erbarmungswürdiger Kleidung einher." Martin V. erhob ihn zum Cardinalbischof von Fraskati, aber er starb (am gebrochenen Herzen sagt Wessenberg) und starb arm. Wessenberg S. 264. Aschbach S. 92.

45) Diese merkwürdige Urkunde ist abgedruckt bei Seel Gesch. v. Tirol Bd. 3 S. 59 und beginnt: „Wir Friedrich von Gottes Gnaden bekennen, daß wir und unser getreuwe Hans Wilhelm von Müllinen, genannt Truckfäß, unser Kamrer ain solche Beredung und Taiding mit einander getan haben." Der Inhalt ist eine gegenseitige Erbeinsetzung, wonach der Ueberlebende aus dem Nücklaß des zuerst Verstorbenen innerhalb 2 Monaten tausend Gulden rheinisch erhalten soll.

46) Oswald war im Kerker übel behandelt worden, was er launig genug beſungen hat. S. 58 u. f. Viele waren gegen ſeine Freilaſſung, Manche ſprachen ſogar von Todesſtrafe; Andere baten für ihn. Er ſagt:

— freunt und gesste
die pâten all mit rechter gier
den fursten rich, durchleuchtig hochgeboren
damit er wer genedig mir
un taet kain gaech in seinem ersten zoren
er sprach: ja werden solich leut
von pomen nit geporen.

und weiter:

Da sprach der herr aus zornes wân
gên seinen reten gar ân als verdriessen
wie lang sol ich in liegen lân
kund ir die taiding nymmer mer besliessen?
Was hilfft mich nu sein trauren da
mein zeit getraut ich wol mit ihm vertreiben,
wir muessen singen fâ sôe lâ
und tichten hoflich von den schönen weyben
pald ist die urphed nit berait
so lat sy kûrzlich schreiben.

Den Antheil, welchen die Dichtung Margarethen an der Befreiung gibt, hatte ſie in Wirklichkeit nicht. Sie war aus Gram in Schwindſucht verfallen und geſtorben; als Oswald auf den Hauenſtein kam, fand er ſie nicht mehr. — Weber 393.

47) Wer dieſer Gefangene war, iſt nicht zu ermitteln. Oswald erzählt 62:

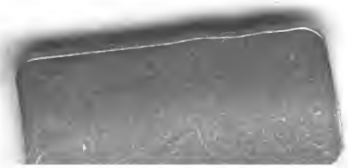
Do batt ich in ân allen hass
for meinen frewnd, der ist für war ein freye
der newnthalp jar gelegen was

gevangen in des edlen fuersten kreyge.
er sprach: nu fuer in mit dir haim ꝛc.

48) Hormayer a. a. O. S. 249 erzählt, eine Rofner-Hirtin sei nach Friedrichs Scheiden aus Liebe zu ihm gestorben. — Anna von Braunschweig war eine treffliche, ebenso schöne als liebenswürdige Fürstin, nach Windeck „ain hubsche blasse suberliche fraw." Brandis S. 192. Sie starb 1432, Friedrich 1439, Oswald selbst im Greisen-Alter 1445 auf Hauenstein. Er ist zu Brixen im Neustift begraben; ein schöner Grabstein (jetzt wieder aufgefunden) stellt ihn als Kreuzfahrer dar, die Pfauenkrone auf dem Helm; der Schwan neben ihm soll wohl an die geliebte Margarethe von Schwangau erinnern. Ueber seine letzten Tage siehe Weber 395 u. f.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt des dritten Bandes.

		Seite
1. Capitel:	Das selige Fräulein	1
2. Capitel:	Bauerngespiel	103
3. Capitel:	Der Greifenstein	169
4. Capitel:	Brunhildis	227
5. Capitel:	Zum goldenen Dach'l	291

FRITZ GÄHR Buchbin
F.X.Beer Nachfolger
MÜNCHEN
Löwengrube 17.